

"der Landvogt von Greifensee" und seine Quellen

Max Nussberger



Herrn Prof. Theod. [illegible]
hochachtungsvoll gewidmet
vom Verfasser.
Berlin, den 20 Okt. 03.



„Der Landvogt von Greifensee“

und seine Quellen

Eine Studie zu

Gottfried Kellers dichterischem Schaffen

von

Dr. Max Nußberger

Frauenfeld
Verlag und Druck von Huber & Co.
1903

So mögen wir uns gern dem Zauber des Dichters entreißen, nachdem wir uns gutwillig haben fesseln lassen, mögen am liebsten dem nachspähn, was er unserm Blick entziehen oder doch nicht zuerst zeigen wollte, und was ihn doch am meisten zum Künstler macht: die geheimen Absichten, die er im stillen verfolgt, und deren wir beim Genius, dessen Instinkt zur Willkür geworden ist, nie zu viele voraussetzen können.

Friedrich Schlegel, über Goethes Wilhelm Meister.

Aber auch bei solchen Dichtern, die man für sorglose Zöglinge der Natur ohne alle Kunst und Schule auszugeben pflegt, fand ich bei näherer Betrachtung, wenn sie wirklich vortreffliche Werke geliefert, ausgezeichnete Kultur der Geisteskräfte, geübte Kunst, reiflich überlegte und würdige Absichten.

Wilhelm Schlegel, Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur.

Vorwort.

Als ich im Frühling 1902 an der Vollendung dieser Studie arbeitete, erhielt ich den Besuch eines Tübinger Studenten, welcher nach Zürich gereist kam, um für seine Dissertation die dortigen Bibliotheken zu durchstöbern. An Herrn Prof. Theodor Vetter empfohlen, war er von diesem zu mir geschickt worden, und ich erfuhr nun, daß auch er an einer Arbeit über Gottfried Keller begriffen sei, und daß ein dritter Kollege in Berlin mit einer Vergleichung der beiden Fassungen des „Grünen Heinrich“ in nächster Zeit zu promovieren gedenke.

So hatten sich also Gottfried Kellers Kassandraahnungen mehr als erfüllt. Auf die Jahrhundertwende hatte er einst (in einem Briefe an Julius Rodenberg) den ersten Beutezug eines promotionslustigen Wissenschäftlers in die stillen Gründe seiner Poesie vorausgesagt, und nun war zu dieser Zeit, ohne gegenseitiges Wissen noch Verabreden, auf der ganzen Linie deutschen Sprachgebietes der kritische Angriff auf die Türme Seldwylas, woher die Kinder von Meister Gottfrieds Schöpferlaune ja alle durch irgend einen Blutstropfen stammen, eröffnet.

Obschon es dem Kandidaten schmeichelte, vom Auslande her als Kellerkenner aufgesucht zu werden, erfreute mich doch diese Botschaft meines Besuches am meisten. Daß ich dazu ausersehen schien, jene Prophezeihung Gottfried Kellers so auffallend genau zu erfüllen — das umfangreiche, mehr biographische Werk Baldenspergers darf schon aus rein formalen Gründen nicht mitzählen —, war mir eine etwas unheimliche Entdeckung gewesen; denn der

launige Ton jenes Briefes täuschte mich nicht über die wahren Gefühle, mit denen Keller den zünftigen „Analysen“ und „Studien“ über seine Werke entgegensah. Nun aber lag in der Kunde meines Gastes der tröstliche Beweis, daß die Zeit erfüllet war und meine Arbeit nicht voreiligen Frevel an dem Dichter beging, sondern einer geschichtlichen Notwendigkeit nicht entbehrte. Für das offenkundige Zeugnis auch gegen den Schein pietätloser Sensationssucht war ich dankbar.

Des Dichters ironisch-resignierte Abweisung tätlicher Verehrungsbezeugungen, wie ich sie im Schilde führte, hatte mich von meinem Vorhaben nicht abbringen können. Dergleichen Proteste waren, auch wenn sie viel energischer klangen, so ernst nicht aufzunehmen. Wie oft hatte Gottfried Keller nicht gegen die beutegierigen Nachlaßmarder gewettert und dennoch seine eigenen Papiere dem Herausgeber in schönster Ordnung hinterlassen! Daß aber die ablehnenden Worte nicht dazu angetan waren, die Arbeitslust zu vermehren oder in kritischen Augenblicken den sinkenden Mut wachzurufen, wird man mir gerne glauben.

Und doch taten sie gute Wirkung. Sie erhöhten den Grad der Selbstkritik, indem sie diese zu der stets wiederkehrenden Frage objektivierten: „Was würde Gottfried Keller selbst dazu sagen?“

Ob er nun an dem vollendeten Büchlein die Berechtigung seiner Befürchtungen polternd bewiese oder es mit ein paar in den Bart gebrummten Bemerkungen gelten ließe, das zu entscheiden liegt nicht mir ob. Nur gegen einen Vorwurf möchte ich mich hier noch wenden, den man mir, in seinem Namen vielleicht, fälschlicher Weise machen würde. Ich meine den Vorwurf einer allzu rationalistischen und formalistischen Auffassung des dichterischen Schaffens.

Hier möchte ich zunächst A. W. Schlegel noch einmal das Wort geben und ihn an der Stelle, welcher das eine Motto entnommen ist, noch etwas weiter zitieren; denn was er hier über das Drama des großen Briten sagt, gilt in gleichem Maße auch für den Shakespeare der Novelle. Er fährt dort fort: „Die Tätigkeit des

Genies ist zwar ihm eine natürliche und in gewissem Sinne bewußtlose, wovon also der, welcher sie ausübt, nicht immer augenblicklich Rechenschaft wird ablegen können; es ist aber keineswegs eine solche, woran die denkende Kraft nicht einen großen Anteil hätte. Eben die Schnelligkeit und Sicherheit der Geisteswirkung, die höchste Klarheit des Verstandes macht, daß das Denken beim Dichten nicht als etwas Abgesondertes wahrgenommen wird, nicht als Nachdenken erscheint. Jener Begriff von der poetischen Begeisterung, den manche lyrische Dichter in Umlauf gebracht haben, als wären sie außer sich, und erteilten wie die Pythia, von einer fremden Gottheit ergriffen, ihnen selbst unverständliche Orakelsprüche: jener Begriff (selbst nur eine lyrische Erdichtung) paßt am allerwenigsten auf die dramatische Komposition, eine der besonnensten Hervorbringungen des menschlichen Geistes.

Man gibt zu, Shakespeare habe über Charakter und Leidenschaft, über den Gang der Begebenheiten und menschlichen Schicksale, über die gesellige Verfassung, über alle Dinge der Welt gedacht und tief gedacht; man muß es zugeben, denn unter Tausenden seiner Sprüche würde ein einziger zur Widerlegung dessen hinreichen, der es ableugnen wollte. Und nur für den Bau seiner eignen Stücke soll er keinen Gedanken übrig gehabt, diesen soll er dem Zufall, welcher die epikurischen Atome zusammenweht, überlassen haben? .....

Hängt nicht der Eindruck eines Schauspiels ganz besonders von dem Verhältnis der Teile zueinander ab? .....

Im Gange der Hauptsache, in der Verknüpfung der Erfolge muß der Dichter, womöglich, noch mehr Ueberlegenheit des Verstandes bewähren als in der Darstellung der einzelnen geschilderten Charakter und Lagen, sonst wäre er wie der Lenker eines Marionettenspiels, dem die Drähte in Verwirrung geraten, so daß nun die Puppen, vermöge ihres Mechanismus ganz andre Bewegungen vornehmen, als er eigentlich wollte."

Es ist mir, wie man sieht, keineswegs darum zu tun, das Absichtsvolle und Zielbewußte, das ich überall in der Dichtung

erblickte und nachwies, hier wieder abzuschwächen und in Frage zu stellen. Vielmehr möchte ich bloß betonen, daß ich mir wohl bewußt bin, mit der ausschließlichen Berücksichtigung des abwägenden Denkens im künstlerischen Schöpfungsakte eine Abstraktion begangen zu haben, indem das freie Spiel der Phantasie in unberechnetem Strom der Assoziationen jenes künstlerische Abwägen und Auslesen vorbereitet und begleitet.

Zu dieser Abstraktion waren wir aber berechtigt; denn es liegt in ihr kein anderes Verfahren, als wie es einer jeden Wissenschaft durch den besondern Gesichtspunkt, unter dem sie die Dinge betrachtet, und die daraus folgende Methode aufgezwungen wird.

Damit glaube ich dem Mißverständnis, als ob ich Keller zu einem klügelnden Techniker degradiere, vorgebeugt zu haben.

Charlottenburg-Berlin, August 1903.

Inhalts-Uebersicht.

Seite

Einleitung. Ziel und Weg der Untersuchung 1

I. Welche Quellen wurden benützt? 7

II. Wie wurden die Quellen benützt? 17

1. Aeußere Entstehungsgeschichte 17
2. Die Individualität des Dichters 19
3. Der Rohstoff. Das poetische Hauptmotiv. Die Behandlung der Hauptfigur 31
4. Der Plan zu den fünf Liebesgeschichten 37
5. Die Frauengestalten. Die Anordnung der Einzelnovellen 50
6. Die Klotener Revue. Marianne 59
7. Distelfink 67
8. Hanswurstel 71
9. Kapitän 89
10. Grasmücke 93
11. Amsel 99
12. Der Schätzekongreß auf Schloß Greifensee . . . 102

III. Resultate 108

Anhang. Parallelabdruck des „Landvogt von Greifensee" und seiner Quellen 111

Einleitung.

Ziel und Weg der Untersuchung.

Die nachfolgende Abhandlung untersucht das Verhältnis, in welchem Gottfried Kellers Erzählung „Der Landvogt von Greifensee“ (Zürcher Novellen) zu ihren Quellen steht; in erster Linie stellt sie also fest, welche Quellen benützt wurden; dann, in welcher Art und Weise ihre Benützung erfolgte. Wenn diese auch, wie sich bald zeigen wird, sehr weit ging, so war es doch nicht etwa meine Absicht, Keller als Plagiator und Kompilator zu entlarven; vielmehr schien mir die Fülle des Vergleichungsmaterials ein äußerst glücklicher Ausnahmefall, um tiefere Einblicke in die Werkstatt eines echten Dichters zu gewinnen. Es schien dadurch möglich, die Prinzipien aufzufinden, nach denen das Rohmaterial im kleinen wie im großen zum Kunstwerk geformt wurde.

Ob bei der Verarbeitung des Rohstoffes ein Prinzip bewußte oder unbewußte Anwendung fand, ist für uns von untergeordneter Bedeutung, denn auch das unbewußte Schaffen war ein gesetzmäßiges. Auch wenn der ästhetische Grund einer Veränderung des Rohmaterials nicht die Bewußtseinsschwelle des Dichters erreichte, war er dennoch vorhanden und die endgültige Form kein Zufall. Nichtsdestoweniger wird man aber gerade durch die folgende Betrachtung zur endgültigen Aufgabe der Ansicht geführt, der Dichter habe in der Hauptsache nichts anderes zu tun, als niederzuschreiben, was der poetische Genius ohne sein Bemühen formte; vielmehr

die grandiose Arbeit der künstlerischen Komposition, d. h. der Ummodelung des an sich unbrauchbaren Stoffes bestaunen, die Leistung schätzen lernen, die hier der schaffende Kunstverstand vollbringt. Natürlich gelten die gewonnenen Resultate zunächst nur für Keller, ja, eigentlich nur für die vorliegende Novelle. Das künstlerische Bewußtsein ist bei jedem Dichter verschieden ausgebildet. Indessen lassen sich doch aus dem einen, vorliegenden Falle der Wandlungen eines Stoffes Schlüsse ziehen, die allgemeinere Gültigkeit haben und unabhängig sind von der Anlage einer einzelnen Dichter-Individualität; Schlüsse, die sich auf die bestimmten Eigenschaften des Stoffes gründen, der eben in sich auch Gesetze trägt und keine willkürliche Verwertung gestattet.

Kellers dichterisches Schaffen ist in hohem Maße bewußt, weit mehr, als man gewöhnlich annimmt. Dafür sprechen die Zeugnisse, die wir über die Art seiner Produktion besitzen. Vor allem, er arbeitet langsam und läßt alles gehörig ausreifen. Welche Beschwerden hat der „Grüne Heinrich" durch sein endloses Verzögern seinem Verleger bereitet, und welche Wandlungen hat er trotzdem noch durchzumachen gehabt. Der Apotheker von Chamounix, durch Heines „Romanzero" (1851) veranlaßt, war schon in den folgenden Jahren 1852/1853 konzipiert worden. In den achtziger Jahren wurde er nochmals umgearbeitet und erschien zum ersten Male vollständig abgedruckt in den „Gesammelten Gedichten" (1883). Die sieben Legenden (1872), die erweiterte Ausgabe der „Leute von Seldwyla" (1874), das „Sinngedicht" (1881) stammen alle noch aus der Berlinerzeit (1850—55). Während solcher Zeiträume reiften aber die Stoffe zu einer Vollendung und Klarheit, daß Keller, wenn er einmal mit Schreiben begann, wie nach Diktat fortschreiten konnte. Er selbst betont gegenüber Varnhagen von Ense sein künstlerisches Gewissen und betrachtet es als ein wahrhaft tragisches Geschick, den angefangenen und zum Teil bereits gedruckten „Grünen Heinrich" vollenden zu müssen, zu einer Zeit, wo er dessen künstlerische Mängel bereits erkannt habe, so daß er, statt den Fehler gut zu machen, die alten Gebrechen immer ver-

größern müsse. Der „strickstrumpfartige", unübersichtliche und weitschichtige Roman liege nicht in seiner Art. Er sehnt sich, eine planvolle, kleinere Komposition herzustellen, in der alles seinen bestimmten, wohlgewählten Platz habe. Historische Studien, wie sie der „Landvogt" in hohem Maße zur Voraussetzung hat, hielt Keller für eine unumgängliche Notwendigkeit. Er hat sich in dieser Richtung deutlich ausgesprochen.[1] All das bietet Bürgschaft dafür, daß jeder Zug in Kellers Novellen wohl erwogen und bedeutungsvoll ist, nicht nur an sich, sondern auch mit Rücksicht auf seinen Standort. Die Betrachtung hat im folgenden die Richtigkeit dieser Behauptung zu erhärten; sie geht übrigens schon aus der gleichmäßigen Kraft und Fülle der Kellerschen Dichtungen hervor, die nirgends blöde Stellen aufweisen.

Keller wendet sich bei Anlaß der Umarbeitung des „Grünen Heinrich" gegen die philologisch-historische Betrachtung eines Kunstwerkes, die es nicht aus sich selber, sondern, ganz allgemein gesprochen, aus den Quellen heraus erklärt, seien diese nun Bücher oder das Leben des Verfassers. Der Dichter neigt im allgemeinen zum Protest gegen die wissenschaftliche Sektion seiner Werke. Wie mir scheint mit Unrecht. Denn gerade indem man die Wandlungen eines Motives verfolgt, kommt man dazu, den vollen Kunstwert seiner endgültigen Gestalt zu schätzen. Gewiß, wenn der Historiker dabei stehen bleibt, das Vorhandensein gleicher Motive an verschiedenen Orten zu konstatieren, hat er dadurch noch nichts zum Verständnis derselben beigetragen; führt aber die Vergleichung mit der Quelle dahin, zu fragen, warum etwas so oder so geworden ist, dann läßt sie uns Blicke in die tiefsten Geheimnisse der künstlerischen Produktion tun und hilft wie nichts anderes den Wert eines Kunstwerkes erfassen. Indem wir das Wie des Werdens verfolgen, finden wir das Gewollte im Gewordenen.

Nächst der Aufgabe, womöglich sämtliche von Keller benützten Quellen nachzuweisen, liegt uns also ob, eine genaue Vergleichung

[1] Ich verdanke diese Mitteilung Herrn Prof. Adolf Frey in Zürich, zu dem sich Keller darüber äußerte.

der Dichtung mit denselben auf allen Punkten durchzuführen, die sich dazu eignen; die mannigfachen Unterschiede vor allem in den Charakteren und Situationen, aber auch im Stil festzustellen und ihren Gründen nachzuforschen; zu fragen, ob die Veränderungen, die an dem Rohstoff vorgenommen wurden, glücklich sind oder nicht, ob charakteristisch für Keller oder nicht.

Insofern ist unsere Aufgabe ästhetisch-kritisch und läuft auf eine Charakteristik und Würdigung der Dichtung und des Dichters hinaus.

Aber nur zum Teil sind die Wandlungen der Motive in der Individualität des Dichters begründet und damit zu erklären. Zum andern Teil haben sie ihren Grund in der Individualität des Stoffes und hängen alle zusammen. Die kleinen, nebensächlichen Aenderungen hängen von größeren, umfassenderen ab, das Detail von der ganzen Anlage. Je nachdem die von der Quelle gebotenen Daten, Personen und Situationen die Wirkung des Grundgedankens verstärken oder schwächen, werden sie verwendet oder verworfen oder verändert. Daher können wir die Vergleichung der Motive nicht etwa in der Reihenfolge vornehmen, wie sie sich dem Leser darbieten. Um die Gründe der Veränderungen im einzelnen stets zu erkennen, müssen wir beim Hauptmotiv beginnen; erst zeigen, wie der Dichter dazu kommt, in seinen Rohstoff gerade diesen Gedanken hineinzulegen; sodann verfolgen, wie von ihm aus und mit steter Rücksicht auf ihn die großen Linien skizziert werden, um am Schluß die Ausarbeitung im Detail zu mustern.

Insofern ist unsere Aufgabe historisch und nichts anderes als die Darstellung des Werdeprozesses der Dichtung. Wir komponieren die Novelle gewissermaßen nach. Beide Aufgaben, die ästhetische Vergleichung der Dichtung und der Quellen und die historische Darstellung ihrer Entstehung aus den Quellen, ergänzen sich und sind nur in der Abstraktion zu trennen. Der Weg zur einen ist die Lösung der andern Aufgabe.

Natürlich nimmt unsere Nachkomposition nicht ganz den gleichen Weg, den einst der Dichter ging. Wir können nicht wissen, was

für eine Gestalt die Novelle hatte, bevor das endgültige Hauptmotiv feststand. Obgleich sicher ist, daß dieses nicht das erste Resultat der Bekanntschaft mit der Quelle war, haben wir keine andere Möglichkeit, als hier einzusetzen. Das schadet aber nicht viel, indem auch für den Dichter das Aufleuchten des Hauptmotivs der entscheidende Moment war. Jetzt mußte nochmals alles durchgangen werden mit Rücksicht auf die leitende Idee. Diese wurde maßgebend für alles und entschied über Verwertung, Verwerfung und Verwandlung der schon vorhandenen Gedanken.

Zur Erläuterung ein Beispiel: Die Wahl des Ortes und der Zeit für die Schlußszene der Novelle. Nachdem einmal das Hauptmotiv, der Kongreß der fünf Schätze Landolts, feststand, wurde er auch sogleich nach Schloß Greifensee verlegt. Damit wurde der „Salomon Landolt" der biographischen Quelle zum „Landvogt von Greifensee" Kellers. Diese Umgestaltung der Figur war nicht so natürlich, wie es auf den ersten Augenblick erscheinen möchte. Landolt hauste während seines langen Lebens nur sechs Jahre auf Greifensee in der Eigenschaft eines Landvogts. Marianne, seine Haushälterin auf dem Schlosse, führte in Wirklichkeit Landolts Wirtschaft erst später, als er als Privatmann auf seinem kleinen Gute in der Enge, unweit der Stadt Zürich, wohnte. Kellers Absicht, diesem dienstbaren Geist am entscheidenden Tage auch eine Rolle zuzuweisen, mußte ihn daher zunächst zum Plane führen, die Schlußszene auf diesem Gut sich abspielen zu lassen. Auch war Landolt nicht etwa durch seine Tätigkeit als Landvogt besonders populär geworden, sein Regiment auf Greifensee nicht auffallender als seine übrige Person. In erster Linie war er ein origineller Zürcher Patrizier. Keller schreibt an Adolf Exner unter dem 27. August 1875 über seinen Landolt: „Der Landvogt ist ein origineller Zürcher, Landolt, aus dem vorigen Jahrhundert, der als Junggeselle gestorben ist." Aber es läßt sich leicht einsehen, warum Keller den Kongreß der alten Schätze nach Schloß Greifensee verlegte. Einmal hatte er damit für die Hauptszene einen Hintergrund gewonnen, wie ihn malerischer kein anderer Ort bieten konnte.

Dann aber verstärkte das alte Schloß am See auch das historische Kolorit. Es zaubert vor unser Auge die goldene Zeit des ancien régime und damit zugleich ein Stück Romantik und Rittertum. Keller selbst erzählt am Anfang unserer Novelle: „Auf ihren Gütern und Vogteien lebten diese alten Zürcher gleich den alten Göttern und Halbgöttern der Feudalzeit, aber ohne deren Fehden und Kriegsmühen, im tiefsten Frieden.“ Nur auf Schloß Greifensee waren ferner die köstlichen Gerichtsverhandlungen denkbar, die einen wirksamen Kontrast zu dem Blutgericht von 1444 und zu dem Gericht bilden, das die Schönen mit Landolt vornehmen sollen. Man sieht aus der Tragweite der Folgen, daß die Wahl des Ortes den feinsten künstlerischen Berechnungen entspringt; man sieht aber auch — und darauf kam es hier an —, wie immer das Hauptsächliche das Ursprünglichere ist und das Nebensächliche bestimmt, daß wir infolgedessen später den gleichen Weg einschlagen müssen, um eine Erklärung der Dinge zu gewinnen. Doch zunächst soll eine Uebersicht über die Quellen gegeben werden, deren Ergänzung und Kontrolle im einzelnen die Gegenüberstellung von Dichtung und Quellen im Anhange gestattet.

I. Welche Quellen wurden benützt?

Auf die Hauptquelle, aus der Keller schöpfte, deutet er in der Rahmenerzählung der Zürcher Novellen (S. 144) selbst hin. Es ist die Biographie Salomon Landolts von David Heß, einem Freunde und Landsmann Landolts. Sie erschien 1820 in Zürich, bei Orell, Füßli & Co. Jakob Bächtold hat sie, offenbar veranlaßt durch Kellers Novelle, in der Sammlung des Vereins für Verbreitung guter Schriften mit einigen Kürzungen wieder abgedruckt; eine Beeinflussung des produzierenden Künstlers auf den Mann der Wissenschaft, wie sie, dem gewöhnlichen Gang widersprechend, mehrfach bei den beiden Freunden zu beobachten ist.

Außerdem wurde für den „Landvogt" das Buch Josephine Zehnders, geb. Stadlin, bedeutungsvoll, das, unter dem Titel „Pestalozzi"[1] erschienen, eine Biographie des Pädagogen und Reformators werden sollte und in diesem ersten Bande einleitend eine Schilderung der damaligen Zeit entwirft. Das ganze Werk war auf sechs Bände berechnet, kam jedoch infolge des Todes der Verfasserin nicht mehr zur Vollendung. Aber auch dieser erste Band muß als ein unvollendetes, durchaus dilettantisches Werk angesehen werden. Er bietet auf seinen über achthundert großen Quartseiten eine Menge von Briefen, Aktenstücken, privaten und Zeitungsnotizen aus jener Zeit. Aber weder werden diese Materialien

[1] Josephine Zehnder, geb. Stadlin, Pestalozzi, Idee und Macht der menschlichen Entwickelung. Gotha 1875.

durch einen Text eingeleitet oder erklärt, was bei dem ausgeprägten Lokalton der Quellenstücke ein dringendes Bedürfnis wäre, noch sind, und das ist der schlimmere Fehler, die Texte durchaus zuverlässig. Es finden sich bei Handschriften nicht selten Lesefehler, die allerdings durch die Menge Bodmerscher Briefe (sie bilden den Hauptinhalt) wenn nicht entschuldigt, so doch erklärlich werden. Bekanntlich ist Bodmers Hand äußerst mühsam zu entziffern. Der doppelte Abdruck eines und desselben Briefes ohne besondern Grund ist charakteristisch für die Sammlung. Das Buch zerfällt in die Abschnitte: 1) Aus dem Staatsleben; 2) Aus dem Familienleben; 3) Junge Leute; 4) Männer; 5) Allerlei zur Charakteristik der Zeit; 6) Pestalozzis Kundgebungen über zürcherische Zustände. Abgesehen vom ersten Abschnitt, der in der Hauptsache Fragmente obrigkeitlicher Erlasse abdruckt und dem letzten, Pestalozzische Schriften enthaltend, besteht der Text fast ausschließlich aus Briefsammlungen, die in solcher Masse in der Tat geeignet sind, das intime und das öffentliche Leben des alten Zürich zu illustrieren, und deshalb ist das Buch wertvoll, ja unentbehrlich, trotz aller Unübersichtlichkeit und Ungenauigkeit.

Keller hat dieses umfängliche und oft über lange Strecken hin herzlich langweilige Sammelwerk mit Sorgfalt studiert. Es geht dies aus der Verwertung von vereinzelten und versteckten Notizen aus allen Teilen des Buches hervor. Wenn je etwas, so kann dieses Buch zeigen, ein wie aufmerksamer Leser Keller war. Erschienen ist es 1875. Also zwei Jahre vor den Zürcher Novellen. Offenbar ist von ihm aus der letzte Anstoß zur endgültigen Anfassung des Stoffes erfolgt; denn nicht nur viel Ausschmückendes, wie Bächtold in der Biographie Kellers konstatiert, hat dieser daraus geschöpft, sondern auch sehr wesentliche Motive der bedeutungsvollsten der Liebesgeschichten Landolts, nämlich der Figuranovelle. Für diese Novelle vor allem, die am meisten den Geist der alten Zeit atmet, ist Zehnder-Stadlin von Einfluß geworden. Was sie an kulturhistorischem Material enthält (Schilderung der Kleider, Frisuren, Interieurs, der Sitten und Gebräuche) — und es ist dessen nicht

wenig — das ist nicht freie Erfindung eines mit jenen Zeiten nur im allgemeinen bekannten, aber phantasievollen Kopfes; vielmehr läßt sich jeder einzelne solche Zug durch Quellen belegen, und zwar in der Mehrzahl der Fälle durch Zehnder-Stadlin. Sonst hat dieses Buch allerdings nur noch auf den „Kapitän" eingewirkt und auch hier nur sehr wenig.

Wie gesagt, kann „Pestalozzi" nur dem mit der behandelten Materie bereits Bekannten wertvoll sein. Um die hunderterlei Details in ihren richtigen Beziehungen verstehen und ihren Wert schätzen zu können, muß Keller anderweitige Vorstudien gemacht haben. Natürlich lassen sich dafür genauere Angaben schwer machen, weil ein direkter Zusammenhang zwischen der Quelle und der Erzählung Kellers nicht mehr wahrgenommen werden kann; auch konnten ihm diese Kenntnisse auf die mannigfachste Weise, z. B. auch durch Bilder und mündliche Mitteilungen, zufließen. Es muß ferner berücksichtigt werden, daß Keller eine umfassende Belesenheit besaß, die um so erstaunlicher ist, als er auf seinem Weg zur Bildung ganz auf sich selbst angewiesen war. Keller erwog einst ernstlich, ob er nicht den Lehrstuhl für deutsche Literatur am neugegründeten Eidgenössischen Polytechnikum übernehmen solle, der ihm in Aussicht gestellt worden war, und machte sich anheischig, auch die Kapitel über fremdländischen Einfluß in der deutschen Literaturgeschichte mit Beherrschung des gesamten Materials vorzutragen. Wer Kellers Bescheidenheit und Strenge gegen sich selbst kennt, weiß, was für Voraussetzungen diese Aeußerungen haben müssen. Aus Kellers Briefen an Hermann Hettner[1] geht hervor, daß er auch in Gegenden der deutschen Literatur zu Hause war, die den meisten Dichtern sonst unbekanntes Land sind. Immerhin dürfte in dem Buche von Karl Morell über „Die helvetische Gesellschaft"[2] die Quelle gefunden sein, aus der Keller die Vertrautheit mit dem öffentlichen Leben jener Zeit gewann, wie sie sich in der Darstellung des Bodmerschen Kreises widerspiegelt. Zwar hatte die helvetische Gesell-

[1] Jakob Bächtold, Gottfried Kellers Leben, Band II, S. 221 u. 258.

[2] Karl Morell, Die helvetische Gesellschaft. Winterthur 1863.

schaft mit diesem nur lokalen Zirkel nichts zu tun, doch waren die Mitglieder des einen Kreises zum Teil auch Mitglieder des andern, und da die politische Lage einerseits, die treibenden Zeitideen anderseits dieselben waren, hatte auch das Leben in den beiden Kreisen und das Schicksal derselben Aehnlichkeit. Beide kämpften gegen das veraltete Regiment der „beiden Stände", der weltlichen Obrigkeit und der ihr ergebenen Dienerin, der Kirche; beide fielen daher in Mißkredit und hatten Plackereien mit der Zensur; beide waren auch in den alten Ideen selbst noch befangen. So konnte Keller wohl aus den Angaben Morells Nutzen ziehen. Sein Buch kam 1863 in Winterthur heraus und mußte Keller bekannt sein; war doch Morell einer der intimen Freunde Kellers nach dessen Rückkehr aus Berlin, wofür zwei Briefe an ihn Zeugnis ablegten.[1] Es ist mit viel Feuer geschrieben, und von einem Standpunkt aus, der dem Kellers nahe lag. Hauptsächlich der Abschnitt über „Das Patriziat und die öffentliche Meinung im 18. Jahrhundert" bietet in der knappen Zusammenfassung des Wichtigen eine treffliche Ergänzung zu Zehnder-Stadlin und kommt für eine Benützung in erster Linie in Frage.

Daß Keller für die Darstellung des Kreises der jungen Patrioten auch einen Aufsatz des bekannten Pestalozzibiographen H. Morf benützt hat, ist wahrscheinlich, aber nicht sicher auszumachen. Derselbe erschien unter dem Titel „Vor hundert Jahren" in dem Neujahrsblatt 1867 der Winterthurer Hilfsgesellschaft und enthält eine eingehendere Schilderung der Kämpfe, welche die jungen Reformer mit der Zensur auszufechten hatten.

Schwieriger gestaltet sich die Quellenfrage bei Bodmer selbst. Die Promenade im Schützenplatze, „wo längs den zwei Flüssen, die denselben einfassen, die schönen Baumalleeen stehen", hat ihre Hauptquelle in keinem andern Werk als den „Diskursen der Maler", wo der junge Bodmer in dem berühmten zehnten Diskurs des dritten Teiles ein so köstliches Konterfei des sonntäglichen Zürich

[1] Bei Bächtold a. a. O. abgedruckt.

entwarf, daß er den größten Aufruhr in der guten Stadt hervorrief. Einen Teil dieses Diskurses hat Morell[1] abgedruckt; doch mag Keller, ein Kenner speziell der einheimischen Literatur, ihn schon vorher gekannt und für eine gelegentliche Verwendung aufgehoben haben.

Zur gleichen Szene ist auch Mörikofer, „Die schweizerische Literatur des 18. Jahrhunderts"[2] benützt worden, wie die wörtlichen Uebereinstimmungen mit Keller beweisen. Denkbar ist zwar, daß diese Uebereinstimmungen bloßer Zufall wären, und Keller lediglich aus Zehnder-Stadlin geschöpft hätte, wo sich Ansätze zu den fraglichen Zügen finden; allein anderseits wäre es sonderbar, wenn Keller das Buch unberücksichtigt gelassen hätte, das zum ersten Male eine auf Selbstschau beruhende kritische Monographie Bodmers und seines Kreises entwarf, zumal es durch den Keller damals befreundeten Friedrich Th. Vischer eine anerkennende Rezension erfahren hatte. Daß aber Keller Literaturgeschichten nicht nur las, sondern studierte, beweisen seine Briefe an Hettner. Keller und Mörikofer treffen sich aber noch in einem andern wesentlichen Punkte, nämlich im Urteil über Bodmer. Beide lassen ihm, trotz aller seiner Schwächen, lächelnd Anerkennung seiner Verdienste widerfahren. Im Gegensatz zu der vernichtenden Kritik, die der Keller antipathische Gervinus über Bodmer fällt, wird Mörikofers Art der Betrachtung seine Billigung gefunden haben.

Soweit stehen wir auf ziemlich sicherem Boden. Es ist nun aber die Frage, ob Keller nicht außerdem noch die zeitgenössischen Quellen über Bodmer durchstöbert hat. Als solche lagen auf zürcherischen Bibliotheken: 1) die Bruchstück gebliebene Bodmerbiographie von Heinrich Füßli, im „Schweizerischen Museum" erschienen; 2) eine kleine, zirka 100 Oktavseiten umfassende Lebensskizze von Leonhard Meister, bei Orell, Geßner, Füßli & Co. in Zürich 1783, also im Todesjahre Bodmers, erschienen; 3) vier

[1] Morell a. a. O., S. 152.

[2] Mörikofer, Die schweiz. Literatur des 18. Jahrhunderts. Leipzig 1861.

Zeitungsartikel der „Monatlichen Nachrichten".[1] Einer war noch zu Lebzeiten Bodmers, die andern kürzere oder längere Zeit nach seinem Tode erschienen; alle lobpreisen verhimmelnd den Vater Bodmer oder beklagen seinen Verlust als einen unersetzlichen. Die Füßlische Biographie ist von vorneherein auszuscheiden, da sie nicht über die Jugend Bodmers hinauskam. Anders verhält es sich aber mit den vier Zeitungsartikeln. Wiederum muß zwar zugestanden werden, daß alle Tatsachen, die auf eine Benützung schließen lassen, auch aus Zehnder-Stadlin stammen können. Auch hier hören wir gelegentlich von Bodmers politischem und religiösem Freisinn, von seinem väterlichen Verhältnis zu den Jünglingen, hie und da eine Notiz über seinen Lieblingsspaziergang im „Platzspitz" im Kreise andächtiger Verehrer und Freunde, über seine Lieblingsdiskurse und seine Art des persönlichen Umgangs. Allein das alles ist unauffällig, ja versteckt und mehr nur zu erraten. In den vier genannten Aufsätzen dagegen sind alle diese Momente stark betont und als typisch für Bodmer hervorgehoben, und das erst konnte Keller dazu veranlassen, sie zu verwerten. In der Tat beobachten wir aber, daß von Keller verwertete Motive nicht selten in einer dieser Quellen mit dem Zusatz erscheinen: „Es war ein lieblicher Anblick, zu sehen, wie . . .", oder „Mir schwebt das Bild noch deutlich vor den Augen, wie . . ." u. dgl. Wenn wir endlich in Berücksichtigung ziehen, wie peinlich Keller sonst auf die historische Treue achtet, so hat wohl die Annahme, daß er auch ältere Quellen zu Rate zog, nichts Auffälliges mehr.

Diese Auffassung wird noch bestärkt durch die Biographie von Meister. Es handelt sich um die Szene bei Geßner im Sihlwald,

[1] Die „Monatlichen Nachrichten" kamen in Zürich unter verschiedenem Namen von 1750—1830 heraus und waren Amtsblatt, Vergnügungsanzeiger und Insertionsorgan in einer Person. Sie brachten Geburts- und Todesanzeigen, Eheverkündigungen, daneben Schilderungen von patriotischen Festen, Unglücksfällen, Zeitereignissen, auch größere biographische Aufsätze. Vgl. Dr. G. Finsler, Zürich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Zürich 1884. Die vier Artikel befinden sich auf der Stadtbibliothek Zürich unter L K 775 b.

wo Bodmer, in süße Erinnerungsträume versunken, plötzlich Figuras Scherzspiel gewahr wird, aufspringt und mit erzürntem Blick die Spötterin ins Gebet nimmt. Diese Schilderung hat eine auffallende Aehnlichkeit mit einer Stelle bei Meister. Man halte dabei vor Augen, wie genau die übrige Szene den Quellen nachgebildet ist, wie die Angaben Hottingers über Geßners mimische Unterhaltungstalente ausgebeutet sind, wie selbst der Scherz mit den Spiegeln biographischen Angaben von Heß entspricht. Wäre es da nicht möglich, daß auch hier zum mindesten eine Reminiszenz, wahrscheinlich aber eine getreue Nachbildung nach den Quellen vorläge? Nun springt ja jedem der Unterschied zwischen Kellers Szene und der bei Meister, die sich in Bodmers Hause, bei einem Besuche seiner jungen Gönner abspielt, in die Augen; andererseits aber bleiben der frappanten Uebereinstimmungen genug, die in Verbindung mit der allgemeinen Kongruenz Kellers und der Quellen die Annahme einer direkten Beeinflussung aufnötigen. Dazu kommt noch, daß Meister die Szene als typisch für die Erscheinung des alten Bodmer ausdrücklich hervorhebt. Wenn dadurch aber die Berücksichtigung zeitgenössischer Quellen als Tatsache festgestellt wird, so gewinnt die Vermutung, Keller habe auch jene biographischen Aufsätze in den „Monatlichen Nachrichten“ studiert, von neuem an Sicherheit.

Den umfangreichen, aber schwer zu entziffernden handschriftlichen Nachlaß Bodmers hat Keller jedenfalls nicht zu Rate gezogen. Die Briefe in Zehnder-Stadlin konnten ihm in dieser Hinsicht genügen.

Für Geßner kam, da Prof. Adolf Freys Ausgabe des Dichters in Kürschners National-Literatur und Heinrich Wölfflins Monographie noch nicht erschienen waren, einzig die Biographie von Joh. Jak. Hottinger[1] in Betracht; diese hat denn auch für die Szene im Sihlwald eine ausgiebige Benützung erfahren.

Der italienische Uebersetzer Geßners, Bertola, hatte seinen

[1] J. J. Hottinger, Salomon Geßner. Zürich 1796.

Besuch bei Geßner im Sihlwald, Ende der achtziger Jahre, in einem kleinen Büchlein beschrieben, das bald ins Deutsche übertragen worden war.[1] Ueber dessen Beeinflussung lassen sich ungefähr die gleichen Gründe für und wider anbringen wie bei den andern zeitgenössischen Quellen. Da Keller die Gegend durch Ausflüge selbst kannte, und in Heß und Zehnder-Stadlin Besuche bei Geßner im Sihlwald erwähnt werden, sind die Aehnlichkeiten nicht zwingend. Anderseits wurde er durch Hottinger auf das Schriftchen aufmerksam gemacht, und es wäre bei seinem Streben nach historischer Genauigkeit, gerade bei dieser Szene, merkwürdig, wenn er nicht nachgeforscht hätte, was hier zu finden sei.

Der Darstellung des Badelebens im „Kapitän" konnte David Hessens „Badenfahrt"[2] als Quelle dienen. Man muß annehmen, Keller habe auch dieses Buch des „geistreichen Dilettanten" gekannt. Das heute seltene Werklein ist eine erschöpfende Monographie des berühmten Badeortes, ein Bädeker des 18. Jahrhunderts. Ein besonderer Abschnitt schildert „Die Zürcher in Baden in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts". Die vornehmen Leute sollen gewöhnlich im Hinterhof logiert haben. Da die strengen Kleidermandate der zürcherischen Obrigkeit nicht bis nach Baden reichten, prunkte man mit Samt und Seide und Edelsteinen. Die Herren hielten sich häufig mehr zu einer fidelen Gesellschaft beim Wein als an die strenge Kurordnung. Auf dem „Mätteli" promenierte man regelmäßig in Gala. Alle diese Angaben scheint Keller benutzt zu haben. Man darf aber nicht vergessen, daß Kellers eigene Jugend noch in die alte Zeit zurückreicht — die „Badenfahrt" wurde ein Jahr vor Kellers Geburt geschrieben — so daß er sich mündlich über diese Verhältnisse jederzeit orientieren konnte.

Eine sehr unsichere Quelle ist die Selbstbiographie des Idyllendichters Franz Xaver Bronner,[3] in der ein Besuch bei Landolt

[1] Giorgi di Bertola, Elogio di Salomon Gessner. Pavia 1789. Lobrede auf Geßner, aus dem Italienischen des Herrn Abbé Giorgi di Bertola. Zürich 1789.

[2] David Heß, Die Badenfahrt. Zürich 1818.

[3] Frz. Xav. Bronners Leben, von ihm selbst geschrieben. Zürich 1795—97.

auf Greifensee geschildert ist. Möglich, daß Keller das Buch gelesen und daraus die Gewißheit hatte, daß Landolt seine Gäste aus der Stadt gern zu einer Kahnfahrt auf dem nahen See einlud.

Durch eine Mitteilung von Herrn Prof. Frey wurde ich auf die Quelle der Ballade geführt, welche Marianne am Abend nach der Klotener Revue Landolt vorsingt. Keller äußerte sich auf dessen Befragen, daß er das Lied einer tirolischen Sage nachgedichtet habe. In der Tat fand ich in Zingerles tirolischen Sagen,[1] auf S. 23 die Sage von den Salg- oder den saligen Fräulein. Sie bezauberten durch ihren Gesang, den sie abends, auf einem großen Steine sitzend, erschallen ließen, einen Hirten dermaßen, daß er ihnen die ganze Nacht zuhörte und von da an immer an sie dachte. Als er sie nun immer öfter des Abends aufsuchte, wurde seine Frau eifersüchtig, schlich ihm nach und fand ihn unter den saligen Fräulein, die ihm Lieder vorsangen. Die Frau fing an zu weinen, verfluchte ihren Hochzeitstag und die saligen Fräulein. Darauf verschwanden diese aus der Gegend, der Bauer aber starb bald. Dieser Sage ist die Strophe offenbar nachgebildet.

Eine interessante Ueberraschung brachte mir die Entdeckung, wie Keller dazu kam, Bodmer in der Szene im Sihlwald die Klage erheben zu lassen: „Ach, wo ist jene goldene Zeit hin, da mein junger Wieland den Vorbericht zu unsern gemeinsamen Gesängen schrieb“, und die Worte hinzuzusetzen: „Man hat es vornehmlich unserer göttlichen Religion zuzuschreiben, wenn wir in der moralischen Güte unserer Gedichte etwas mehr als Homere sind.“ Diese Worte sind nicht etwa erfunden, sondern dem Vorbericht von Wielands Epos „Der geprysfte Abraham“ entnommen, dessen erste Ausgabe von 1753 sie enthält. Als ich auf der zürcherischen Stadtbibliothek nach ihrer Quelle fahndete, brachte man mir einen alten Sammelband, der außer dem genannten Werke noch Wielands „Briefe von Verstorbenen“ und die „Hymnen“, ferner Bodmers „Colombona“ und „Jakobs Wiederkunft aus Haran“ enthielt. Der

[1] Zingerle, Sagen, Märchen und Gebräuche aus Tirol. Innsbruck 1859.

Band war, wie eine Etikette zeigt, der Bibliothek durch Kellers Testament geschenkt worden. Auf dem zweiten Blatte rechts oben ist mit Rotstift G. K. 1864 kräftig eingetragen. Keller hatte also das Werk selbst besessen und fand die zitierten Worte auf der zweiten Druckseite, da der „Abraham“ an erster Stelle steht.

II. Wie wurden die Quellen benützt?

1. Aeußere Entstehungsgeschichte.

Die äußern Schicksale der „Zürcher Novellen" und damit des „Landvogts von Greifensee" stellt Bächtold im dritten Band seiner Kellerbiographie S. 242—60 ausführlich dar. Man kann die einzelnen Phasen an Hand der dortigen Briefe genau verfolgen. Wichtig sind vor allem vier Briefe. Erstens einer vom 25. Juni 1860, an Berthold Auerbach, woselbst bereits der Plan zu dem Novellenzyklus auftaucht: „Ich habe vor, wenn der Herr will, wie die Mucker sagen, nach und nach eine Reihe Zürcher Novellen zu schreiben, welche, im Gegensatz zu den „Leuten von Seldwyla" mehr positives Leben enthalten sollen. Zu diesen soll dann auch die „Fähnlein"-Geschichte kommen ...."[1] Also schon hier die Andeutung genauerer historischer Studien. Sodann der Brief vom 31. Mai 1875 an Julius Rodenberg, den Herausgeber der „Deutschen Rundschau", der die „Zürcher Novellen" in seiner Zeitschrift publizieren wollte. Hier ist der Plan der einzelnen Novellen genau fixiert: „Die drei bis vier Geschichten oder Novellchen spielen in Zürich; es sind Tatsächlich- und Persönlichkeiten aus dem dreizehnten, vierzehnten und achtzehnten Jahrhundert, mit der Rahmen-

[1] Bächtold a. a. O., II, S. 468. Das „Fähnlein der sieben Aufrechten" erschien zuerst in Auerbachs Volkskalender auf 1861.

novelle aus dem neunzehnten."[1] In einem dritten Briefe vom 27. August 1875[2] erzählt Keller seinem Freunde Adolf Exner in Wien die Geschichte des lustigen Landvogts, der auf einen Tag seine alten Herzensflammen zu sich einlädt. Wir werden Anlaß haben auf diesen Brief zurückzukommen. Als die Zürcher Novellen schon zum Teil gedruckt waren, schreibt Keller an Wilhelm Petersen in Schleswig am 8. März 1877: „Haben Sie Gelegenheit, die Sachen ein wenig anzusehen, so könnten Sie sich ein großes Verdienst erwerben, wenn Sie mir offen und ohne Rückhalt mitteilen wollten (wie es Zeit und Umstände erlauben), wie und wo Ihnen ein Rückschritt statt eines Fortschrittes, ein Nachlassen, eine Langweiligkeit und Pedanterie u. dgl. vorhanden scheint. Dennoch hoffe ich, es werde nicht Altersschwäche, sondern nur die Ungewohntheit der veränderten Arbeitsweise sein,[3] welcher sich nach gemachter Wahrnehmung und erfolgten Warnungsrufen abhelfen läßt. Ich habe auch erst in diesen Tagen das bureaumäßige Abwandeln der poetischen Arbeit ganz abgeschüttelt und das alte Gefühl und Bedürfnis des innerlichen Draufgehens und Auslebens wiedergefunden und entdeckt." Von einem bureaumäßigen Abwandeln hatte es nur da Sinn zu reden, wenn ausgedehntes Quellenmaterial solches nötig machte. Gerade die Aglajanovelle und die Schlußszene des Landvogts ist aber davon freier.

Die Zürcher Novellen teilten das Schicksal der andern Kinder von Kellers Muse. Es ging recht lange, bis sie bereit waren, vor das Publikum zu treten, trotz aller Versprechungen. Im Dezember 1874 machte Keller Rodenberg den Vorschlag, für das April- und Maiheft des folgenden Jahrgangs der „Deutschen Rundschau" einen Novellenzyklus zu liefern. Ende Mai 1875 muß er berichten, daß die bis jetzt noch nicht erfolgte Absendung des Manuskriptes nicht aufgehoben, nur aufgeschoben sei. Aber ernstlich nimmt er die Arbeit erst im Sommer 1876 auf. Der Rücktritt vom

[1] Bächtold a. a. O., III, S. 186.
[2] Bächtold a. a. O., III, S. 208.
[3] Keller war von seinem Amt als Staatsschreiber zurückgetreten.

Amt des zürcherischen Staatsschreibers brachte durch die erhöhte Arbeit bei der Uebergabe desselben an den Nachfolger nochmals eine Verzögerung. Er erfolgte am 8. Juli 1875. Vom November 1876 bis April 1877 erschienen dann die Novellen in der „Deutschen Rundschau", abgesehen vom „Fähnlein der sieben Aufrechten" und der „Ursula." Diese beiden Erzählungen brachte erst die Buchausgabe der „Zürcher Novellen", die auf Weihnachten 1877 bei Göschen erfolgte.

Die „Zürcher Novellen" hatten langsamen, aber stetigen Erfolg. Eine zweite Auflage wurde auf Weihnachten 1878, eine dritte auf Weihnachten 1882 notwendig. Außerdem trugen sie dem Dichter das Ehrenbürgerrecht der besungenen Vaterstadt ein.

Keller betrachtete die „Zürcher Novellen" wie das „Sinngedicht" nur als Uebergang zu seinen dramatischen Plänen.

2. Die Individualität des Dichters.[1]

Man hat Keller oft mit Goethe verglichen, ihn seinen Nachfolger auf dem Throne der Poesie genannt, den größten deutschen Dichter seit den Tagen von Weimars Hegemonie. Die Fülle und Vollendung des Kellerschen Stiles hat schon frühe die innere Verwandtschaft der beiden Naturen verraten. Und in der Tat, die Generalentsagung des Mannes, die Abwendung vom gefühlsbeherrschten revolutionären Sturm und Drang der Jugend, die Weichheit des Herzens, die sich aus Selbsterhaltungstrieb eine kalte, starre Maske vorhält, das sind nur einige der auffälligsten, lange nicht alle und nicht die wichtigsten Berührungspunkte der beiden Charaktere.

[1] Vgl. Fr. Th. Vischer, Altes und Neues, II, 1874. — Otto Brahm, Gottfried Keller. Berlin 1883. — Adolf Frey, Erinnerungen an Gottfried Keller. Leipzig 1892. — Laura Marholm, Wir Frauen und unsere Dichter. Wien und Leipzig 1895. — Otto Ernst, Buch der Hoffnung, erster Band. Hamburg 1896. — Fernand Baldensperger, Gottfried Keller, sa vie et ses oeuvres. Paris 1899, woselbst auch eine Bibliographie.

Viel weniger beachtete man bis jetzt die Wesensverwandtschaft zwischen Schiller und dem ebenbürtigen Landsmanne und Zeitgenossen Kellers, C. F. Meyer, und dementsprechend die Ähnlichkeit zwischen dem Zweigestirn unserer Klassiker und den kleinern aber auch hell leuchtenden Sternen der beiden jüngern Dichter. Und doch kann man die Parallele nicht nur in naheliegenden Einzelheiten verfolgen; vielmehr erweitert sie sich von selbst zu einer großen, die ganze Individualität umfassenden Perspektive, die deshalb besonders fruchtbar wird, weil die Wiederkehr der Gegensätze in den beiden Dichterpaaren die eigentümlichen Schattierungen der vier Charaktere scharf hervortreten läßt.

Zwar bedeuteten die Glanztage Zürichs keine Hegemonie über ganz Deutschland, wie einst die von Weimar und Jena; aber in ihrer Zeit waren auch die beiden Schweizer die größten deutschen Dichter, und wenn sie auch ein viel kleineres Feld bebauten, so haben sie doch in dieser engern Begrenzung das Höchste geleistet.

Ein Freundschaftsbund, wie der Goethes und Schillers, bestand zwar nie zwischen Keller und Meyer; doch gleicht ihr gegenseitiges Verhältnis in manchen Punkten der Zeit nach Goethes Rückkehr aus Italien, da Schiller vergeblich eine Annäherung an diesen versuchte. Auch Meyer hat sich Mühe gegeben, einen freundschaftlichen Verkehr mit Keller anzubahnen, und es nie verschmerzt, daß er nicht zu stande kam.

Beide Dichterpaare besaßen jene Tiefe des Geistes und Größe des Charakters, welche ein anderes ebenbürtiges Talent zu erkennen und auch neidlos anzuerkennen vermag. Kellers Aeußerungen über die Dichtungen Meyers erfüllt dieselbe herzlich teilnehmende Bewunderung, wie die Goethes über Schillers Meisterwerke. Und umgekehrt rührt uns das bescheidene Zurücktreten Schillers vor der überragenden Größe des Freundes auch bei Meyer, der von sich als einem „kleinen, stillen Leuchten“ sprach und das Urteil des von ihm verehrten Dichters immer suchte.

Diese Bescheidenheit Schillers und Meyers, verbunden mit der gewaltigen Selbstzucht am Menschen und Künstler, gewinnt

bedingungslos unser Herz, während wir nur langsam und zögernd unsere Zuneigung den volleren, vielgestaltigeren Naturen der beiden andern schenken, denen auch Menschliches und Allzumenschliches nicht fremd war, deren kalte abweisende Miene überdies leicht zu falscher Beurteilung ihres Wesens verleitete. Wenn man aber bei Goethe nun endlich über das Urteil vom kalten Egoisten hinaus ist, zu dem der zugeknöpfte Minister und Geheimrat verführte, so sollte auch Kellers um einige Grade tiefer stehende, aber auf dem gleichen Grunde beruhende Rauheit nicht mehr zu so falschen Behauptungen führen, wie die, er hätte kein eigentliches Wohlwollen besessen. Rufen uns denn nicht seine Werke auf jeder Seite zu: „Und an den Menschen ein Wohlgefallen!" Ueber dieses Kapitel hat, wie mir scheint, Otto Ernst in seinem Essay über Kellers Gedichte das erlösende Wort poetisch gesprochen: „Gottfried Keller," sagt er, „scheint auch insofern ein Gipfel gewesen zu sein, als er unter Umständen schroff sein konnte und es nicht verstand, unauffällig, sanft und lieblich in das Niveau seiner Umgebung überzugehen .... So weiche, mitfühlende Menschen, wie unser Dichter, sind zuweilen grob und abstoßend aus Zartheit; sie scheuen nicht die äußern Konflikte, aber die Konflikte in ihrem Innern; sie achten den Mitmenschen zu hoch, um ihm mit Unehrlichkeit zu dienen und sein Vertrauen zu bestechen, und sie sind zuweilen hart, um nicht bald darauf, wenn sie sich unversehens in ein tausendmaschiges Netz von unwahren Verhältnissen würden versteckt haben, brutal sein zu müssen; kurz, sie sind grob aus Wahrheitsliebe und Nächstenliebe."

Vor allem aber fordert die Eigenart der Begabung zu einer Vergleichung der beiden Dichterpaare geradezu heraus. Nur die alemannische Spätreife, die selbst wiederum nur langsame Beachtung findet, trennt hier die Schweizer von den Deutschen, welche schon als Jünglinge die Ideen ihrer gärenden Zeit erfassen und durch die begeisterte Verkündigung des neuen Evangeliums der Natur ganz Deutschland mit sich fortreißen oder zu offenem Widerspruche empören. Sonst kehrt jener alte Gegensatz, den Schillers philosophische Sprache auf die Formel von naiver und sentimentalischer Kunst, von An-

mut und Würde brachte, auch bei den jüngern Dichtern wieder und stellt Goethe mit Keller den beiden andern gegenüber.

Schon die physische Unterlage des Talentes und ihr Zusammenhang mit der dichterischen Produktion zeigt übrigens eine merkwürdige, bedeutungsvolle Uebereinstimmung nach der einen, wie einen Gegensatz nach der andern Seite. Hier, bei Goethe und Keller, ein wunderbar gesundes, organisch abgerundetes Leben, dort ein siecher Körper und ein jäher Tod mitten aus vollem Schaffen bei Schiller, lähmender Bann der neuropathischen Anlage und ein prophylaktisches Ausweichen vor jeder heftigen Erregung bei Meyer, und trotz der denkbar günstigsten äußern Verhältnisse auch bei ihm ein allzufrühes Abtreten vom ruhmreichen Kampfplatz.

Mit gesunden Sinnen wurzeln Goethe und Keller fest im Leben. Das Auge ist bei ihnen das bildende Organ. Daher die Gegenständlichkeit ihres Denkens, die epische Breite ihrer Erzählung, der landschaftliche Hintergrund bei allen ihren Figuren; daher auch ihre Neigung zur bildenden Kunst und Naturwissenschaft. Ein solch behagliches Verweilen auf den Gegenständen kennt weder Meyers knappe Kürze noch Schillers eilende Dialektik. Meyer hat den Mangel an Anschauung durch systematische Erziehung wettzumachen gesucht; Schiller ist das Ueberwuchern des Gedankens erst losgeworden, nachdem er zehn Jahre dichterischer Produktion seinem spekulativen Bedürfnisse geopfert hatte. Bei ihnen beiden spielt das unmittelbare Sinnenleben eine viel geringere Rolle. Ihre Naturen neigen auf dessen Kosten mehr zur Reflexion. Diese stellt den Menschen in den Mittelpunkt ihres Interesses und führt sie zum Studium der Geschichte und Philosophie, zu den Kulturwissenschaften mehr als zu den Naturwissenschaften. In souveräner Beherrschung schöpfen sie aus der Geschichte aller Zeiten und Völker ihre Stoffe, die nie so reine Konfessionen geworden sind wie „Werther“ oder der „Grüne Heinrich.“

Die Lyrik der vier Dichter, die den mannigfaltigen Reichtum einer Gelegenheitsdichtung im besten Sinne des Wortes einer viel einseitigeren, dem persönlichen Leben auch viel ferner stehenden Kunst

gegenüberstellt, ist ein schöner Beleg für unsere Behauptung. Eine solche Fülle eigenartiger, tiefergreifender Töne wie Göthe und Keller stehen Schiller und Meyer nicht zu Gebote. Während Goethes lyrischer Strom im hohen Alter noch einmal reich zu fließen beginnt, hat Schiller nur in seiner Jugend eigentliche Lyrik geschrieben, und doch ist auch das keine reine Lyrik. Wie philosophisch abstrakt und vage muten uns die lauttönenden Lauraoden an. In den Meisterjahren wiegen epische Balladen vor, und seine Gedankenlyrik ist mehr Gedanke als Lyrik. Meyers Gedichte weisen eine ganze Reihe von Balladen auf, wo die genaue Herausarbeitung des Phantasiebildes die Hauptsache ist. Eine Perle dieser Kunst, die bei höchster Knappheit vollendete Bildlichkeit erstrebt, schien mir immer das kurze Gedicht „Erntegewitter", wo die Momentbilder eines nächtlichen Gewitters blitzartig hingeworfen sind. Etwas ganz Eigenartiges hat Meyers Liebeslyrik. Sie ist nie unmittelbar, leidenschaftlich, wild. Meist sind es längst entschwundene Gestalten und Ereignisse, die dem Dichter durch irgend eine Zufälligkeit der Umgebung, irgend einen Gegenstand, plötzlich wieder in die Erinnerung treten; nicht in starkem, aber eigenartigem, verhaltenem Gefühlston. Man denke an: „Stapfen", „Der Blutstropfen", „Das begrabene Herz."

Doch nun zu jenen typischen Gegensätzen naiven und sentimentalischen Kunstschaffens, wie sie die seltsame Laune der Natur in allen Künsten paarweise hervorbrachte: ruhig gelassenes Schaffen, harmonische und schöne Gestalten auf der einen Seite, gigantisches Ringen mit dem Stoffe, tragische Größe und dramatische Bewegtheit der Vorwürfe auf der andern.

Goethe und Keller sind zwei jener selten gottbegnadeten Naturen, denen ein gütiges Geschick eine Fülle von Talenten in die Wiege legte und ihnen nur die Wahl, nicht die Kunst selbst schwer machte. Denn sie ist nur das natürliche Ueberfließen ihres starken Lebensempfindens und vor allem andern eine Freude des eigenen jubelnden Herzens und ein Trost der eigenen bedrückten Brust. Still, unbemerkt und ohne sichtbaren Kraftaufwand, wie die Natur selbst, schaffen Goethe und Keller. Langsam reifen die Stoffe, und endlich

fallen ihnen die reifen Früchte in den Schoß. Sie kommandieren die Muse nicht auf bestimmte Zeit her und fordern ein so und so großes Quantum von ihr. Angefangene Entwürfe bleiben daher oft lange liegen. Selten und ungern wird über sie gesprochen, um ihre organische Entwicklung nicht zu stören. Endlich steht alles so klar vor ihrem innern Auge, daß die Niederschrift wie ein Diktat vor sich gehen kann. Im Gegensatz zu dieser scheinbar spielenden Produktion ringen Meyer und Schiller mit dem Stoff, ohne doch jene bedingungslose Wahrheit zu erreichen, die der zwangloseren Schönheit der andern verbürgt scheint. Ihre Produktivität hat etwas Gewaltsames, oft etwas Konvulsives, immer etwas Geschäftsmäßiges an sich. Sie setzen sich jeden Tag ans Pult und erledigen ihr Pensum. Keller und Goethe kamen sich einer solchen disziplinierten Arbeit gegenüber wie Müßiggänger und Tagediebe vor, und die unendliche Verehrung Kellers für Schiller beruht vielleicht nicht zum kleinsten Teil auf der Bewunderung, wie dieser seinem kranken Körper Jahr für Jahr ein Meisterwerk abrang. Meyers und Schillers Diktion ist nicht fließend; mühsam findet sich der befriedigende Ausdruck, wenn auch das vollendete Werk davon nichts mehr merken läßt. Der Stoff selbst wird gewendet und gedreht, wobei sie gern ihre Absichten mitteilen und kunstverständigen Rat einholen. Oft tritt spät ein Zug ein, der endlich zum Hauptzug wird, und dem Ganzen ein anderes Gepräge aufdrückt. So bei den Maltesern, Don Carlos, Wallenstein; bei der Richterin und vielen Gedichten Meyers. Oft ist die endgültige Fassung eines Motivs so grundverschieden vom ersten Plan, daß man diesen nicht mehr erkennt. In dieser unorganischen Art des Hervorbringens sahen Schiller und Meyer eine Schwäche ihres Talentes; ja Schiller schämte sich ihrer geradezu und vernichtete jede Spur der Vorarbeiten.

Die eigene Kämpfernatur machte Schiller und Meyer zu tragischen Dichtern. Während Goethe immer mehr den tragischen Stoffen ausweicht, ihnen bisweilen auch die tragische Spitze abbricht und Keller unvermutet vom Ernsten ins Burleske umschlägt,

führt jene die Neigung zum Hochtragischen, Erschütternden manchmal zur Unnatur. Schiller haftete aus seiner Jugend immer noch ein Zug des Grausamen an, klagt Goethe; Keller seinerseits macht Front gegen die „vertrackten Mordfinales“ Meyers, die ihm doch nicht immer gelängen.

Aus demselben Grunde sind Meyer und Schiller geborene Dramatiker. Es verschlägt nichts, daß Meyer seine Novellen nicht in Dialogform geschrieben hat. Sie sind dramatisch empfunden und mit Bewußtsein auf das Dramatische hin komponiert. Das Wesentliche ist die Freude am Kampf, die Lust, Situationen zu schaffen, wo die feindlichen Kräfte mit voller Gewalt aufeinanderplatzen und um Sieg oder Untergang ringen. Auf solche Situationen wird hingearbeitet, und um ihren Effekt aufs höchste zu steigern, werden die Charaktere oft bis zum Uebernatürlichen und Widerspruchsvollen gemodelt. Das führte dann bisweilen zu gewagten Schlüssen bei Meyer und psychologisch unmotivierten, ja unmöglichen Bühneneffekten bei Schiller. Auch Keller und Goethe haben Züge des Dramatikers; aber sie sind keine Vollblutdramatiker. Die Beschaulichkeit des Epikers und die Kunst feinster Individualisierung verlieren sich in hunderterlei Details. Goethe hat selbst bekannt, daß er keine spezielle Begabung für die dramatische Form besitze, und seine Dramen sind auch als Buch gelesen genußreicher, als von der Bühne gesehen. Keller ist mit seinen dramatischen Plänen nie zu Rande gekommen, wofür der Grund nicht in den materiellen Sorgen zu suchen ist, wie er selbst glaubte. Hat nicht Schiller aus ganz ähnlichen Verhältnissen heraus seine Sturm- und Drang-Dramen geschrieben, die doch auch nicht dazu angetan waren, die Gunst höfischer Mäcene zu erobern? Bei Goethe und Keller stehen nicht die Situationen und Schicksale sondern die Charaktere im Vordergrund. Sie prägen sich daher auch dem Leser mit unauslöschlichen Farben ein. Oder sind der Grüne Heinrich, der Landvogt, die drei gerechten Kammacher, Wenzel Strapinski, Judith und Anna, Züs Bünzlin und viele andere Gestalten Kellers nicht jedem Gebildeten so bekannte Typen wie Faust, Götz, Gretchen, Klärchen?

Seiner eigenen Anlage entsprechend sind Kellers männliche Figuren meist passive Naturen. In Reflexion und Rezeption der Außenwelt aufgehend, werden sie oft nicht über sie Herr, sie setzen sich nicht durch. Des Schicksals Fäden halten die Frauen in ihren zarten, aber kräftigen Händen. Mit List und Energie verfolgen sie unentwegt ihr Ziel, und den Männern fällt dann, sofern sie dessen würdig sind, wie Wenzel Strapinski, der polnische Schneider und Graf, das reife Glück in den Schoß. Wer hingegen, wie John Kabys, gescheiter sein will als der liebe Gott, der verdirbt es mit ihm sicherlich, wird um seinen ehrlichen Lohn betrogen und verfällt überdies dem Gespötte der Mitmenschen. Daher liest man eher den schnell befriedigten Schlendrian und das fette Philisterium aus Kellers Werken als ein kühnes Zwingen des Schicksals. Die Passivität der Helden ist nun aber wieder spezifisch Goethisch. Egmont, Clavigo, Tasso, Werther gehen unter aus Mangel an Energie. Götz ist mehr ein biederer Haudegen, als ein zielbewußt handelnder Mann. Wilhelm Meister aber lehrt, — und das ist auch Kellers letzte Weisheit — daß es den Menschen geht, wie Saul, der ausging, des Vaters Eselinnen zu suchen und ein Königreich fand. Aber Faust? Wirft der nicht unsere Behauptung mit einem Streich über den Haufen? Hermann Grimm möchte allerdings die weibische Weichheit der andern Männergestalten Goethes auf diesen ihren Milchbruder zurückführen, der ihnen die männlichen Tugenden mit Goethes bester Kraft vorweggenommen habe. Aber ist Faust wirklich ein solcher Mann? der Mann? Zwei Seelen wohnen in seiner Brust. Eine möchte die Welt erkennen, die andere sie genießen. Wo bleibt der Wille, die Tat? Mir scheint Taines Kontrastierung des Faust mit Byrons Manfred genugsam die nahe geistige Verwandtschaft Fausts mit den andern männlichen Figuren Goethes bewiesen zu haben. Gegen sie halte man aber nun Schillers Karl Moor, Wallenstein, Marquis Posa, Tell oder Meyers Jürg Jenatsch, den Heiligen und seine Renaissance-Uebermenschen.

Wenn sich nun das spezifisch Männliche in Meyers Kunst weiterhin mehr darin äußert, daß er mit Vorliebe den Kampf

großer Männer, manchmal auch männlich gearteter Frauen schildert, so hat derselbe Zug bei Schiller eine eigentliche Schwäche in der Zeichnung der Frauengestalten zur Kehrseite, die er zeit seines Lebens nicht völlig überwand. Laura Marholm sagt darüber in ihrem an feinen psychologischen Bemerkungen reichen Buche: „Schiller mit seiner ganzen Nachkommenschaft sentimental pathetischer Dramatiker bis auf unsere Zeit hinab brachte vom Weib nicht viel mehr auf die Bühne als den langen Rock. Zog man ihm den aus, so fand man etwas wie einen Jüngling darunter, ein in seiner Gefühlsweise und Handlungsweise halb männliches Wesen, ebenso wie auch die Frauen der Lessingschen Dramen meistens nur männliche Dialektiker in Schleier und Schnürbrust sind.“ Anderseits erscheinen die Frauengestalten Goethes und Kellers das Vollkommenste, was sie geschaffen. In die Weibesseele haben sie tiefere Blicke getan als irgend einer und bringen dem Wesen des Weibes ein Verständnis entgegen, das sie, um wieder Laura Marholms Ausdruck zu gebrauchen, zu genialen Frauenärzten gemacht haben würde. Und in der Tat stehen der Galerie der Goetheschen Frauen Kellers Frauengestalten ebenbürtig zur Seite.

Die Menschen, die Goethe und Keller geschaffen haben, verkörpern das reine Menschentum. Wenngleich sie niemand als gewöhnliche Menschen bezeichnen wird, erscheinen sie uns doch wie alte, vertraute Bekannte. Uns frappiert das Einfach-natürliche, Alltägliche, das wir ja tausendmal selbst schon beobachtet haben, dessen Wert sich uns aber jetzt erst erschließt. Umgekehrt müssen wir alle unsere Erfahrung zusammennehmen, um die singulären Gestalten eines Wallenstein oder Jürg Jenatsch zu begreifen. Ihrer eigenen Natur gemäß zieht Schiller und Meyer vor allem das Außergewöhnliche, über allem Maße Stehende und daher auch die Schranken Durchbrechende an. Einen solchen Menschen, der scheinbar jeder Erklärung spottet, verständlich zu machen, das setzen *sie* sich zur Aufgabe. Sie wollen, was übermenschlich scheint, menschlich erscheinen lassen. Geschöpft sind ihre Gestalten meist aus den Glanzkapiteln der Geschichte, wo zwei Welten gegeneinander aufstehen,

und gigantische Herrennaturen über alles Volk emporragen. Ein Uebermaß der Kräfte hält sie von uns fern und verhindert, zu ihnen in ein so nahes Verhältnis zu treten, wie zu den Menschen Kellers und Goethes.

Dieser aristokratische Grundzug der Meyerschen Gestalten hilft uns vielleicht die Frage beantworten, warum wohl zwischen Keller und Meyer eine Freundschaft nicht zu stande kam. Man wird wohl recht behalten, wenn man sagt, Kellers durch und durch demokratische Natur habe das aristokratische Wesen Meyers instinktiv abgestoßen, wobei man sich vielleicht der Worte Goethes erinnern darf, Schiller sei im Grunde genommen mehr Aristokrat als er. Kellers höchstes Lebensprinzip ist eine beschauliche, philosophische Ruhe, ein Sich-Bescheiden mit dem Platz, auf den man gestellt ist. Nietzsche übersandte Keller mit einem jetzt auf der Stadtbibliothek zu Zürich liegenden Briefe ein Exemplar seines Zarathustra.[1] Wohl mag er an ihm einen Bewunderer der glanzvollen Sprache gefunden haben; einen Anhänger seiner Religion vom Willen zur Macht gewann er nicht. Keller weiß, — und damit nähert er sich der modernen Milieutheorie — daß des Menschen Schicksal von unsichtbaren Mächten bestimmt wird, gegen die nicht aufzukommen ist. „Du glaubst zu schieben, und du wirst geschoben." Darum soll sein Mut Widerstand heißen, nicht Vorwärtsstürmen, seine Tugend Beharrlichkeit, nicht Unzufriedenheit. „Nur die Ruhe in der Bewegung hält die Welt und macht den Mann." Diese Worte des „Grünen Heinrich" legen den innersten Kern der Natur Kellers bloß, jene umfassende, weltüberwindende Ruhe, die aus seinen Werken unmittelbar auf den Leser überströmt, die auch den Elendesten stärkt und mit dem Leben, wenn auch wehmütig aussöhnt.

Dieser Grundzug der Ruhe teilt Kellers ganze Produktion in drei große Perioden. In der ersten ist die Ruhe noch das

---

[1] Jetzt abgedruckt in dem Aufsatz: „Einiges aus Gottfried Kellers Briefwechsel." Von Alfred Schär. Zürcher Taschenbuch auf das Jahr 1903, S. 220.

Ideal, nach dem er strebt, dann wird sie köstlicher Besitz, um endlich der Bitterkeit des Alters zu weichen.

Die jugendliche Periode ist subjektiv, lyrisch, ihr Grundzug nicht gerade pessimistisch, aber melancholisch-reflektierend. Noch liegt die Welt als ein ungelöstes Rätsel vor dem Dichter, als eine Sphinx, vor der er staunend steht. Er fragt, horcht und grübelt über die Außen- und Innenwelt, deren Widersprüche ihn noch quälen. Die Fülle der Eindrücke, die von außen und innen auf ihn einstürmen, hält ihn in einer starren Passivität befangen, gegen die die politische Sturmlyrik wie eine „übereilte" Reaktion erscheint. Der „Grüne Heinrich" ist nur Künstler, nicht Politiker geworden.

Dann folgt die männliche Glanzperiode, wo Kellers Kunst den Gipfelpunkt, seine Eigenart das schärfste Gepräge erreicht. Die Verwirrung löst sich, auf die Grundfragen des Lebens findet er Antwort. Kein innerer Zwiespalt hemmt das Auge, mit ruhiger Sicherheit die Außenwelt zu erfassen. Objektive Schilderung tritt an die Stelle der Subjektivität. Ein siegreicher, goldener Humor strahlt von allem aus, ein Humor aber, der die Tragik des Lebens auch kennt, weil er aus der Ueberwindung hervorging. Die Welt ist überwunden, wenn es auch die „Rosen der Resignation" sind, die Keller endlich blühen.

Zuletzt geht die innere Harmonie wieder verloren. Die Kraft zur ruhigen Entsagung versagt; sie macht je länger je mehr einer mürrischen, bisweilen aufbrausenden Verbissenheit Platz, die — wenigstens der Dichter — Keller früher nicht kannte. Die einst überlegen lächelnde Kritik wird hitzig, polternd, direkt. Wie anders schildert das „Fähnlein der sieben Aufrechten" und „Martin Salander" vaterländische Zustände. Der Unterschied rührt weniger von einem Umschwung der Verhältnisse, als von einer Veränderung Kellers her. Das Alter macht sich bereits bemerkbar, dessen Kommen er so mißtrauisch fürchtete, in seiner drastischen Weise von der „Versimpelung" sprechend, die einen, ohne daß man es merke, überrascht hätte.

Deutlich können wir die Epik Kellers dieser Einteilung einordnen, der sich übrigens auch die Lyrik zwanglos fügt. In die erste Periode gehört der „Grüne Heinrich“ und „Romeo und Julia auf dem Lande.“ Oder ist es ein Zufall, daß das Eingangsmotiv zu der einzigen tragischen Erzählung der „Leute von Seldwyla“ sich schon im Tagebuch 1847 findet? In die zweite Epoche rechne ich alle andern Novellen der „Leute von Seldwyla“, die „Zürcher Novellen“, die „Legenden“ und das „Sinngedicht“, kurz alles bis zum „Martin Salander“, der die letzte Periode bezeichnet.

Der „Landvogt von Greifensee“ ist nun typisch für die zweite Periode, die entsagende. Wie anders die Entsagung geworden ist seit der Grünheinrichsperiode! Mit bitterer Wehmut, in der Erkenntnis, daß es doch kein Glück gäbe, entsagen Heinrich und Judith. In der ersten Fassung stirbt sogar der Held. Der Landvogt beweist seiner Haushälterin Marianne, daß sogar die Entsagung ein Glück sein kann. „Nun, Frau Marianne,“ fragte er, als sie ihm den Schlaftrunk brachte, „wie hat Euch dieser Kongreß alter Schätze gefallen?“ „Ei, bei allen Heiligen!“ rief sie, „ausnehmend wohl! Ich hätte nie gedacht, daß eine so lächerliche Geschichte, wie fünf Körbe sind, ein so erbauliches und zierliches Ende nehmen könnte! Das macht Ihnen sobald nicht einer nach! Nun haben Sie den Frieden im Herzen, soweit das hienieden möglich ist; denn der ganze ewige Frieden kommt erst dort, wo meine neun kleinen Englein wohnen!“

So mußte der „Landvogt“ eine „Apotheose des Junggesellentums“ werden, ein Hymnus der Entsagung. Die vollendete Poesie dieser eigensten Stimmung Kellers macht die Novelle zu einer seiner besten Schöpfungen und einer Perle der deutschen Literatur.

3. Der Rohstoff. Das poetische Hauptmotiv. Die Behandlung der Hauptfigur.

Gottfried Keller schöpfte den Stoff zu der Erzählung des „Landvogt von Greifensee“ aus der in der Rahmenerzählung erwähnten Biographie „Salomon Landolt, ein Charakterbild nach dem Leben ausgemalt“ von David Heß. Dieser ist der geistreiche Dilettant, von dem dort die Rede ist. Ohne diese Biographie wäre die Novelle nicht denkbar. Keller fußt überall auf den Angaben von Heß. Aus der Lektüre des Büchleins entstand der Plan zur Novelle. Wie konnte dieses Veranlassung zu einer solchen werden?

Die Biographie Salomon Landolts ist ein Werk der Freundschaft. Sie verdankt ihre Entstehung dem Wunsche, den verstorbenen Freund in der Erinnerung seiner Kameraden wieder lebendig zu machen und dem tüchtigen und originellen Mann auch in weitern Kreisen ein Denkmal zu stiften. Der Plan ist dem Verfasser gelungen. Das warm geschriebene Büchlein erhielt den ungeteilten Beifall aller, die Landolt gekannt haben, unter anderm auch Goethes, der dem Verfasser für das übersandte Werk erfreut dankte.[1]

David Heß und seine Freunde hielten nicht geringe Stücke auf dem Buche, und in der Tat ist es in der Darstellung und Charakteristik ein Meisterwerk. Der Stil gemahnt an Kellers volle Perioden, und Keller scheute sich auch nicht, teils lange Partien aus Heß zu zitieren, teils seine Wendungen einfach herüberzunehmen, wo ihm Heß' Ausdruck der beste zu sein schien. Aber auch inhaltlich mutet Heß oft wie eine poetische Erzählung, nicht wie eine Schilderung einfacher Tatsachen an. Wer hätte vermutet, daß die Haushälterin Marianne oder die Abenteuer der Vorfahren Landolts mehr sei als eine Schöpfung von Kellers bisweilen seltsamer Phantasie! Tatsächlich fand er diese Züge samt und sonders

[1] Vgl. David Heß, Joh. Caspar Schweizer. Ein Charakterbild aus dem Zeitalter der französischen Revolution. Eingeleitet und herausgegeben von Jakob Bächtold. Berlin 1884.

in seiner Vorlage und konnte sie herübernehmen, ohne auch nur einen einzigen dazuzufügen. Hauptsächlich aber mußte einem Dichter die Fülle der erlebten Einzelzüge willkommen sein, mit denen Landolts Figur selbst ausgestattet ist. Wir erhalten bei Heß ein lebendiges Bild von Landolt als Künstler, als Landvogt und Richter, als Bürger und als Soldat. Eine Reihe von drolligen Anekdoten schildern seinen köstlichen Witz und seine Originalität in allen seinen Aeußerungen.

Bei diesen objektiven, für jeden Leser offen daliegenden Vorzügen des Stoffes möchte man die Sache eher umkehren und fragen: „Wie kommt es, daß erst Keller auf diesen Stoff verfiel; daß ihn niemand vor ihm in dieser oder jener Form verwendete?“ Die Antwort ist leicht. Landolt besaß wohl Originalität des Charakters, aber seinem Leben fehlte ein bedeutender Inhalt. Nirgends fand sich eine Episode, die für eine poetische Behandlung inhaltsschwer genug gewesen wäre. Es fehlte an einem Mittelpunkt, um den herum sich die vielen wirksamen Motive gruppieren ließen, an einem Grundmotiv, das alle die seltsamen Menschen und Ereignisse aufnahm, ohne zur Kompilation herunterzusinken. Keller hat dieses Motiv im Kongreß der alten Schätze eines Junggesellen gefunden.

Dann aber legten eine Reihe von subjektiven, nur für Keller vorhandenen Vorzüge ihm den Stoff besonders nahe. Wem fällt nicht die Verwandtschaft des Dichters mit seinem Helden auf? Und dieser ist nur der bedeutendere Halbbruder des Heßschen Landolt. Die Originalität des witzigen Humors Landolts, seine philosophische Gelassenheit, ja Sorglosigkeit in der Lebensführung, die lautere Biederkeit, die Sensibilität, die nach außen rauh und hart erschien, die künstlerischen Velleitäten, die im Dilettantismus stecken blieben, und nicht zum mindesten das unverschuldete Junggesellentum, das alles sind Berührungspunkte der Charaktere, die Keller zur poetischen Bearbeitung dieses Stoffes reizen mußten.

Alles Gold, das hier verborgen lag, wurde nun mit einem Schlage zur Prägung flüssig durch die Erfindung des Hauptmotivs, der Versammlung aller der Schönen, die Landolt einmal einen

Korb verehrt hatten. Dieser geniale Einfall gleicht der Pallas Athene, die gewappnet dem Haupte Zeus' entsprang. Es gibt für ihn keine weitere Erklärung; wir können bloß auf die Echtheit der Vaterschaft des Dichters hinweisen. Keller schreibt am 23. Oktober 1850 aus Berlin an Hermann Hettner: „Es gibt in Shakespeare gewisse einzelne gewaltige Szenen, welche, von aller Zeitkultur und ihrem Anhängsel entkleidet, nackt und erhaben an uns herantreten und zu uns sagen: ‚Wir sind die wahren Proben von seinem Herzblute, uns müßt ihr fassen und mit unsern Geschwistern im Sophokles, im Calderon, im Corneille, im Schiller vergleichen, wenn ihr den wahren Maßstab finden wollt!' Es handelt sich nicht sowohl um Oekonomie und Szenerie, um Sprache und Bilder, um Charaktere und Sitten, um Religion und Politik — dieses sind alles vergängliche Dinge (d. h. in Beziehung auf diese spezielle Vergleichung) — als um diese majestätisch hervortretenden, einzelnen, furchtbaren Situationen, für welche die Dichter alles andere nur gemacht zu haben scheinen, und an welchen einzig man erkennen kann, wie sie sich voneinander unterscheiden würden, auch wenn alle zusammen leben würden.

Eine Szene dieser Art ist für mich z. B. die zweite des ersten Aufzuges im Richard III.,[1] und er hat sie wiederholt in der vierten Szene des vierten Aufzuges. Ferner die Situationen in Lear und andere mehr."

Nun, eine solche Szene — es kommt hier nicht auf die dramatische oder epische Form an — ist auch der Festtag auf Schloß Greifensee. Er würde, als anonymes Bruchstück gefunden, seinen Schöpfer verraten und zu den wenigen der allerersten Dichter stellen, auch wenn sonst nichts von ihm bekannt wäre. Keller selbst tat sich unter Freunden gern auf diesen Gedanken etwas zu gute, er, dessen Bescheidenheit jede Huldigung brüsk abwies; und, der sich so wenig über seine Dichtungen äußerte, hat diese Szene in einem Briefe erzählt, bevor sie geschrieben war.

[1] Richard III. freit um Anna an der Bahre ihres von ihm ermordeten Gatten.

Welche Veränderungen erfuhr nun der Rohstoff durch die Berührung mit dem Hauptmotiv? Was schoß um dasselbe zum Kunstwerk zusammen, und was schied sich als unbrauchbar aus?

Zunächst, was geschah mit Salomon Landolt? Wir wissen bereits, daß er nicht mehr in erster Linie der Privatmann Landolt, sondern der Landvogt von Greifensee ist. Abgesehen aber von dieser Veränderung des Charakters, deren Ursachen wir kennen, hielt sich Keller genau an seine Quelle. Es war ihm nicht darum zu tun, unter der Maske Landolt sein eigenes Ich auszugeben. Das hatte er im „Grünen Heinrich“ getan und zugleich abgetan. Nun lagen die subjektiven Konfessionen längst hinter ihm, wie ein Brief aus der Zeit des Romans verrät, in welchem der Drang, von ihnen loszukommen, mit Kellerscher Drastik zum Ausdruck gelangt. Er schreibt am 22. September 1850 an Ferd. Freiligrath: „Um so mehr freue ich mich auf ein forsches lebensfrohes Schaffen, das nun beginnen soll, nachdem es allmählich in mir reif geworden ist. Das subjektive und eitle Geblümsel und Unsterblichkeitswesen, das pfuscherhafte Glücklichseinwollen und das impotente Poetenfieber haben mich lange genug befangen. Ich lobe nur mein Phlegma, welches mich nicht noch mehr Dummheiten begehen ließ, als ich schon begangen habe zum Gaudium der andern Esel.“[1] Noch ahnte Keller nicht, wie lange ihn der Roman noch im alten Banne halten sollte.

Damit soll nun aber nicht gesagt sein, daß Kellers Figur auch dem historischen Salomon Landolt genau entspricht. Denn Heß ist trotz gegenteiliger Versicherung und trotz redlichsten Bemühens, getreu nach dem Leben zu schildern, der Gefahr eines Panegyrikus nicht entronnen. Landolt war mehr ein Original als ein bedeutender Mensch, zu dem Heß ihn stempeln will. In der Malerei kam er nie über den Dilettantismus hinaus, und seine geringe politische Einsicht beweist die ablehnende Haltung gegenüber den Ideen der französischen Revolution. Doch uns kümmert

[1] Bächtold a. a. O. II, S. 132.

diese Verzeichnung des historischen Charakters nicht, weil sie Keller nicht kümmerte, der sich ganz Heß anvertraute.

Der Pate in der Rahmenerzählung der „Zürcher Novellen" berichtet, er habe mit seiner Erzählung der Liebesabenteuer Landolts eine Ergänzung geplant zu dessen Biographie. Darnach könnte man glauben, Keller habe, bei einer allgemeineren Uebereinstimmung, im einzelnen eine nähere Berührung mit Heß vermieden. Das gerade Gegenteil davon ist Tatsache. Alle charakteristischen Einzelzüge hat Keller zu verwerten gesucht und dabei wörtliche Anklänge an die Quelle nicht vermieden. Man vergleiche nur etwa die Lebensgeschichte der Vorfahren Landolts und der Haushälterin Marianne. Eine kurze Uebersicht über die Kapitel des zweiten Teiles von Hessens Buch, der zirka hundert Oktavseiten umfassenden „Charakteristik", mag die Behauptung beweisen. Die Titel der einzelnen Kapitel lauten: 1) Landolts körperliche Beschaffenheit und Lebensweise; 2) Gesundheitsumstände; 3) Reitkunst; 4) Landolt als Jäger und Schütze; 5) Rauh scheinende Außenseite, innewohnende Gutmütigkeit und Wohltätigkeit. Beispiele; 6) Gastfreundschaft; 7) Leutseligkeit gegen seine Dienstboten; eigene Art, sie zurechtzuweisen; 8) Umgang mit Menschen aus allen Ständen; Menschen-, vorzüglich Bauernkenntnis; Popularität; 9) Landolt hält allerlei Tiere, die er beobachtet; 10) Sein kräftiger, offener, für alles Gute und Schöne, auch für das Lächerliche höchst empfänglicher und daher leichter Sinn; 11) Landolts Originalität; worin dieselbe eigentlich bestand; 12) Schwänke und Späße; 13) Gefühl für Anstand und Sittlichkeit; 14) Ehelosigkeit; 15) Kulturstufe; 16) Verhältnisse mit Gelehrten; 17) Knittelreime; 18) Landolt als Gesellschafter; 19) Landolt ein Freund des Vaterlandes, politisch entschiedener, höchst toleranter Parteimann; 20) Beförderer aller nützlichen Anstalten; 21) Landolt als Landwirt; 22) Wie er das Militärwesen trieb; 23) Landolt als Landvogt, sein Scharfblick als Richter. Beispiele; 24) Salomonische Urteilssprüche; Anekdoten; 25) Landolts Uneigennützigkeit; 26) Beredsamkeit; 27) Er pflegte oft vermittelst drolliger Einfälle zu belehren; 28) Verhältnisse mit Künstlern; Aufmunterung aufkeimender Talente; Landolt hört gern Musik, indes

er malte; 29) Schilderung seiner Gemälde; 30) Anspruchslosigkeit; 31) Schattenseite; 32) Seine wenig bekannte Religiosität.

Von diesen 32 Kapiteln ist die große Ueberzahl teils direkt, teils indirekt von Keller verwertet worden, wozu sich überdies noch eine Reihe von Angaben aus dem ersten Teile der Biographie, dem „Leben", gesellen. Es fehlen eigentlich bloß Punkt 2, 13, 15, 17, 19 und 20, die zum Teil die Politik, zum Teil andere aus leicht ersichtlichen Gründen unbrauchbare Gebiete behandeln.

Gewiß war Keller eine solche Fülle von Material willkommen; das erleichterte die Arbeit bedeutend. Aber damit erklären wir die radikale Ausbeute der Quelle nicht. Es muß für Keller Prinzip gewesen sein, alles zu verwenden, was irgend zu verwenden war. Landolts Gestalt sollte so reich wie möglich ausgestattet werden, die Novelle in dieser Beziehung nicht hinter der Biographie zurückstehen. Die Aufgabe hatte große Schwierigkeiten infolge der Sprödigkeit mancher Züge und der Gefahr der Häufung oder Wiederholung. Keller hat sie geradezu glänzend gelöst.

Wie kunstvoll sind z. B. Landolts militärische Qualitäten oder seine Tätigkeit als Landwirt verwertet, zwei Seiten, die sich doch gewiß nicht leicht an das Thema anschlossen und von Natur spröde waren! Wie fein ist Landolts Macht über das einfältige Kinder- und Volksgemüt oder seine Bibelkenntnis illustriert! Wie wußte Keller aus der Lebensgeschichte der Altvordern Landolts und seiner Haushälterin und aus Landolts eigener Jugendgeschichte Kapital zu schlagen! Kunstvoll ist es ferner, wenn den Hauptzügen Landolts auch der entsprechende Raum eingeräumt wurde. Landolts Popularität beruhte hauptsächlich auf seinen militärischen Verdiensten. Diese erfahren denn auch die breiteste Schilderung. Seine Originalität kam am trefflichsten zum Ausdruck in seinen Urteilssprüchen. Sie sind der Hauptszene der Novelle einverleibt worden. Die Kunst, die ihm zeitlebens Bedürfnis gewesen war, wird in den Mittelpunkt einer ganzen Novelle gestellt. Und wie wirkungsvoll wurde die „Beschreibung seiner Gemälde" angebracht! Alle diese Züge haben doch wahrlich von Hause aus nichts mit

einer Liebesgeschichte zu tun. Man sieht also leicht ein, daß die Fülle des Materials ebensoviel Schmerz als Freude, ebensoviele Probleme als Erleichterungen bringen mußte.

4. Der Plan zu den fünf Liebesgeschichten.

War das Schicksal Landolts einmal bestimmt, und stand es fest, daß er des ehelichen Glückes nicht teilhaftig werden, sondern zu seiner und unserer Erbauung seine alten Schätze an einem schönen Maitage zu sich auf Schloß Greifensee laden sollte, da war es die nächste Aufgabe, für eine recht zahlreiche und lustige Gesellschaft zu sorgen. Wiederum keine leichte Aufgabe; gilt es doch, darauf zu achten, daß die geladenen Schönen „alle artig und liebenswürdig sind, keine der andern gleicht und auch jede etwas Komisches hat.“ Das letztere ist notwendig, weil ja das ganze nicht als Tragödie enden darf. Artig und liebenswürdig müssen sie sein, um Landolt zu fesseln und seine Werbung plausibel erscheinen zu lassen, aber doch auch wieder nicht zu liebenswürdig, damit das traurige Ende, das die Geschichten nehmen mußten, nicht zu tragisch wurde. Sobald einmal die elterlichen und die Schicksalsmächte ihr Veto ausgesprochen hatten und der Grund der Trennung in die Charaktere verlegt werden mußte, wurde die Aufgabe Kellers schwer. Die Schwierigkeiten erwiesen sich so groß, daß die ursprünglich geplante Siebenzahl auf fünf reduziert wurde. Dafür entsprechen nun aber auch die vollendeten fünf Korbgeschichten den hohen künstlerischen Anforderungen, die an sie gestellt wurden.

Der erste Korb, der Landolt von seiner Cousine Salome gespendet wird, hat seine unsichere Existenz zur Ursache. So klar Salomon seinen Stammbaum entwickelt, so aufrichtig er alle Konsequenzen aufdeckt, die daraus hervorgehen könnten: das ist es nicht, was ihm das Nein einträgt. Dazu hat Fräulein Salome zu gesunde Sinne, auf die sie sich in erster Linie verläßt. Ihre

Familie denkt viel zu nüchtern, um sich durch vage Deszendenztheorien abschrecken zu lassen. Wenn wir genauer zusehen, ist denn auch die Entscheidung schon vor der Ankunft des ominösen Werbebriefes gefallen, und dieser bietet nur noch einen willkommenen Vorwand, das Nein in artige Form zu kleiden. Sollten wir darüber noch zweifeln, so klärt uns alsbald die rasche Annahme eines andern Bewerbers auf, „dessen Verhältnisse und Temperamente über die Sicherheit einer wohlgegründeten Zukunft keinen Zweifel aufkommen ließen.“

Die zweite Absage, die Landolt erntet, schmeckt schon bitterer. Figura Leu und Salomon Landolt sind wie für einander geschaffen. Aber erbliche Belastung, oder Furcht vor ihr, macht eine Verbindung unmöglich. Diesmal bleibt das Mädchen ledig.

Das dritte Mal ist es, trotz des Korbes, den er erhält, Landolt, der schließlich verzichtet. Nachdem Martin Leu die verhängnisvolle Botschaft Wendelgards seinem Freunde überbracht hatte, ließ er ihn darauf eine Stunde allein, kam dann wieder und sagte ihm: „Salomon! Die Schwester Figura läßt dich grüßen und dir sagen, wenn du die schöne Gimmelin doch haben wollest, so möchtest du es ihr, der Schwester, nur kund tun, jene laufe dir nicht fort“, worauf Salomon erwidert: „Ich will sie nicht und sehe meine Torheit ein .... aber sie ist doch schön und liebenswert und ihr seid Schelme.“ In der Ehe mit Martin Leu beweist Wendelgard, daß sie wenigstens liebenswert werden konnte.

Bei Barbara Thumeysen kommt Landolt gar nicht zu einem Antrage. Im Museum der selbstgefertigten Vögel ergreift die entschlossene Jungfrau selber das Wort. Aber Landolt gefällt ihre Bedingung, von der Kunst zu lassen, nicht. Er erkennt die Gefahr dieser Anmaßung und begibt sich schleunigst außer ihren Bereich. Ueber Barbaras weitere Schicksale verlautet nichts; am Tage des Gerichtes stellt sich indessen heraus, daß sie keinen gleichgestimmten Lebensgefährten gefunden.

Zum Schlusse gibt es wieder einen regelrechten, schöngewundenen Korb. Ein anderer Bewerber ist Landolt bereits zuvor-

gekommen und führt die Braut heim. Aber Aglaja hat sich in ihrem Manne getäuscht und wird nicht glücklich. Nach ein paar Jahren erlöst sie der Tod ihres Mannes von ihrer Ehe.

Man sieht aus dieser Analyse der fünf Korbmotive, wie fein Keller schon die Grundlage der Liebesgeschichten und die allgemeine Führung der Handlung variierte. Es erhebt sich nun die Frage: „Wie kam Keller zu diesen fünf Korbmotiven? Wie just zu diesen und keinen andern?"

Der objektiven zweiten Periode in Kellers Schaffen, in welche ja der „Landvogt" fällt, entspräche es, wenn er vor allem die Biographie nach den wirklichen oder mutmaßlichen Gründen des Junggesellentums seines Helden durchforscht hätte. Aller Wahrscheinlichkeit nach war das auch der Fall. Darauf deutet schon die genaue Anlehnung an die Biographie im Einzelnen und Nebensächlichen; deutlich spricht sodann dafür der Umstand, daß nicht weniger als drei von den fünf Erzählungen aus dieser Quelle abgeleitet werden können. Geradezu beweisend ist die Tatsache, daß diese drei Erzählungen — der „Distelfink", der „Kapitän" und die „Grasmücke" — zu den ältesten Bestandteilen der Novelle gehören. Im Gegensatz zum „Hanswurstel" zeigen nämlich der „Distelfink" und die „Grasmücke" gar keine Beeinflussung durch das Quellenwerk der Zehnder-Stadlin, welches, wie wir wissen, zwei Jahre vor dem Erscheinen der „Zürcher Novellen" herauskam. Beim „Kapitän" aber ist dieser Einfluß so gering, daß diese Erzählung auch vorher entworfen sein kann. Tatsächlich machen das Seldwylerblut der Wendelgard und ihres Vaters und der direkte Zusammenhang der Erzählung mit dem Kapitel „Ehelosigkeit" in Hessens Biographie dies sehr wahrscheinlich, während wir allerdings für den Schluß der Novellette, wo ja Gestalten der Figuranovelle auftreten, zugeben müssen, daß er ein junger, vielleicht der jüngste Teil der ganzen Novelle ist. Die Annahme, daß der Schluß der Kapitängeschichte erst später zu dieser hinzuerfunden wurde, ist aber, wie wir sehen werden, durch besondere Umstände wohlbegründet.

In der Biographie von Heß fand Keller ein nun besonderes Kapitel über die „Ehelosigkeit“ Landolts. Triftigere Gründe für Landolts Junggesellentum, als hier angegeben waren, boten aber dessen Kunstliebhabereien, da er es niemals bis zur vollendeten Meisterschaft brachte, zu einem andern Berufe aber auch nicht zu taugen schien. Es lag nahe, die unökonomische Seite eines solchen Dilettantismus als Korbmotiv zu benützen. Keller mußte das Motiv geradezu in die Augen springen, da er ja selbst als armer Musensohn einst von der „schönen Winterthurerin“ einen Korb erobert hatte, in den vielleicht ähnliche Motive eingeflochten waren; auch kehrt ja in seinen Werbungen die Wendung: „Ich bin noch nichts“ mehr als einmal wieder.

Einer zweiten Liebesgeschichte die Kunst als gemeinsames Interessenfeld zu Grunde zu legen, war ebenfalls nichts Unerhörtes und Fernliegendes, zumal es Keller sofort einleuchten mußte, wie bequem auf diese Weise für die Schilderung der Künstlerschaft und der Gemälde Landolts der entsprechende Raum gewonnen wurde. So konnte das reiche und wirksame Material, das dafür bereit lag, leicht in die Handlung verwoben werden, statt als hemmender Ballast ihre Fortführung bloß aufzuhalten. So leicht sich aber für ein Liebesverhältnis, das auf gemeinsamen Kunstinteressen beruhen sollte, eine Anknüpfung ergeben mußte, so schwer war es, für dasselbe eine Lösung zu finden, wie sie die Novelle erheischte. Die Schwierigkeit wuchs dadurch, daß Keller die Lösung niemals aus irgend einer Zufälligkeit hervorgehen läßt, sondern sie stets aus der Quelle ableitet, die auch die Annäherung verursacht hatte. Wie bei Salome die materielle Unsicherheit Landolts nicht nur Abstoßung, sondern auch Anziehung verursachte, so mußte hier die Kunst zugleich vermitteln und trennen. Keller mußte daher eine Form des weiblichen Dilettantismus ausfindig machen, die an sich humoristisch und beschränkt genug war, um dem verblendeten Liebhaber schließlich die Augen zu öffnen, da Landolts Künstlerschaft natürlich nicht lächerlich gemacht werden durfte. In den Künsten der Barbara Thumeysen hat Keller das Gesuchte gefunden.

In dem Kapitel „Ehelosigkeit" brachte die Biographie nur unzureichende und schon deshalb unbrauchbare Begründungen von Landolts ledigem Stande. Heß vermutet, Landolt habe bei seinem soldatischen Sinne die Freiheit nicht aufgeben können oder vielleicht sein Vermögen für den standesgemäßen Unterhalt einer Gemahlin zu klein erachtet. Auch habe seine Großmutter ihm immer von einer Heirat abgeraten, und zum Teil ihr zuliebe sei Landolt jedenfalls ledig geblieben. Alle diese Gründe sind wenig stichhaltig und mehr nur eine Umschreibung der unerklärten Sache. Landolts Mittel waren so beschränkt nicht. Wie hätte er denn sonst sich sein Leben lang seiner Malerei widmen können, die ihm wenig genug eintrug? Auch wollen wir zu seinen Gunsten annehmen — und sein Charakter bürgt uns dafür —, daß die Vermögensfrage für ihn keine prinzipielle Bedeutung besaß. Hat aber die Freiheitsliebe schon einen einzigen vor der Liebe geschützt, einen einzigen der Zorn einer Großmutter vom Heiraten abgeschreckt?

In der Erzählung von der ehefeindlichen Großmutter steckten aber humoristische Elemente, die sich Keller nicht entgehen lassen wollte. Heß berichtet von dieser Frau, sie habe Landolt, solange er von seinen Eltern abhängig war, oft aus Geldverlegenheiten geholfen, damit er nicht darauf verfalle, durch eine Heirat sich selbständig zu machen. Landolt erkannte natürlich bald den Grund ihrer Generosität. Sobald er daher in Geldnot geriet, ging er zu ihr, sagte, er werde doch bald ans Heiraten denken müssen, um unabhängig zu werden — und konnte sicher sein, das Gewünschte alsbald zu erhalten. Nun war eine solche Großmutter, die die größte Gefahr für ihren Enkel in einer Heirat sieht und daher alle Hebel in Bewegung setzt, um dieses Unglück zu vermeiden, an und für sich ein interessantes Rätsel und von einer Originalität, die den Dichter der Leute von Seldwyla unbedingt reizen mußte; dann aber braucht es gar keine Kellersche Phantasie, um sich vorstellen zu können, wie vollendet komisch die Pumpszenen bei der alten Frau sein mußten.

Aber wie nun, wenn die gute Großmutter von Landolt gerade benützt würde, um sich einen eigenen Herd zu gründen? Das

hieße, die Komik, welche in dem Motive lag, in tragischer Ironie auf die Spitze treiben! Dann mußte aber Landolt oder seine derzeitige Liebste in Verlegenheit sitzen. Landolts pekuniäre Mißwirtschaft war schon einmal verwendet, konnte also ohne Not nicht wieder aufspazieren. Aber wie, wenn das Mädchen in Schulden stecken würde? Wenn es selbst eine Schuldenmacherin wäre? Blieb denn etwas anderes übrig? Die Originalität des Gedankens, der Hauptspaß, den das absetzte, mußte Keller sofort für ihn begeistern. Ein Mädchen macht Schulden und setzt gerade dadurch das Herz eines Liebhabers in Flammen; der bezahlt, um seinen Schatz vom Drachen der Geldnot und der Schande zu befreien, die Schulden aus der Tasche seiner Großmutter, die ihrerseits das Opfer in dem frommen Glauben bringt, ihren Liebling dadurch der Gefahr der Ehe zu entreißen: konnte es einen dem Genius Kellers entsprechenderen Plan geben!

Man wende nicht ein, daß diese Gedankenkette leicht zu konstruieren war, nachdem Keller seine Novelle geschrieben hatte. Ich glaube dargelegt zu haben, daß die Angaben der Quelle fast mit Notwendigkeit zu dieser Ausgestaltung führten. Niemand wird verkennen, daß die ehefeindliche Großmutter viel Verlockendes besaß. In den Liebesgeschichten Landolts war sie aber nur zu brauchen, wenn ihr Geld in irgend eine Beziehung zu seinen Heiratsplänen trat, sonst hätte ja von ihr höchstens berichtet werden können, während Keller natürlich überall bedacht ist, die Quellenmotive in die Handlung selbst zu verweben. Die tragikomische Wendung des Charakters in eine unfreiwillige Beförderin von Landolts Heiratsplänen entspricht nun aber ganz Kellers Art, ein scheinbar unbrauchbares Motiv brauchbar zu machen. Noch oft werden wir Gelegenheit haben zu beobachten, wie die Steigerung des Humors zur Ironie dabei zu Hilfe genommen wird. Ebenso klar war, daß diesmal nur das Mädchen den armen Schlucker spielen konnte, von wo der Sprung zum weiblichen Schuldenmacher nicht mehr groß war. Indem wir zeigen, wie die Quelle zu diesem Plane geradezu hindrängte, setzen wir Kellers Verdienst daran nicht herunter.

Hier kam es weniger darauf an, Gedanken zu haben, als den Wert der sich natürlich bietenden zu erkennen.

Wie aber in dieser Geschichte einen Korb herausbringen? Sicher war das Mädchen, wenn nur einigermaßen liebenswert — und das sollte es doch sein — voll Dankbarkeit gegen den Helfer in der Not, auch wenn die Hilfe scheinbar keine materielle war. Klar also, daß es aus eigenem Antrieb kein Nein von sich geben würde. Hier half, logisch nach dem leichtsinnigen Charakter des Mädchens gefolgert, nur die Aussicht auf eine bessere Partie. Deshalb wurde die Intrigue mit dem französischen Hugenotten ersonnen, wodurch die arme Wendelgard zunächst zwischen zwei Stühle zu sitzen kam.

Wie Keller auf das Aglajamotiv verfiel, bedarf wahrlich keiner langen Erklärung. Es ist die alte Geschichte vom glücklichen Rivalen, ohne die der Korbsammlung Landolts eine wesentliche Spezies gefehlt hätte. Seine Beziehungen zu Johanna Kapp in Heidelberg setzten Keller in den Stand, das alte Motiv mit originalen Zügen zu bekleiden, so daß wir kaum merken, vor wie altem und bekanntem Gute menschlicher Dichtung wir stehen.

Noch fehlte aber eine Liebesgeschichte, die Landolt packte und seinem Junggesellentum die bittere Weihe, der ganzen Novelle die gehörige Tiefe gab. Eine solche Geschichte mußte aber noch kommen, denn sie war künstlerische Notwendigkeit. Zu tragischer Behandlung hätte leicht das Eifersuchtsmotiv der Aglajanovelle Gelegenheit geboten. Ob es zuerst so geplant und dann nur deswegen ins Leichte gespielt wurde, weil noch mehr Geschichten ausgedacht werden mußten, die dann diese Stelle einnahmen, können wir nicht wissen. Wahrscheinlicher, weil echt Kellerisch, ist, daß die Bitterkeit der eigenen Erfahrung, welche in diesem Motiv eine Rolle spielt, den Dichter unwillkürlich ins Grotesk-Komische trieb. Aber wie dem auch sei, sicher hätte das Motiv der Eifersucht niemals den Anforderungen entsprochen, welche an die das Ganze vertiefende Erzählung gestellt werden mußten.

Was Keller ja suchte, war ein unglücklicher Ausgang trotz

gegenseitiger Neigung. Beide Teile sollen sich lieben und verstehen und einander würdig sein und dennoch nicht zusammen kommen können. So lag das Problem, gleichgültig, ob der Dichter es sich begrifflich formulierte oder nicht. Daß sich Keller aber darüber völlig klar war, zeigt ein Brief an seinen Freund Wilhelm Petersen, der den Vorschlag gewagt hatte, aus Figura und Salomon ein Paar zu machen. „Der Landvogt kann mit einer Heirat nicht schließen, weil das Hauptmotiv der Novelle ja gerade in der Versammlung der alten Schätze eines Junggesellen und in dem elegischen Dufte der Resignation besteht, der darüber schwebt. Diese Resignation erhält ihre Vertiefung durch das Verhältnis der Figura Leu u. s. w. Aber ich fange bald an zu theoretisieren über meine eignen Sachen, wie weiland Friedrich Hebbel, Ihr Landsmann!“ [1]

Einer befriedigenden Lösung der Aufgabe standen aber große Schwierigkeiten im Wege. Weil in dieser Erzählung wahre, nicht eingebildete Harmonie zwei Menschen zusammenführte, war es schwer, den unglücklichen Ausgang überzeugend zu motivieren. Damit die Harmonie, welche der ganze Plan erforderte, sich nicht in Mißklänge auflöste, mußte der Grund des Getrenntbleibens den Charakter der Schicksalsgewalt haben. Bei einem solchen Trennungsgrunde entstanden aber neue Schwierigkeiten. Wie konnte es nun bis zu einer Erklärung kommen und doch das Mädchen, trotz des Korbes, den es aushändigte, weder in unsern noch in Landolts Augen sinken? Schien es dann nicht mit Landolt sein Spiel zu treiben? Und dennoch waren Schicksalscharakter der Trennung wie Aushändigung des Korbes wie Liebenswürdigkeit des Mädchens notwendig.

Das Motiv von Figura Leus befürchteter Geisteskrankheit, die als Erbstück von der Mutter droht, überwand alle diese Schwierigkeiten.

Keller wurde auf dieses Motiv wahrscheinlich durch ein Mädchen geführt, dessen Beziehungen zu dem Dichter bisher der weiteren Oeffentlichkeit unbekannt geblieben sind, da ihr tragisches Ende den

[1] Bächtold a. a. O., III, S. 336.

Wissenden rücksichtsvolles Schweigen auferlegte.[1] Obgleich heute von den Anverwandten beider keine mehr leben, welche meine Mitteilungen verletzen könnten,[2] übergebe ich diese doch nur mit Scheu der Oeffentlichkeit, weil wir über die Zusammenhänge der Dinge nur Vermutungen haben können, während ihre Tragweite nach der genauesten Kenntnis verlangt, um vor Mißdeutung geschützt zu sein.[3]

Das Mädchen, dessen Beziehungen zu Keller diesen vermutlich auf das Figuramotiv brachten, war eine jener problematischen Naturen, die das Gefühl, von allen verlassen, von niemand geliebt zu sein, zu einem einsamen und unglücklichen Leben verurteilt. Ueppiges dunkles Haar ließ die feinen Züge des Gesichtes noch weißer erscheinen, als sie waren; doch zeigt ihr Bild nicht das schmale Haupt, das man bei so sensiblen Naturen, wie sie es war, leicht voraussetzt. Intelligent und zartfühlend, fehlte ihr nicht ein feiner Sinn für Witz und Humor, der aber durch die düstere Grundstimmung

[1] Die Briefe Kellers an die Geliebte, die sich im Nachlasse vorfanden, sind von den Verwaltern desselben im Beisein des Testamentsvollstreckers verbrannt worden.

[2] Kellers Angehörige sind alle längst tot; von denen des Mädchens leben nur noch die fernerstehenden, deren gütiger Auskunft ich meine Mitteilungen verdanke. Sie haben in die Veröffentlichung eingewilligt und nur den Wunsch ausgesprochen, daß der Name des Mädchens nicht genannt werde, was ich gerne erfülle, da er ja nichts zur Sache tut.

[3] Ich bin auf die Beziehungen zwischen der Figuranovelle und dem Leben durch Herrn Prof. Frey, leider erst nach Vollendung meiner Arbeit, aufmerksam gemacht worden, wie er mich auch an die Orte hinwies, wo ich darüber die beste Auskunft finden konnte. Ihm verdanke ich auch die Mitteilung, daß jenes schöne Gedicht Kellers „Die Entschwundene“ mit dem bis heute unverständlichen Schlusse:

Doch irrend ist sie allzuweit
Und aus der Welt gegangen.

auf dieses Mädchen und sein unglückliches Ende sich bezieht. Herr Prof. Frey wußte um den Zusammenhang zwischen der Novelle und dem Leben des Dichters schon, als er seine „Erinnerungen an Gottfried Keller“ schrieb, beschränkte sich damals aber auf bloße Andeutungen, eine ausführliche Darstellung sich für später vorbehaltend, und gab dann den Plan zu meinen Gunsten auf, für den natürlich seine Mitteilungen von höchster Bedeutung waren.

niedergedrückt wurde und sich nur selten in flüchtigem Lächeln oder leuchtendem Blitzen der Augen verriet.

Da ihre Eltern früh starben, kam sie in das Haus eines Onkels, der eine kleine Fabrik auf dem Lande besaß, und wurde hier mit seinen Töchtern erzogen. Sie fühlte sich aber in dieser Familie einsam und unverstanden, wurde wohl auch durch das etwas barsche Wesen des Onkels abgestoßen und freute sich stets, wenn sie nach Zürich zu anderen Verwandten eingeladen wurde, die sich sehr um die Unglückliche kümmerten und ihr bei sich ein angenehmeres Heim zu bieten suchten. Man hielt hier die Kinder — ihnen verdanke ich meine Mitteilungen — an, sich gegen die Tante stets freundlich zu betragen, da sie unglücklich sei und Liebe bedürfe und verdiene; indessen blieb den frischen, gesunden und lauten Kindern das verschlossene und reizbare Wesen des jungen Mädchens stets unsympathisch, dessen düstere Stimmung alle Liebesbezeugungen der Familie nicht zu verscheuchen vermochten.

Hier traf nun Gottfried Keller, der mit dem Hausherrn enger befreundet war und ihn öfters besuchte, im Jahre 1867 oder 1868 die etwa Zweiundzwanzigjährige und verlobte sich bald darauf mit ihr, angezogen von dem zarten und tiefangelegten Frauencharakter. Die Angehörigen des Mädchens waren mit dieser Heirat nicht alle einverstanden. Sie fürchteten, der Sonderling Keller möchte für das leichtverletzbare Wesen nicht der rechte Mann sein, zumal er in dem üblen Rufe stand, öfters betrunken nach Hause zu kommen. So sprach man den Wunsch, vielleicht als Bedingung, aus, daß er seine üble Gewohnheit lasse.

Diesem Wunsche kam nun Keller, wie es scheint, nicht unbedingt nach. Es war aber damals gerade die Zeit der demokratischen Bewegung in der Schweiz, und ein radikales Blatt der Ostschweiz, der Winterthurer „Landbote", benützte die bekannte Schwäche Kellers, um durch ihre Aufbauschung zum öffentlichen Aergernis die Amtsführung des politischen Gegners zu bemängeln und ihn wenn möglich zu verdrängen. Die Hetzartikel des Blattes erreichten ihren Zweck nicht; einer derselben aber fiel einer Ver-

wandten von Kellers Braut in die Hände, und diese hatte nichts eiligeres zu tun, als ihn in eine Kaffeevisite mitzunehmen, wo Kellers Verlobte auch zugegen war, und ihn hier vorzulesen, worauf natürlich der Skandal nach allen Seiten erörtert wurde. Das Motiv dieses Schrittes war nach der einen Auffassung aufrichtige Besorgnis für das Mädchen, das dadurch von der unglücklichen Heirat abgebracht werden sollte, nach der andern Neid und Eifersucht.

Wie dem nun sei, jedenfalls war diese Mitteilung so unzart und rücksichtslos wie möglich und mehr als das zarte Gemüt des Mädchens ertragen konnte. Am andern Morgen fand man sie ertrunken im Springbrunnen des Gartens ihrer Pflegeeltern. Ob sie wegen der Schande des Geliebten den Tod suchte, oder weil sie aus der Mißachtung ihrer Wünsche auf Gleichgültigkeit schloß, wissen wir nicht. Ihre Pflegefamilie verfehlte nicht, den Schritt der Verzweiflung als persönliche Beleidigung und Verleumdung aufzunehmen, wodurch das tragische Ende jenen grellen Kontrast erhält, den die Zeitungsberichte der Gerechten dem Schluß der Erzählung „Romeo und Julia auf dem Dorfe" verleihen.

Kurze Zeit nach dem Tode der Unglücklichen schickte Kellers Freund, in dessen Hause er seine Braut kennen gelernt hatte, an ihn ein Gedicht, worin er den Tod des zärtlich geliebten Kindes betrauerte. Der volkstümliche Refrain: „Ich sitz' auf einem kalten Stein, und wer mich lieb hat, holt mich heim", wird zum Leitmotiv für das Leben der Unverstandenen. Stets sehnte sie sich, vom Fluche der Einsamkeit erlöst zu werden, aber niemand kam und erfüllte ihre Hoffnung, nicht der väterliche Freund, nicht der Geliebte, nur der Tod nahm sich endlich ihrer an. Keller antwortete durch einen Brief, der uns jeden Zweifel an seiner echten Liebe zu dem Mädchen benimmt: „Lieber Freund! Ich danke Dir für das heutige Zeichen der Erinnerung, es ist sehr hübsch und poetisch. Ich selbst würde nicht imstande sein, dergleichen zu unternehmen, es ist wie ausgestorben in mir. Die Tote hat mich einen Augenblick angesehen· und ist dann ihren einsamen Weg weitergegangen, ohne zu ahnen, an was sie vorüberging. Dein G. Keller."

Dennoch trat darnach eine Entfremdung der beiden Männer ein, die sich erst nach Jahren wieder versöhnten.

Den verzweifelten Schritt der Unglücklichen kann man nur durch ein krankhaft gesteigertes Gefühlsleben erklären. In ihrem Wesen lag ja etwas Krankhaftes, das nicht nur denjenigen auffiel, die sich darüber Rechenschaft geben konnten, sondern auch aus der instinktiven Antipathie der Kinder ihrer Verwandten in Zürich zu sprechen scheint. Kellers Brief wie das Gedicht „die Entschwundene" deuten darauf hin, daß auch er zu dieser Auffassung neigte, und so ist es leicht denkbar, daß diese bittere Erfahrung seines Lebens ihn auf das Figuramotiv gebracht hat, zumal mancherlei andere Aehnlichkeiten Leben und Dichtung verbinden. So z. B. Figuras unbändiges Lockenhaar oder der Umstand, daß sie, eine Waise, im Hause ihres Onkels aufwächst.

Nun ist ja aber Figura nicht selbst eine so krankhafte Natur, daß man deswegen auf den Ausbruch einer Geistesstörung schließen müßte, vielmehr legt bloß die Wahrscheinlichkeit erblicher Belastung eine derartige Befürchtung nahe. Diese neue Phase des Motivs, wodurch eine für die Stimmung in der Novelle hochwichtige Entlastung des Figuracharakters möglich wurde, scheint durch eine Briefstelle in Zehnder-Stadlin hervorgerufen zu sein, die etwa lautet:[1] „Der wackere Meiß und meine Base würden sich heiraten, wenn nicht eine Mutter im Wege stände. Sie haben sich vor einiger Zeit kennen gelernt und gefunden, daß sie miteinander glücklich sein könnten." Eine Mutter sollte hier schuld sein an der Trennung? Wie war das möglich? Wie vielleicht zu verwenden? Nicht dadurch, daß sie die ökonomische Frage oder unangenehme Charaktereigenschaften zum Widerspruche reizten. Derlei Gründe hätten für eine tiefe gegenseitige Neigung kein unüberwindliches Hindernis abgeben können, und dann war ja das alles schon verwertet. Nur die Vererbung blieb übrig. Sie aber lag Keller bei den besonderen Verhältnissen, unter denen er die Stelle fand, nicht ferne, spielt

[1] Vgl. den Anhang.

sie doch in der Novelle noch einmal und auch sonst bei ihm eine Rolle, setzte doch damals Darwins Theorie alle Welt in Bewegung.

Man könnte sich nun auch vorstellen, daß Keller nur durch diese Stelle zum Motiv der gefürchteten erblichen Belastung geführt wurde, da ja der obige Gedankengang nahe lag, die Stimmung in der Novelle aber sehr verschieden ist von derjenigen, mit welcher das Erlebnis in Kellers Gedächtnis haften mußte. Ich selbst habe das angenommen, bevor ich von diesem letzteren etwas wußte. Nun scheint mir aber, daß ein Ereignis von solch erschütternder Kraft nicht ohne Wirkung auf diese Dichtung bleiben konnte. Andererseits hätte auch dieses allein zur endgültigen Form des Motives leiten können. Allein die fragliche Briefstelle mußte dem auf Korbmotive ausgehenden Dichter auffallen, und sie tat es auch sicherlich, da sie benützte Stellen rings umgeben. Ja es ist höchst wahrscheinlich, daß dieser Fund, indem er die glückliche Perspektive für den Charakter der Figura und damit für die Stimmung dieser Erzählung eröffnete, die letzte Inangriffnahme der Novelle verursachte, da ja von Zehnder-Stadlin der letzte Anstoß zur Vollendung des Ganzen erfolgt sein muß. Somit nimmt man wohl am richtigsten an, das Leben habe Keller auf das Motiv der Geisteskrankheit gebracht, diese Stelle aber demselben die brauchbare Wendung geliefert: Furcht vor Geisteskrankheit wegen wahrscheinlicher erblicher Belastung.

Aus unserer ganzen Darlegung ergibt sich die Zurückweisung von Laura Marholms Auffassung des Motives.[1] Sie meint, auch dieses Mal sei Landolt einer Gefahr entronnen, die Furcht vor der geistigen Umnachtung sei pure Einbildung und eine Marotte, wodurch Figura ihr eigenes und Landolts Lebensglück leichtsinnig verscherze. Diese Auffassung widerlegt Keller in seinem „theoretisierenden“ Briefe selbst. Die tragische Auffassung ist natürlich allein richtig. Uebrigens, wie kann Figura wissen, daß sie von der Krankheit verschont bleibt? Das Gegenteil ist eine ausgemachte Sache. Wenn Landolt dafür hielte, er sei wirklich einer Gefahr

[1] Laura Marholm a. a. O., S. 60.

entronnen, würde er dann noch sieben Jahre auf eine Aenderung in Figuras Entschlusse warten? Hätte es dann noch einen Sinn, das „Tödlein“, indem es Landolt noch in seiner letzten Stunde eine liebe Erinnerung an Figura ist, zum Symbol des Einverständnisses der beiden zu machen? Noch ein Grund — bei weitem der wichtigste — spricht unbedingt gegen Laura Marholm: die tragische Ironie, die darin liegt, daß der gleiche Landolt, der durch eine selbst nur halb geglaubte Vererbungstheorie seine Geliebte auf die Probe stellt, durch eine wirkliche erbliche Belastung um sein Glück gebracht wird. Dieser echt Kellerische Charakter wäre nicht vorhanden, wenn Landolt einer wirklichen Gefahr entränne. Seine Entdeckung veranlaßte sicher Keller, an dem Motive festzuhalten, wenn man auf ihn nicht geradezu die endgültige Gestalt des Motives zurückführen will.

Diese Gedankenreihen haben wohl zu den fünf Korbmotiven geführt, die den Liebesgeschichten zu Grunde gelegt sind. Wir wenden uns nunmehr ihrer Ausgestaltung, zunächst den holden Spenderinnen der Körbe selbst zu.

5. Die Frauengestalten. Die Anordnung der Einzelnovellen.

Mit der Mannigfaltigkeit der Korbmotive mußte eine Mannigfaltigkeit der Frauencharaktere Hand in Hand gehen. Zwar sind es nun nicht sieben geworden, wie der ursprüngliche Plan lautete; allein die vorhandenen fünf sind so eigenartig, daß eine Erweiterung des Kreises der vollen Wirkung jeder einzelnen von ihnen nur Eintrag getan oder irgend eine Wiederholung zur Folge gehabt hätte.

Die Anziehungskraft, welche die Frauen für Landolt besitzen mußten, bedingte entsprechende Charakteranlagen. Die Notwendigkeit der Abstoßung erforderte, daß sich nur Teilstücke der Persönlichkeiten anzogen. Daher besitzen die Flammen Salomons meist irgend einen Nebenzug seines Charakters als Grundzug des ihrigen.

Salome eignet der leichtlebige, immer zum Lachen aufgelegte Frohmut Landolts. Wendelgard ist in dieser Richtung noch einen Schritt weitergerückt und personifiziert die gänzliche Unfähigkeit, mit dem Gelde hauszuhalten, die dem wirklichen Landolt mehr entspricht als dem der Novelle. Barbara Thumeysen ist ein ins Burleske gespielter Dilettant. Nur Figura Leu ist Landolt völlig ebenbürtig; wie er, fein und bei aller Schalkhaftigkeit von lauterem Gold der Herzensgüte. Aglaja dagegen zeigt gar keine Wahlverwandtschaft mit Landolt, wenn nicht die des Gegensatzes. Ihr leidenschaftliches Feuer kontrastiert sowohl zu ihm wie zu den anderen Frauen und ist ein Beweis für ihren andern Ursprung im wirklichen Leben.

Auch unter sich gruppieren sich die Frauen wieder und heben sich so zwiefach voneinander ab. Ein ähnliches und doch wieder einen Gegensatz aussprechendes Paar, stehen sich Salome und Aglaja gegenüber, jene am Anfang, diese am Ende der Irrfahrten dem schwergeprüften Odysseus begegnend. Beides große, prächtige, ländlichem Boden entsprossene Gestalten. Aber während Salome allzeit lustig und guter Dinge ist, schließt Aglajas Leidenschaft den Humor aus. Sie ist tiefgründig, ja überspannt, zielbewußt und ihres Vorteils gewahr, und daher nicht frei von gewöhnlichem Egoismus, wie ihre Stimmabgabe am Tage des Gerichts zeigt. Den Verhältnissen kann sie trotzen und ihren Willen durchsetzen. Viel leichter läßt sich Salome bestimmen. Ihr Liebeskummer erpreßt ihr heute eine große Träne, und morgen ist sie mit einem andern Verehrer ebensoglücklich. Dafür ist sie aber offener, ehrlicher und selbstloser als Aglaja. Zu diesen großen, körperlichen Gestalten tritt als die dritte im Bunde Wendelgard; als die Schönste, aber nicht die Klügste von ihnen.

Diesen Frauen stehen Figura Leu und Barbara Thumeysen gegenüber, selbst freilich sehr verschieden voneinander. Dem Kräftig-Gesunden, dem Leben Gewachsenen — Salome, Wendelgard und Aglaja sind die von den fünfen, welche eine Ehe eingehen — tritt das Zarte, aber Schwache, das Zierlich-Anmutige und das Zimperlich-Altjungfernhafte entgegen. Figura gleicht zwar Salome darin,

daß auch sie zu allen Spässen aufgelegt ist. Allein, lacht Salome laut, so lächelt Figura, versteht jene auch etwa einen derbern Spaß, so findet diese am feinen, versteckten Witz und Spott ihre heimliche Freude, wovon Salomon Landolt und Herr Bodmer zu erzählen wüßten. Salome ist wahrscheinlich weniger klug, aber sie weiß ihr Lebensschifflein zu lenken. Sie wurzelt in der Sinnenwelt, ganz Erdnatur, ganz Körper, während es oft scheint, als ob Figura von anderm Stoff als gewöhnliche Menschen sei und von einer andern Welt als der unsrigen. Keller charakterisiert sie als „ein elementares Wesen,“ „eine feine leichte Erscheinung“; sie eilt „so leicht wie ein Geist“ aus dem Hause und tritt „wie von der Luft getragen“ auf der Straße plötzlich vor Landolt; als sie am Buffet im Hause ihres Oheims von Sonnenstrahlen übergossen wird, da steht sie, „einem Engel gleich .... wie in einer Glorie.“ Neben diesen Prachtgestalten nimmt sich Barbara Thumeysen trotz ihrer künstlerischen und musikalischen Talente kümmerlich aus.

Auch in der äußern Gestalt und im Kostüm ist eine Kontrastierung wirkungsvoll durchgeführt. Die historische Treue in der Kleidung ist zu Gunsten der Mannigfaltigkeit durchbrochen. Das echte Kostüm der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, mit dem erlaubten güldenen Kettlein um den Hals, trägt in Uebereinstimmung mit den andern Gestalten dieser Novellette nur Figura Leu; übrigens ist auch hier, weil zu altfränkisch, der hohe, zuckerstockförmige Hut weggelassen. Darunter hätte sich das lustige Fräulein, dessen unbändiges Lockenhaar „dem Perruqier täglich den Krieg machte,“ [1] unwiderstehlich komisch ausgenommen. Als Empire könnte am Ende Salomes Kostüm gelten; indessen lag wohl keine solche Absicht vor, da auch das Kostüm der andern Frauen zeitlos gehalten ist. Wahrscheinlicher spielen hier persönliche Erinnerungen eine Rolle, wie sich zeigen wird. Berechnet ist die ungenaue Ausführung der Gestalt der Grasmücke. Hier spricht das Fehlen

[1] Diese Wendung ist offenbar eine Reminiszenz an eine Briefstelle der Leuschen Korrespondenz in Zehnder-Stadlin, was um so wahrscheinlicher ist, als diese nur etwa zehn Briefe umfaßt. Vgl. den Anhang.

einer genauen Schilderung beredter als jede Zeichnung. Während bei allen andern Frauen einmal eine zusammenhängende Schilderung ihres Aeußern erfolgt, erfahren wir nur stückweise, wie Barbara aussah. Am Anfang verlautet, daß ihre Stimme wie die eines Kindes geklungen habe, ohne je große Stärke zu erreichen. Damit müssen wir uns einstweilen begnügen. Beim Besuche im Landoltschen Hause hören wir, daß sie feiertäglich gekleidet war, wieder ein Stück weiter, daß sie ein helles Kleid trug. Außerdem vernehmen wir, daß ihr Haar schwarz war. Das ist nun aber auch alles. Aglajas Physiognomie und Pulsschlag muten uns wie ihre ganze Erzählung modern an. Die Energie ihrer Realpolitik ist nicht typisch für die sentimentalen, verträumten Menschen des achtzehnten Jahrhunderts, die stammt vielmehr aus dem neunzehnten.

Die Charaktere der Angebeteten Salomon Landolts entsprechen natürlich den jeweiligen Korbmotiven. Der Korb des Mädchens erscheint als die Konsequenz seines Charakters. Das heißt nun aber noch nicht, daß der Charakter des Mädchens auch wirklich das Primäre, der Korb das Sekundäre war. Die Frage, ob die Handlung passend zum Charakter erfunden wurde oder umgekehrt, bedarf vielmehr erst noch einer nähern Untersuchung. Wenn man die in der Erinnerung für alle Zeit haftenden Gestalten Kellerscher Dichtungen betrachtet, neigt man in dieser Erstgeburtsfrage zu Gunsten der Charaktere. Man darf aber nicht vergessen, daß Keller nicht nur unsterbliche Typen geschaffen, sondern diese auch in ganz eigenartige Situationen zu bringen wußte. Das Seltene und Wunderbare bei ihm ist eben, daß er gleich groß ist in der Erfindung origineller Menschen wie origineller und komischer Situationen. Wir haben uns durch den bisherigen Gang unserer Untersuchung bereits für das Primat der Handlung entschieden, sind aber den Beweis der Richtigkeit dieser Auffassung noch schuldig, soweit die Logik der Entwicklung nicht schon zu unsern Gunsten sprach. Wohlgemerkt handelt es sich dabei nur um die Erfindung der Einzelerzählungen, während den Gesamtplan der Novelle, wie wir sahen, nur die Gestalt des Landvogts hervorgerufen haben kann,

da die Biographie keine zentrale Handlung bot, diese vielmehr von Keller frei erfunden ist.

Alle Liebesgeschichten Salomon Landolts schildert Keller nur in den entscheidenden Momenten der Entwicklung. Nur die Anknüpfung der Bekanntschaft, die Entwicklung zum Höhepunkte und die Katastrophe werden näher ausgeführt, die zwischenliegenden Perioden nur skizzenhaft angedeutet. Das ist die strenge Forderung, die Keller sich stellte und auch konsequent durchführte. Sie bildet eine höhere Form von Lessings Prinzip der Auflösung der Situation in Bewegung. Nicht nur äußerliche Zustände werden in Handlung aufgelöst, der psychologische Inhalt großer Zeiträume wird in den Momenten der Entwicklung aufgefangen und so in höchster Konzentration zur Darstellung gebracht. Bei dieser prinzipiellen Knappheit, die Keller von der Novelle fordert, wäre nun die merkwürdig vollständige Ausbeutung der Biographie ein sonderbarer Zufall. Wie konnten Landolts Qualitäten als Reiter, Fechter, Schütze, Soldat, Jäger, Landwirt und Landvogt, als Künstler und als munterer Gesellschafter und Spaßmacher alle in den Einleitungs- und Ausleitungsmotiven zur Darstellung kommen, wenn nicht die Handlung zum Ausgangspunkt genommen wurde, sondern die Frauencharaktere, welche mit der Biographie in keinem Zusammenhange standen? Anderseits sind bei der Annahme, daß die Charaktere zuerst erfunden wurden, diese in ihrer speziellen Art immer noch nicht erklärt, und es bleibt ein Rätsel, wie Keller z. B. auf das Leichtsinnsphänomen der Wendelgard geriet. Uns aber erklären sich diese Rätsel nicht nur einfach, wir haben auch eine glänzende Probe für die Richtigkeit unserer Auffassung in der Tatsache, daß alle Charakterzüge der Mädchen sich leicht als eine Konsequenz der Rolle nachweisen lassen, die ihnen das Korbmotiv auferlegte. Deutlich sieht man das bei Barbara Thumeysen, deren Beschränktheit, Hochmut und Dünkel nur Folie zu der Grundeigenschaft ist, aus welcher ihre künstlerischen Betätigungen fließen. Augenfällig beweist es Wendelgard. Der Leichtsinn ihres Charakters, den das Korbmotiv fordert, erheischt konsequenterweise, daß nur die

Aussicht auf eine bessere Partie ihr das Nein entlockt. Tatsächlich wird die Lösung auch so durchgeführt. Aus dem gleichen Grunde war es unmöglich, ihren Reiz für Landolt in tiefere Charaktereigenschaften zu verlegen. Deshalb ist sie mit einer blendenden Schönheit ausgestattet, die beim ersten Anblick berücken muß.

Es ist nicht anders denkbar, als daß Keller bei der Schöpfung der innern und äußern Gestalt der Frauen die Eindrücke seines eigenen Lebens zu Hilfe rief. Soweit allerdings nur, als sie den künstlerischen Plänen keinen Abbruch taten. Daß diese aber aus den Quellen entwickelt wurden, die Liebesgeschichten nicht in erster Linie verkappte Memoiren darstellen, das dürfte nach allem klar sein. Eine Ausnahme davon macht nur die Aglajanovelle, weshalb auch die Person Aglaja dem Leben entnommen ist. Doch das soll im Zusammenhang in dem Kapitel untersucht werden, welches dieser Erzählung speziell gewidmet ist. In Figura Leu vermutete Bächtold das Porträt der Luise Rieter. Wir würden heute eher auf ein anderes Original verfallen, aber, abgesehen von dem viel heitereren Charakter Figuras, scheint das Elfenhafte ihres Wesens eher darauf hinzudeuten, daß hier Keller „der lieblichsten der Dichtersünden" frönte, der nämlich, „süße Frauenbilder zu erfinden, wie die bittre Erde sie nicht hegt." Begründeter ist der Verdacht, Salome habe Züge von der „schönen Winterthurerin" entlehnt. Salomes Gestalt in der Schilderung der Revue von Kloten besitzt nämlich auffallende Aehnlichkeit mit zwei Bildern von Luise Rieter, einem Aquarell, das von einer talentierten Freundin gemalt wurde, und einem alten Daguerrotyp. Die beiden Bilder wurden mir von Herrn Konservator Alfred Ernst in Winterthur zur Reproduktion gütigst überlassen. Sie zeigen Salomes lachende Augen und roten Mund; ein weißer Spitzenbesatz faßt den Hals ein, braune Locken fallen bis auf die Schultern. Auf der Rückseite des Daguerrotyps, auf welchem Luise Rieter mit ihrer Schwester und deren Söhnchen vor einer teppichbedeckten Balustrade sitzt, steht die Jahreszahl 1847. Wie mir Herr Ernst mitteilte, ist es im Sommer jenes Jahres aufgenommen worden,

wozu die leichte sommerliche Kleidung stimmt. Das wäre aber genau der Sommer, in welchem Luise Rieter in Zürich auf Besuch war, und Gottfried Keller sie im Garten des greisen Ehepaares Orelli-Breitinger vom Fenster eines Freundes erspähte. Diese Kleidung dürfte sie also getragen haben, als sie Keller auf einem Spaziergang begegnete, von dem er sich in sein Tagebuch notierte: „Heute im Walde . . . . . Hierauf kehrte ich zurück und traf sie auf dem Wege an: Die Begegnung, ihre und meine Kleidung, die erste Verlegenheit, alles wurde aufs ausführlichste ausgeheckt und eine artige Novelle gemacht." Und nun vergleiche man die genaue Uebereinstimmung von Erzählung und Bild.

Es sprechen nun aber noch eine Reihe von Parallelen zwischen der Erzählung „Salome" und den Beziehungen Kellers zu Luise Rieter für die Verwandtschaft der beiden Frauengestalten. Die Bewerber beider waren in so unsicherer Lebensstellung, daß sie von Anfang an wenig Hoffnung haben konnten. Wie Landolt seine Salome, so traf Keller Luise Rieter im Hause Dritter, wo sie auf Besuch war. Vor allem aber zeigen die beiden Werbebriefe frappante Aehnlichkeiten. Schon Baldensperger ist die Verwandtschaft der beiden Briefe aufgefallen. Beide sind so absonderlich und zweckwidersprechend wie nur möglich. „Ihretwegen bin ich die ganze Woche in den Wirtshäusern herumgestrichen . . . . Verzeihen Sie den unordentlichen Stil, eigentlich bin ich ganz vernünftig." Sind das nicht würdige Seitenstücke der schlimmen Selbstdiagnosen und -prognosen Salomon Landolts? Ferner heißt es in Kellers Brief: „Sie sind das allererste Mädchen, dem ich meine Liebe erkläre, obgleich mir schon mehrere eingeleuchtet haben", woneben man folgende Stelle der Dichtung halte: „Kurz gesagt war es das erste Mädchen gewesen, dem er einst sein Herz entgegengebracht und ein zierliches Körbchen abgenommen hatte." Wie Salome eilt auch Luise Rieter mit dem Briefe sogleich zur Mutter, die dann die Antwort übernimmt. Leider besitzen wir das Original der Absage an Keller nicht, um die Stelle: „Es kann nicht sein





. . . . . es kann aus verschiedenen gewichtigen Gründen nicht sein" auf ihren Ursprung zu prüfen.

Vielleicht ist auch der Kosename Distelfink ein versteckter Zeuge für die Richtigkeit unserer Vermutung. Landolt soll den Namen aus dem Familienwappen Salomes geschöpft haben. Die umständliche und genaue Beschreibung, wie Landolt zu dieser Titulatur gelangt, läßt in ihr mehr als bloße Erfindung vermuten. Tatsächlich führt nun die Familie Rieter einen Vogel in ihrem Wappen, zwar nicht einen Finken, sondern dem Namen entsprechend eine Rietschnepfe; aber es ist klar, daß Keller aus Rücksicht auf die in nächster Nähe wohnende Familie jede Beziehung zur Wirklichkeit gehörig verbarg. Aus der Versicherung, daß auch noch andere zürcherische Familienwappen Vögel aufzuweisen hätten, schließt man, daß Keller, der in allerlei Familien- und Stadttraditionen bewandert war, auch nach dieser Seite hin genaue Kenntnisse besaß und wohl auch das Rieterwappen kannte.

Nun steht der Annahme einer Beziehung zwischen Salome und Luise Rieter eine Schwierigkeit im Wege: die größere Charakterähnlichkeit der „schönen Winterthurerin" mit Figura Leu. Indessen ist ja Figuras äußere Erscheinung durch das historische Kostüm bestimmt, so daß, auch wenn Luise Rieters Charakterbild auf Figura eingewirkt haben sollte, doch ihr Porträt für anderweitige Verwendung frei wurde. Daß aber Salomes Gestalt nach diesem Modell geschaffen wurde, ist bei der großen Aehnlichkeit, die Dichtung und Leben hier gewannen, nur zu natürlich.

Endlich sind offenbar Barbara Thumeysens Künste dem Leben abgelauscht, womit die Beziehungen der weiblichen Figuren des „Landvogt" zur Wirklichkeit erschöpft sein dürften.

Eine besondere Betrachtung verdienen die Kosenamen, die Landolt seinen Schätzen beilegt: Distelfink, Hanswurstel, Kapitän, Grasmücke, Amsel und Aglaja. Solche Titulaturen auszuhecken machte Keller offenbar Spaß, hat doch Aglaja sogar zwei erhalten, die beide des ausführlichsten abgeleitet werden. Drei davon sind in köstlicher Symbolik dem Tierreiche entnommen. Es war nicht

Originalitätssucht, die Keller die üblichen Blumenvergleiche umgehen ließ; vielmehr entsprechen jene Benennungen einer ausgeprägten Vorliebe für Gleichnisse aus dem Tierreiche. Jedem Kellerleser fallen die vielen Uebernamen und Schimpfnamen und kurzen Vergleiche dieser Herkunft auf; denn auf diesem Felde verübt des Dichters Humor oft die ausgelassensten Sprünge. Wenn man diese Gleichnisse, in welcher Form sie nun auftreten, sammeln würde, bekäme man ein kleines Brevier kurzer Sprüche, das durch die Kraft drastischer Symbolik und derben Humors seinen Urheber in jeder Zeile verraten würde.

Der allgemeine Verlauf und der Charakter der Hauptpersonen bestimmten nach den Gesetzen des Kontrastes und der künstlerischen Abrundung die Reihenfolge der Novelletten. Der „Hanswurstel“, als die wichtigste Erzählung, durfte natürlich nicht an den Anfang gestellt werden, so wenig, wie man in einer Gemäldegalerie die bedeutendsten Bilder in die Vorhalle hängt. Da Figura die prächtigste Gestalt unter den fünf Frauen ist, mußte sie in die Mitte ihres Kreises treten. Die Wendelgardnovelle nachfolgen zu lassen, war nicht ungünstig, da die Gestalten jener Erzählung hier nochmals auftraten. Zudem waren die beiden Erzählungen weitaus die kompliziertesten und die reichsten an Handlung und Farbenpracht. Zusammen bildeten sie den Höhepunkt, zu dem die andern hinauf-, von dem sie wieder hinunterführten. Der „Distelfink“ bringt die abenteuerlichen Geschichten der Vorfahren und die Erlebnisse der Jugend Salomons und trat daher füglich an den Anfang. Das Verhältnis Landolts zu Barbara Thumeysen muß als eine böse Geschmacksverirrung angesehen werden und konnte daher, im Hintergrund stehend, durch die vorangegangenen Mißerfolge am besten erklärt werden. Aber mit einem solchen Schiffbruch durften Salomons Irrfahrten nicht enden. So tritt „Aglaja“ an das Ende der Erzählungen.

Diese Anordnung entsprach den Anforderungen des Kontrastes durchaus. Es wechselt nun je eine Erzählung, wo sich die Korbspenderin schließlich verheiratet, mit einer solchen, wo sie ledig bleibt.

6. Die Klotener Revue. Marianne.

Bis jetzt haben wir die großen Linien des Planes der Dichtung entstehen sehen. Im folgenden treten wir nun der Ausgestaltung des Details näher, wobei uns die Fülle der Erscheinungen nötigt, den Kurs etwas zu ändern. Während wir bisher vom Rohstoffe und den Absichten und Prinzipien des Dichters ausgingen und mit Hilfe dieser Elemente die endgültige Gestalt der Dichtung zu konstruieren suchten, nehmen wir im folgenden diese als die gegebene Größe an und schließen aus ihr auf die Prinzipien und Absichten des Dichters zurück. Dieser Kurswechsel beschränkt sich insofern bloß auf die Darstellung, als dem ersten Teile natürlich ebenfalls eine Untersuchung voranging, die sich die fertige Novelle zum Ausgangspunkte nahm; insofern liegt aber allerdings ein tatsächlicher Unterschied der beiden Hälften vor, als wir für die zweite die Darstellung der ersten nicht mehr anwenden können, da diesen Einzelheiten nicht mehr die gleiche Notwendigkeit innewohnt wie dem großen Plane.

Natürlich war es eine Hauptaufgabe des Dichters, den frappanten Gedanken Landolts, einmal alle die Schönen, an denen einst sein Herz hing, auf einen Tag zu sich einzuladen, möglichst natürlich zu erklären. Das Zusammentreffen mit einer einstmaligen Geliebten hat diese Aufgabe zu erfüllen. Die Begegnung erfolgt bei der Musterung der zürcherischen Scharfschützen. Landolt hat das kleine Korps auf die Aufforderung der Regierung hin gegründet und befehligt heute seine Truppen während der ersten Inspektion, die über Sein oder Nichtsein der neuen Waffe entscheidet. Die Herren des Kriegsrates sind als Richter über ihn und sein Werk erschienen, und überdies hat sich ein großes Publikum aus der Stadt zu Wagen, zu Pferde und zu Fuß eingefunden, um dem ungewohnten Schauspiel zuzusehen.

Die Bedeutung dieser Szene liegt in der Illustration des Soldaten und Bürgers Landolt. Landolts größter Dienst gegen-

über dem Vaterland war die Gründung des Scharfschützenkorps. Es war eine den Bodenverhältnissen des Landes entsprechende Reorganisation des Heerwesens, die dadurch ins Leben gerufen wurde. Sie hat sich denn auch alsbald in den übrigen Kantonen eingebürgert. Damals war sie eine bedeutungsvolle Neuerung; heute hat sich von der Waffengattung nichts mehr erhalten als der Name und die besondere Uniform. Während früher die Truppe eine besonders treffliche Schußwaffe führte, ist sie heute nicht anders ausgerüstet als die übrige Infanterie. Da auf der Gründung dieser Waffe Landolts verdienter Ruhm und zum großen Teil auch seine Popularität beruhte, konnte die Tüchtigkeit des Mannes durch nichts besser illustriert werden, als durch seine Scharfschützen. Allerdings war es ebenso schwer, die kriegerischen Taten Landolts in Beziehung zu seinen Liebesabenteuern zu bringen, als sie nun einen eindrucksvollen Gegensatz zu ihnen bilden. An keinem andern Platz wäre aber Raum gewesen für ein ausführliches Bild. Hier hingegen, als Exposition und Einleitung, war diese Breite eines selbständigen Aktes geboten.

Ein anderes Motiv, das den gleichen einleitenden Dienst hätte tun können, ist nicht verwendet worden: die Hilfeleistung Salomon Landolts, als beim Dorfe Küsnacht am Zürichsee der Dorfbach über die Ufer trat und große Verheerungen anrichtete. Landolt ergriff dort die Initiative und leitete die Rettungsarbeiten, als alles den Kopf verloren hatte. Auch hier hätte Landolt seine Salome treffen können, auch hier tat er sich hervor, und selbst an humoristischen Intermezzi fehlte es nicht, wie Heß zu erzählen weiß. Allein dem Motiv gebrach es an repräsentativer Typik. Landolts Persönlichkeit und Popularität waren wohl zu trennen von dieser Tat, nicht aber von seinen soldatischen Leistungen als Schützenhauptmann; beide Motive zu bringen, wäre aber Häufung gewesen, und sie vermeidet Keller scharf. Auch war Keller die Schilderung dieser malerischen Musterung willkommen. Man fühlt das Behagen des Erzählers aus der Darstellung deutlich heraus, wie er ja auch solche patriotische Festlichkeiten im „Grünen Heinrich" gern verwendet hat.

Zunächst bietet die Datierung der Musterung bei Kloten, welche historisches Faktum ist, Anlaß zu einer Erörterung. Bei Keller findet die Revue „am 13. Heumonat 1783, als am Kaiser Heinrichs Tag“ statt. Tatsächlich war sie 1770 abgehalten worden. Richtig ist hingegen, daß Landolt damals (1783) „in seinem zweiundvierzigsten Jahre ging,“ da er am 10. Dezember 1741 geboren wurde. Nun verwaltete Landolt die Landvogtei Greifensee von 1781—87. Die unrichtige Datierung geschah also in der Absicht, die Ereignisse zusammenzurücken, und zwar wurde die Revue zu Gunsten der andern Angabe verschoben, weil dreiundvierzig Jahre das richtige Alter für einen Junggesellen schienen, der bereits fünf Körbe erobert hat und nun mit der heimtückischen Absicht umgeht, die herzlosen Spenderinnen auf einen Tag zu sich einzuladen. Die Wahl des Heinrichstages für die militärische Musterung, wo doch das halbe Zürich Namenstag feiere, ist ein Witz Kellers, den die Häufigkeit dieses Namens in Zürich und Umgebung veranlaßt haben mag.

An Material für die Darstellung einer Musterung fehlte es bei Heß nicht. Keller hat sozusagen den letzten Zug, den er verwendet, aus der Quelle entnommen.[1] Durch diese war aber zweierlei gegeben. Einmal war die Musterung von Kloten als der wichtige Tag erwähnt, an dem über die Einführung der Waffe entschieden wurde. Die Schilderung derselben beschränkte sich aber auf einen einzigen Satz, welcher das Schießen aufs Ziel, das Angreifen eines Passes, das prompte Zerstreuen und Sichsammeln, die allgemeine Befriedigung der Kritiker und des Publikums hervorhob. Daneben aber bot Heß eine summarische, aber treffliche Schilderung der späteren Musterungen, als die Scharfschützen längst Ordonnanz und eine selbständige, zahlreiche Waffe waren. Nun hat Keller alle die charakteristischen Kleinzüge für Mann und Waffe, für Operationen und Gelände, die sich bei Heß als Kennzeichen bald der, bald jener Revue erwähnt finden, aufgegriffen und zu einem einzigen, satten Bilde vereinigt. Natürlich machte

[1] Eine genaue Vergleichung ermöglicht der Anhang.

er die Revue von Kloten zum Träger der Szene und häufte in ihr allen Reichtum auf, da Kloten das historisch bedeutsame Ereignis war. Wie unbewußt die Sage weit auseinanderliegende Gestalten und Ereignisse um einen einzigen überragenden Helden gruppiert und auf ihn den Ruhm vieler überträgt, so muß es heute der Künstler bewußt tun, um die Einheit und Fülle, die die Dichtung von der Wirklichkeit trennt, aber auch wieder zur Wirklichkeit erhebt, zu erreichen. Außerdem machte die Neuheit der Eindrücke — die Revue bei Kloten war ja die erste — diese selbst viel eindrucksvoller für die Zuschauer, und weil wir mit deren Augen sehen, auch für uns.

In zwei Dingen hat Keller eine Aenderung eintreten lassen. Im Jahre 1770 zählte Landolts Schar etwa vierzig Mann. Diese traten auf, nachdem die gewöhnliche Musterung der Zürcher Miliz stattgefunden hatte. Das konnte natürlich so nicht bleiben. Landolt muß allein auftreten mit seinem Korps, nicht als Nachspiel und Nebensache, und die ganze Aufmerksamkeit auf sich konzentrieren. In dem Augenblick aber genügt die Zahl von vierzig Mann nicht mehr. Keller greift daher zu der bald von dem Korps erreichten Zahl fünfhundert. Nur eine einzige Streichung nimmt Keller vor, sonst alles gebotene Material verwendend. In Heß wird mehrmals auf die vorzügliche Zielsicherheit der Scharfschützen hingewiesen und das Schießen, wie bei solchen zu erwarten, als das Wichtigste für die Truppe hingestellt. Gerade bei Kloten hat das Scheibenschießen die Hauptrolle gespielt. Keller berührt diesen Punkt mit keinem Wort, denn die Vorstellung von Soldaten, die nach der Scheibe schießen, entbehrt des poetischen Reizes. Einmal böte sich dem Auge kein lebendiges Bild, da wir dem Ganzen aus einiger Entfernung, etwa von einem rückwärtsliegenden Hügel aus zusehen. Dann sind auch die Hantierungen mit der Waffe starre, maschinenmäßige Bewegungen und entbehren des natürlichen Rhythmus und der Freiheit. Kellers Darstellung aber ist nur Leben und Bewegung. Die Soldaten verschwinden, tauchen wieder am Waldsaum auf, ziehen ganz nah an uns vorüber, verschwinden wieder

und werden nochmals in der Ferne sichtbar, während Landolt, der Hauptmann, auf seinem Fuchse über die Felder jagt. Stets sind die Momente der Veränderung der Szene aufgefangen. Wirkungsvoll wird dabei mit Kontrasten gearbeitet. Die Soldaten sind bald zerstreut, bald in Kolonnen; jetzt weit in der Ferne, dann wieder ganz nahe; jetzt verschwinden sie, jetzt tauchen sie wieder auf.

Geschickt und wirksam hat Keller die tatsächlich erfolgte Begegnung Landolts mit dem alten Fritz in die Schilderung verwoben. In doppelter Beziehung liegt hier ein erneuter Beweis vor für die gründliche Ausbeutung der Quelle. Einmal durch die Tatsache, dann auch durch die Art und Weise dieser Verwendung. Den Wert, den der Brief Friedrichs des Großen an Salomon Landolt für diesen besaß, illustriert Keller einerseits durch die Bemerkung, daß Landolt ihn mit wenigen andern Erinnerungen bis zum Tode aufbewahrt habe, anderseits indem er versichert, kein verliebter Jüngling könne über die ersten Zeilen, die er vom Gegenstande seiner Leidenschaft erhalte, in größeres Entzücken geraten als Landolt über das Schreiben seines geliebten Friedrich. Das ist aber nur die Zusammenfassung dessen, was Heß an den zwei ganz auseinanderliegenden Stellen sagt, wo er den Brief erwähnt und seinen subjektiven Wert für Landolt deutlich zu machen sucht.

Die Gestalt Landolts ist teils nach der Beschreibung von Heß, teils nach dem dem Buche beigegebenen Bilde kopiert, wobei eine genaue Kostümkenntnis ergänzend beisprang.

Nachdem die Musterung beendigt und die alte Bekanntschaft mit der Jugendgeliebten erneuert ist, reitet Landolt beim Sonnenuntergang heim, nach Schloß Greifensee. Dieser Ritt in den leuchtenden Abend hinein, bei dem Landolt erst recht auflebt und mit bewunderndem Auge die Natur in sich aufnimmt, ist wieder ganz den Angaben der Quelle gemäß erfunden. Aber, was dort bloß erwähnt wird, ist hier dargestellt, in die fortlaufende Handlung eingegliedert, ohne ein Wort direkter Charakteristik.

Die originelle Wirtschafterin Marianne, mit der der lustige Plan des Schätzekongresses zunächst beraten werden muß, würde

man ohne weiteres für ein Geschöpf von Kellers bisweilen bizarrer, immer aber markanter Phantasie halten, wenn nicht ein Vergleich mit der Quelle belehren würde, daß sie bis auf Name und Heimat der in Heß beschriebenen Haushälterin Landolts entspräche. Aber es ist wunderbar, wie Keller mit dem überkommenen Schatze wuchert. Gewiß, Marianne verfehlt ihre Wirkung auch in der Einleitung als dienstbarer Geist nicht; aber ihren Haupttrumpf spielt sie doch am verhängnisvollen Tage als Braut Salomon Landolts aus. Das Hereinziehen der Nebenfigur — als solche bot sie Heß — in die Haupthandlung im entscheidungsvollen Moment, so daß sie ein wesentlicher Träger derselben wird, ist höchst kunstvoll.

Diese für Marianne vorgesehene Rolle begründet die Veränderungen, die Keller an ihrem Charakter und Lebenslauf vorgenommen hat. Auf den ersten Blick scheinen sie kaum mehr als Interpunktionsverschiebungen und kleine Stilverbesserungen zu sein. Aber durch einige kleine Nuancierungen der Farbentöne hat das Ganze ein merkwürdig verändertes Wesen bekommen, was jedoch erst bei näherm Zusehen auffällt. Einigen Kürzungen der Quelle, lediglich zu Gunsten knapperer Darstellung, steht die behagliche Ausmalung dramatischer Situationen gegenüber, z. B. in der Szene im Wirtshaus, wo Marianne ihre Ehre mit dem Küchenmesser verteidigt. Diesen Verbesserungen von hauptsächlich formaler Bedeutung stehen die folgenden sachlichen zur Seite. Bei Heß ist es Mariannens schöne Stimme, die Veranlassung gibt, sie in ein Kloster zu stecken; bei Keller die Stiefmutter, die sie gerne los wäre. Bei Keller erhebt Marianne, als sie Profeß tun soll, einen wilden Spektakel, so daß man sich gezwungen sieht, ihr die Freiheit wieder zu geben. In Wahrheit verlief die Sache ruhiger und unter Beihilfe der kompetenten Persönlichkeiten des Klosters. In Freiburg erhält Marianne nach Keller eine Stelle in einem Gasthause. Hier wird sie von Studenten und Offizieren umworben und hat ihren Nachstellungen zu entgehen. Sie begünstigt aber nur einen einzigen, „dem sie ihre Neigung schenkt.“ Bei Heß ist die Situation insofern komplizierter, als sie auf einem

Schlosse in der Nähe Freiburgs und in einem Gasthofe der Stadt abwechselnd spielt. Dort ist Marianne als Köchin angestellt und lernt den Studenten, mit dem sie sich dann verheiratet, kennen; hier verteidigt die Unerschrockene, in der Weise, wie es Keller erzählt, ihre Ehre mit dem Küchenmesser, als sie ein Offizier der Garnison ins Gerede brachte. Aber, während Marianne sich bei Heß bloß verteidigt, als der Offizier sie aus dem Saale entfernen will, läßt sie Keller selbst die Offensive ergreifen.

Man sieht den Unterschied der beiden Darstellungen sofort ein. Keller gestaltet die Verhältnisse für Marianne durchgehends schwerer. Feindliche Gewalten stehen ihr überall entgegen, aber sie bricht sich immer wieder Bahn. Diese Ueberlegenheit macht sie groß, denn wir verzeihen der Ungebildeten gern die brüske Art ihrer Selbsthilfe. Viel bestimmter tritt auch bei Keller Marianne als die Wollende und Wählende auf. Bezeichnend ist der Ausdruck der beiden Schriftsteller für ihre Verbindung mit dem Studenten und die Flucht der beiden. „Da nun ihr Liebhaber sie heiraten wollte, seine Verwandten sich aber dieser Verbindung widersetzten, ging er mit ihr durch.“ So Heß. Aber Keller: „Die tapfere Tirolerin heiratete nun den schönen Studenten, und zwar gegen den Willen der Seinigen, indem sie miteinander entflohen.“ Der Trennung gehen bei Heß Auftritte voraus. Die Leidenschaft ist verglüht, die Standesunterschiede machen sich geltend. Der Zänkereien müde, erkauft Marianne ihrem Manne schließlich die Freiheit und verläßt ihn. Keller beseitigt die Auftritte. Dem Mann ist es zu wohl geworden bei der guten Pflege. Er wird übermütig und fängt an, Marianne um ihres geringern Standes willen, zu verachten. Da kauft sie ihn mit ihrem Gelde los und läßt ihn sein Glück anderswo suchen. Kellers Marianne steht also ethisch über dem undankbaren Mann; sie rechtet nicht mit ihm, sie läßt ihn einfach ziehen, zu stolz, um seine Liebe zu erbetteln. Wiederum hat Keller kein Wort der Teilnahme oder des Lobes. Er stellt bloß dar.

Bis dahin ist alles den Angaben der Quelle ziemlich getreu nachgebildet. Nun aber verleiht der Dichter Marianne einen Zug,

der zwar der Quelle auch entsprechen könnte, dort aber nicht erwähnt ist: die Mutterliebe. Jedesmal bricht ihr fast das Herz, wenn sie eines ihrer Kinder nach dem andern durch den Tod verliert. Dadurch gewinnt Marianne unsere Achtung und Zuneigung. Plötzlich sehen wir, wie in diesem rauhen Herzen ein Gefühl von rührender Zartheit und Innigkeit verborgen liegt. Dieser Zug ist fein erfunden. Weil er ja auch dem Tiere eigentümlich ist, erscheint er auch bei einem rohen und ungebildeten Menschen nicht unwahr oder sentimental. Mit Absicht verweilt Keller bei ihm und scheut sich nicht, ihn immer wieder zu betonen. Realistisch kommt Mariannens zartes Gefühlsleben nur in diesem animalen Zug zum Ausdruck. Als Landolt ihr klar machen will, was es für eine Bewandtnis haben soll mit der bewußten Einladung, versteht sie ihn erst, als diese Saite bei ihr erzittert: „Ja, ich verstehe den Herrn Landvogt! Es soll ein Tag werden, wie wenn ich alle meine heimgegangenen Kinder, die seligen Englein, plötzlich bei mir hätte." Mariannens Lauterkeit und Tüchtigkeit erkennen wir aus dem anmutigen Ton, in dem Landolt mit ihr verkehrt, aus dem guten Einverständnis, das zwischen den beiden besteht und aus der gemeinsamen Liebe zur Musik und zum Volkslied bei Herr und Dienerin. Wie es die Einleitung anschaulich schildert, bezeugt es die Biographie.

Um das rein menschliche Verhältnis, in welchem der Landvogt zu seiner Hausmeisterin steht, zu illustrieren, hauptsächlich allerdings um Landolts willen, ist in die Einleitung noch die Erzählung von dem kranken Bauernburschen eingeschoben, dem Landolt wunderbaren Todes- und Leidensmut einflößte, was sich Marianne nicht anders erklären kann, als daß ihr Herr ein Auserwählter Gottes sei. Die Anekdote bringt uns Landolts Macht über das einfache Kindes- und Volksgemüt zum Bewußtsein. Schon die Revue von Kloten hätte Gelegenheit dazu geboten, die Beliebtheit und Verehrung, welche der Hauptmann unter seinen Leuten genoß, zu betonen. Heß tut das und versichert, die Scharfschützen hätten das Leben für Landolt hingegeben. Keller will den Leser nicht mit

Behauptungen bestürmen, die er höchstens auf guten Glauben hinnimmt; er soll sehen und dann glauben. Eine wirksame Steigerung der Eindrücke ist die Folge der Zurückhaltung, wie die Einleitung überhaupt musterhaft ist in der Einfachheit der Mittel und in der Architektonik. Wir kennen nun Landolt bereits von der besten Seite, haben auch schon die Bekanntschaft einer seiner alten Flammen gemacht und sind genau orientiert über seine Herrschaft auf Greifensee wie über seine originelle Oberhofmeisterin.

7. Distelfink.

Der „Distelfink" ist die einzige Novellette des „Landvogts", bei der die Anknüpfung der Beziehungen zwischen Landolt und seiner Geliebten vor den Beginn der fortlaufenden Erzählung fällt, so daß ein einleitendes Motiv fehlt. Entsprechend der Absicht, Landolts pekuniäre Verhältnisse zum Angelpunkt der Erzählung zu machen, ist Salome das Kind einer alten und wohlhabenden Familie. Verwandtschaft verband diese mit der Familie Landolts und vermittelte die Bekanntschaft der beiden jungen Leute. Die zufällige Namensentsprechung hatte frühe schon ein „liebliches Gefühl gemeinsamer Beziehung" bei ihnen geweckt. „Beide gleich hübsch, gleich munter und lebenslustig, schienen sie wohlgesinnten Freunden für einander schicklich und eine Vereinigung nicht von vornherein untunlich zu sein." Aber aus dem Gerede der Mütter heiratsfähiger Töchter über Salomons ungewisse Lage entnahm das Mädchen soviel, daß „an sichere Aussichten und Heiratspläne nicht gedacht werden könne, hinwieder aber ein angenehmer, selbst traulicher Verkehr wohl um so eher erlaubt sei."

Die gemeinschaftliche Pflanzung einer Kirschbaumallee führt zu einem zwar nicht ausgesprochenen — dazu ist Salomon viel zu schüchtern — aber stummen Einverständnis der beiden Liebenden. Aus der Bemerkung über Landolts landwirtschaftliche Kenntnisse, welche der Dichter der Szene vorausschickt, ergibt sich mit Sicher-

heit, daß er hier das Kapitel „Wie Landolt die Landwirtschaft betrieb“ verwerten wollte. Wir begegnen hier zum ersten Male dem Fall, daß ein Tätigkeitsgebiet des vielseitigen Mannes in der Entwicklung seiner Liebesabenteuer eine Rolle spielt. Gerade die Landwirtschaft aber sträubte sich gegen eine solche Verwendung, sind doch an der Sprödigkeit dieses Stoffes schon viele und große gescheitert. In der Tat konnte Keller seine Zuflucht nicht wohl zu den von der Biographie mit Recht in den Vordergrund gestellten Düngerexperimenten und Stallgeheimnissen nehmen, mit denen Landolt seine Wirtschaft zum Muster für seine Bauern machte. Wie poetisch mutet nun aber die Pflanzung der Kirschbaumallee an, und wie fein ist alles behandelt bis zur „Begießung mit dem belebenden Element.“ Möglicherweise brachte Keller die Angabe Hessens, Landolt habe bei dem Dorfe Nänikon ein Wäldchen selbst gepflanzt, auf diese Idee.

Im Mittelpunkt des „Distelfink“ steht der drollige Heiratsantrag Landolts, welcher der stummen Aussprache auf dem Fuße folgt. Durch die genaue Schilderung seiner eigenen Schwächen und der seiner Vorfahren sucht Landolt mit ihm die Neigung seiner Geliebten zu prüfen. Wie bei Marianne möchte man auch bei diesen barocken Geschichten glauben, sie seien blanke Erfindung. Wiederum kann der letzte Punkt belegt werden. Hingegen ist es Kellers eigenste Tat, sie in den Werbebrief Landolts gesetzt zu haben. Die Erinnerung an s e i n e n ersten Liebesbrief mag ihm diese Idee eingegeben haben, die geradezu genial ist, weil so die köstliche Erzählung nicht bloße folgenlose Ausschmückung bleibt, sondern in die Handlung selbst eingreift. Außerdem befindet sie sich nun an so exponierter Stellung, daß sie einen unvergeßlichen Eindruck machen muß.

Die Wichtigkeit, die diesen Ahnengeschichten beigemessen ist, legt die Vermutung nahe, sie hätten vielleicht die ganze Erzählung veranlaßt. Diese Möglichkeit ist nicht zu bestreiten. Weil aber kein Weg von dem Liebesbrief Landolts zu dem Motiv der unsichern Lebensstellung führt, während umgekehrt kein anderes Motiv zur

Aufnahme jener Geschichten so geeignet war als dieses, zumal durch dasselbe noch gar keine Handlung gegeben war, und weil ferner erst die Aehnlichkeit zwischen Dichtung und Leben dem Dichter die Idee eines Pendants zu dem eigenen originellen Werbebrief nahelegen konnte, muß man wohl das Motiv der unsichern Lebensstellung als das ursprünglichere auffassen.

Eine genaue Vergleichung von Landolts verhängnisvollem Briefe mit der Quelle muß zunächst ziemliche Kürzungen konstatieren, hervorgerufen einerseits durch die Stellung in einem Liebesbrief, anderseits durch das Bestreben, bloß das Typische herauszugreifen. Alles, was nur Häufung bedeutete, ohne neue Charakterzüge abzuwerfen, wurde weggelassen, es mochte an und für sich noch so malerisch oder humoristisch wirken. So strich Keller z. B. die Schilderung des Jägerhauses an der Töß mit der wunderlichen Brücke als Zugang ganz weg; ebenso die Erbauung der Reitbahn durch die Söhne des alten Obersten während dessen Krankheit, wie auch alle Streiche, die sich daran knüpften. Desgleichen auch, aus leicht erklärlichen Gründen, die verschiedenen Liebesabenteuer der Vorfahren Landolts.[1] Stärker als bei Heß wird endlich der Gegensatz der Mutter Landolts zu ihrer immer tiefer sinkenden Umgebung herausgearbeitet.

Bemerkenswert ist, wie Keller alles psychologisch begründet und die innern Zusammenhänge der Geschehnisse aufdeckt. Bei Heß merkt man davon nicht viel. Den Wolf am Tor macht Keller zum Symbol des wilden, unbändigen Wesens der Familie. Die Tüchtigkeit der Mutter Landolts erklärt er aus der ihr auferlegten Pflicht, das ungebundene Treiben der Kinder aus dem frühen Verlust der Mutter und der Abwesenheit väterlicher Zucht. Der Verfall des Hauses tritt ein, nachdem die guten Sterne von ihm gewichen sind, nach dem Tode des Vaters und der Verheiratung der Mutter Salomons. Vorher war der Uebermut der Söhne

[1] Im Anhang sind nur die parallelen Stellen aufgenommen worden, weshalb derjenige, der sich darüber hinaus orientieren will, auf Heß selbst verwiesen werden muß.

noch in Schranken gehalten worden, jetzt bricht er ungehindert aus und führt zu raschem Ruin. So wird nicht nur alles motiviert, es tritt auch eine dramatische Steigerung bis zur Katastrophe ein, die durch ihre Kürze das Drama wirkungsvoll abschließt. Das Ganze darf als charakteristisch für Kellers Kraft der Darstellung bezeichnet werden.

Das malerische Element in Kellers Dichtung drückt sich darin aus, daß beide Male, wo die Quelle Gelegenheit dazu bot, Wandmalereien geschildert sind. Der Ankleideraum zum Badezimmer, woselbst diese angebracht waren, ist natürlich zu einem Pavillon umgewandelt, die verschiedenen Malereien zu einer einzigen farben- und gedankenreichen Jagdidylle zusammengedrängt, auf welcher der kleine Salomon nicht fehlt.

Aus der Jugendgeschichte Salomon Landolts ist, um alle Breite zu vermeiden, nur das Zweckentsprechendste herausgegriffen, dieses aber der Quelle getreu nacherzählt. Wiederum sind die kausalen Zusammenhänge bei aller Knappheit angedeutet, die Handlungen aus Landolts Charakter entwickelt und ihre Rückwirkung auf ihn klar gemacht.

Ueber den Austrag der Distelfinkgeschichte verlautete das Nötige schon bei der Besprechung ihrer Entstehung. Es bleibt übrig, über die kurz nach Landolts Abweisung erfolgende Verlobung Salomes ein Wort zu sagen. Erst durch diese Verlobung lernen wir den Charakter des Mädchens ganz kennen. Auf sie scheint er aber nachträglich von anfang an hinzudrängen. Und dennoch bietet gerade dieser Fall die schönste Gelegenheit zu zeigen, wie der Charakter das Sekundäre, die Handlung, die ihn erst erzeugt, das Primäre sein kann. Denn nur der Zeitpunkt der Verheiratung lag in Salomes Macht. Daß sie sich verheiraten mußte, gebot die folgende Novellette, die mit einer Heirat nicht enden konnte; gebot, wenn die Stellung des „Distelfink“ frei gewesen wäre, die Rücksicht auf die Gruppierung der Frauen am Festtag auf Schloß Greifensee, wo weder lauter Frauen, noch lauter alte Jungfern aufmarschieren durften. Es ist gewiß kein Zufall, daß dort in harmonischer Gruppierung zwei verheiratete Frauen, zwei Jungfrauen und eine Witwe erscheinen.

8. Hanswurstel.

Von keiner andern Erzählung der Novelle geht ein solcher Zauber der Stimmung aus, wie vom „Hanswurstel.“[1] Sonntäglicher Sonnenschein strahlt überall darin. Ein echtes Sonntagskind ist Figura, und in der Erzählung selbst spielt sich alles am Sonntag ab. Für diese Leute scheint es gar keinen Alltag zu geben.

Und doch, gerade hier, wo des Dichters Geist am unmittelbarsten zu strömen scheint, wo scheinbar alles so leicht hingeworfen ist, daß wir es für eine Improsation, ein lustiges Fabulieren aus der Stimmung einer glücklichen Stunde halten könnten, gerade hier kann sozusagen der letzte Buchstabe auf literarische Quellen zurückgeführt werden. Nicht nur die Kostüme, die Interieurs und die Sitten, die Keller schildert, sind historisch durchaus getreu gehalten, auch die Gespräche, die er seinen Personen in den Mund legt, sind echt und aus alten Briefen zusammengestellt worden.

In dieser Hinsicht stellt die Figuranovelle eine geradezu wunderbare Leistung, einen seltenen Gipfel künstlerischer Technik dar. Welche Kunst liegt beispielsweise im Spiel Figuras mit den Spiegeln, wodurch sie sich über Bodmer und Landolt lustig macht! Es ist beim Besuch im Sihlwald, und der Uebergang vom literarischen Gespräch zur Liebesgeschichte, die zur Entscheidung kommen soll, muß gewonnen werden. Um Figura und Salomon von der übrigen Gesellschaft zu trennen, wird nun aber nicht bloß die Unterhaltung abgebrochen durch eine Phrase wie: „lassen wir nun aber die Gesellschaft sich ruhig weiter unterhalten, und sehen wir uns unterdessen nach unsern beiden Liebenden um, die sich mit ihren Gefühlen vor dem Geplauder in die Tiefe des Waldes geflüchtet hatten, u. s. w.“ Solche Praktiken eines Leihbibliothekromans kennt Keller nicht. Um die Erzählung weiter zu bringen, erscheint er selten in eigener Person. Den Abbruch der Konversation und das

[1] Vielleicht ein Beweis mehr dafür, daß er erlebt wurde, verklärte Wirklichkeit ist.

Sich-entfernen der beiden Liebenden begründet Keller psychologisch, und zwar durch ein dramatisch-anschauliches Motiv. Aber dieses Motiv ist nicht etwa den Zwecken entsprechend frei erfunden, sondern den biographischen Angaben gemäß komponiert. Seltsam und überraschend hat hier Keller die Notiz Hessens verwertet, Landolt habe während seines Aufenthaltes in Paris öfters den großen Opernball, mit Vorliebe maskiert, besucht und sei daselbst auch einmal in grün, seine Lieblingsfarbe, gekleidet erschienen, an seinem ansehnlichen Zopf ein Spiegelchen herabhängen lassend, worin die Damen sich beschauen konnten. Nun wirft aber dasselbe Motiv, das in erster Linie dazu da ist, die Erzählung ins richtige Geleise zu bringen, zugleich helles Licht auf Bodmers und Geßners Charaktere. Der rege, schnellfassende Geist des Greises, seine leichte Reizbarkeit und ebenso leichte Versöhnlichkeit werden in dramatischer Handlung sichtbar; Geßner aber bekommt aufs neue Gelegenheit, seine mimischen Talente zu entfalten und die Ueberlegenheit seines Geistes dadurch darzutun, daß er die entstandene Spannung und Verwirrung wieder in Harmonie auflöst. Durch ein einziges, echt episches, dazu noch der Biographie entnommenes Motiv ist so in genialer Weise eine ganze Fülle von Absichten erreicht worden. Mit solcher Kunst ist aber die ganze Figuranovelle aufgebaut.

Keller hat die Figuranovelle zum Kulturbilde erweitert. Er läßt das alte Zürich der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wieder aufsteigen, wie es leibte und lebte. Wir genießen die Totenstille eines Sonntagmorgens, wenn alles noch in der Kirche betet und nur der Zuckerbäcker oder sonstige dienstbare Geister über die Gassen eilen, erschrocken über das Echo des eigenen Schrittes, das von den Häuserreihen zurückschallt, denn noch fährt keine „Elektrische" mit ihrem perpetuellen Gerassel und Gebimmel. Wir sehen, wo man sich Sonntags früh die Erlaubnis zur Fahrt vor die Tore holen muß. Wir gehen am Abend auf die Stadtpromenade, wo sich die Bürger in langem Zuge paarweise ergehen, die Junker den Degen an der Seite, den dreispitzigen Hut auf dem Kopf, die Ratsherrn in schwarzem Talar, den weißen Mühlsteinkragen um

den Hals. Auch die wunderlichen Sittenmandate jener Zeit und ihre Umgehung durch schlaue Weiber und elegante junge Herren lernen wir kennen; das gestrenge Regiment der gnädigen Herren und Obern, sowie die Opposition freiheitlich denkender Jugend. Endlich lassen wir uns in einen literarischen Zirkel — der Stolz des damaligen Zürich — einführen und hören bewundernd von den Freundschaften dieser Männer mit den großen Zeitgenossen in deutschen Landen und von ihrem bedeutenden Einfluß auf die Literatur und Kultur der Deutschen. Ein wunderbar reiches und mannigfaltiges Bild, das sich da vor unsern Augen entrollt.

Ueber diesen Schilderungen hat aber Keller seine Liebesleutchen nicht vergessen noch vernachlässigt. Liebesgeschichte und Kulturgeschichte laufen nicht nebeneinander her; sie sind unzertrennlich miteinander verbunden. Das kulturhistorische Element dient der Liebesgeschichte dermaßen, daß ihre Entwicklung gestört würde, wenn man von jenem auch nur einen Zug entfernen wollte. In dieser innigen Verschmelzung liegt die große Kunst der Komposition. Der Stoff ist hier ganz in der Form aufgegangen. Da Keller, wie wir wissen, seine Geschichten nur in den Momenten der Bewegung darstellt, alle Zustände, die zwischen zwei Wendepunkten liegen, nur summarisch skizziert, wird der kulturhistorische Stoff dann am besten verarbeitet sein, wenn er selbst Anlaß und äußere Bedingung und damit notwendiger Bestandteil der jeweiligen Weiterentwicklung des Liebesverhältnisses ist. Das ist aber auch tatsächlich der Fall. Jeder Szenenwechsel bringt auch eine neue Phase der Beziehungen zwischen Landolt und Figura Leu. Sie werden nicht in diese oder jene Gegend, in diesen oder jenen Zirkel geführt, nur damit wir mit der Lokalität oder deren Besuchern bekannt werden. Bei der sonntäglichen Musterung im Flur des ratsherrlichen Hauses von Onkel Leu begegnen sie sich zum erstenmal. Dann sucht Landolt Martin Leu in der Gesellschaft für vaterländische Geschichte auf, um der Schwester näher zu kommen. Schneller als er gehofft, aber freilich auch auf anderm Wege, kommt er in ihr Haus und macht ihre nähere Bekanntschaft. Nun tritt die Skizze an Stelle der

fortlaufenden Schilderung, bis die malerische Szene im Sihlwald die Lösung bringt.

Nach der endgültigen Formulierung des Figuramotivs, wie sie jene Briefstelle von der Schuld einer Mutter verursacht hatte, handelte es sich zunächst darum, für Figura ein Milieu zu schaffen, eine Handlung, in welcher, und ein Boden, auf welchem sich das psychologische Problem abspielen konnte. Vor allem mußten Eingangs- und Ausgangsmotive gefunden werden.

Zur Anknüpfung der Beziehungen zwischen den Liebenden hat Keller diesmal zwei Motive verwendet, die beide aus dem großen Quellenwerke der Zehnder-Stadlin stammen, wie ja für diese Novelle hauptsächlich sie als Quelle in Betracht kommt. Erstens: die Versammlung der vor die Tore strebenden Bummler am Sonntag früh im Hause des Reformationsherrn Leu, woselbst Landolt Figura zum ersten Male erblickt. Zweitens: die Gesellschaft der jungen Zürcher unter Bodmers väterlichem Vorsitz, in welcher Landolt die Bekanntschaft mit Figuras Bruder sucht.

Dem zweiten Motive liegen die Angaben des „Pestalozzi“ über jenen Kreis junger Patrizier zu Grunde, die sich allwöchentlich unter dem Patronate des alten Bodmer versammelten, um durch historisch-politische Vorträge und Diskussionen den revolutionären Geist der Aufklärung sich gegenseitig einzuimpfen und sich zu tüchtigen, vor allem auch vom modischen Luxus nicht angesteckten Bürgern zu erziehen. Keller hält sich auch hier genau an seine Quelle und hat nicht nur Briefe, sondern auch Vorträge der Mitglieder, Bruchstücke von solchen, einen Jahresbericht und eine offenbar aus dem Kreise selbst hervorgegangene Korrespondenz einer Augsburger Zeitung benützt, wie der Anhang im einzelnen nachweist.

Es mußte den Dichter reizen, in dem himmelstürmenden Pathos der jungen Weltverbesserer seine eigene revolutionäre Jugend zu ironisieren, auf die er jetzt lächelnd zurückschaute. Besonders lockte ihn die Trennung der Gesellschaft in eine epikureische und eine puritanische Hälfte und die daraus entspringenden humoristischen Szenen; konnte er doch da zugleich auch dem Muckertum, das die Poesie

der Geselligkeit beim Weine nicht versteht, eins versetzen und seinem geliebten Stammlokal, der Meise, ein Denkmal errichten.

Auf dieses Einleitungsmotiv wurde Keller unmittelbar durch das Hauptmotiv der Figuranovelle geführt. Jene Stelle von der Schuld einer Mutter, die ihn auf das Motiv der befürchteten erblichen Belastung brachte, steht nämlich in demselben Briefwechsel, der Keller hauptsächlich die Angaben über das Leben und Treiben in dem Kreise Bodmers, vor allem jene köstliche Schilderung lieferte, wie einzelne laue Mitglieder während der Versammlung auskneifen, um sich auf der Meise oder sonst wo bei Malvasier und Spanischbrötchen gütlich zu tun, wobei sie dann durch die catonische Partei entdeckt werden. Die Schreiber, Johann Caspar Escher beim Luchs[1] und Heinrich Füßli beim Feuermörser,[1] zählen als glühende Verehrer Vater Bodmers zur Partei der strengen Observanz und suchen in gemeinsamem Streben die gesunkene Gesellschaft zu reorganisieren. Im fünften Briefe ihrer Korrespondenz, dem Keller die köstliche Szene entnahm, klagt Füßli über die Entartung der Gesellschaft, worauf Escher seinem Freunde von Genf aus eine Rede zusendet, die Füßli in der nächsten Versammlung zur Bekehrung der Sünder halten soll. Der siebente Brief bezeugt die wohltätige Wirkung dieser Rede — und der folgende enthält jene Bemerkung von der Schuld einer Mutter an der Trennung zweier Liebender, nämlich einer Base Füßlis und eines ihm befreundeten Mitgliedes der vaterländischen Gesellschaft. So nahe lagen also die Dinge beisammen! Der Vetter brauchte bloß in einen Bruder verwandelt zu werden, dessen Bekanntschaft Landolt in der Gesellschaft sucht und macht, und die Gelegenheit war da, die drollige Flucht mit allem, was drum und dran hing, dem Einleitungsmotiv einzuverleiben.

Die engen Beziehungen zwischen diesem Einleitungsmotiv und dem Hauptmotiv der Figuraerzählung machen es wahrscheinlich, daß es mit der daraus folgenden Schöpfung des Bruders Martin den ersten Schritt in der Ausführung dieser Einzelerzählung darstellt.

[1] Das Haus der Familie.

Das andere Eingangsmotiv, welches die erste Begegnung von Figura und Salomon Landolt bringt, ist dem Briefwechsel des zürcherischen Reformationsherrn Leu mit seinem Freunde, dem Landvogt Spöndli, entnommen. In einem dieser Briefe schildert Leu den lustigen Auftritt, den ihm jeden Sonntag morgen sein Amt zuzieht. Um diese Zeit erteilt er nämlich die Erlaubnis, am Sonntag nachmittag die Tore der Stadt zu verlassen, weshalb schon in aller Frühe sein Haus von einer Menge Leute bestürmt wird, die alle ins Freie hinaus wollen und hunderterlei Vorwände bereit haben, um ihren Wunsch erfüllt zu sehen. Auch dieses Motiv war zur Einleitung der Beziehungen zwischen den beiden Liebenden wie geschaffen. Der Gedanke lag nicht fern, Figura zur Tochter oder Nichte Leus zu machen und Landolt, der von Neugier für den seltsamen Auftritt angezogen wird, bei dieser Gelegenheit mit ihr zusammentreffen zu lassen, worauf dann das Motiv der vaterländischen Gesellschaft weiterleiten konnte.

Wie bei dem anderen Einleitungsmotiv lockte auch hier wieder eine humoristisch ausgemalte Szene des bürgerlichen Kleinlebens, es lockte auch die zum Geist der andern Personen passende Ironie des Erzählers, der überlegene Ratsherr, den Keller nicht ohne Grund zu einem eifrigen Verehrer Voltaires gemacht hat. Von allen Männern, die der Dichter in dem großen Quellenwerk der Zehnder-Stadlin finden konnte, trug er die modernsten und außer Bodmer auch die individuellsten Züge. Vor allem aber mußte sich Keller die Originalität einer solchen Anknüpfung aufdrängen. Für solche ungewöhnliche Eingangsszenen besaß er eine besondere Vorliebe. Gern benützt sie seine Phantasie als Sprungbrett in die Welt der Romantik. Wie abenteuerlich gerät Wenzel Strapinski in die feine Gesellschaft Goldachs oder John Kabys in das Haus der Litumlei, auf wie originelle Weise machen die gerechten Kammmacher in ihrer Kammer miteinander Bekanntschaft! Eine solche Neigung für seltsame Begegnungen setzt aber immer auch eine besonders feine Nase für Ansätze und Gelegenheiten dazu voraus.

Nun hätte die Szene im Hause Leus einfach so erzählt werden

können, wie sie der Ratsherr an seinen Freund berichtet. Das Einfachste wäre gewesen, wenn Landolt, durch die Kunde von der originellen Musterung angezogen, zufällig die vorüberhuschende Figura erblickt hätte. Keller läßt aber der Szene eine einschneidende künstlerische Korrektur angedeihen, indem er Figura in ihren Mittelpunkt stellt und ihr die Hauptrolle dabei zuteilt, indem sie die Bittsteller ordnet. Und zwar sind ihr nicht die scheinbaren Gründe der Leute maßgebend, sondern die wirklichen, die sie ihnen am Gesicht abliest, wodurch — echt Kellerisch — der Schläuling durchschaut und selbst Gegenstand des Gelächters wird. Im einzelnen hat Keller die künstlerische Wirkung der Szene wie beim andern Einleitungsmotiv durch einen größern Reichtum des charakteristischen Details erhöht, wobei ihn das immer volle Schatzkästlein eigener Beobachtung nicht im Stiche ließ. Zu den verliebten Handwerksburschen und Dienstmädchen gesellen sich Kegel- und Kartenspieler und leidenschaftliche Fischer, zu den Wassergläsern Pillenschachteln und Salbentöpfe.

Charakteristisch für Keller ist es, daß die Handlung nun nicht in den Bahnen ruhig weitermarschiert, die ihr vorgezeichnet scheinen, daß vielmehr eine kunstvolle Wendung den Leser überrascht. Wir erwarten, daß Landolt, der Martin Leus Bekanntschaft gemacht hat, seinen Zweck nun erreicht und als Freund in dessen Haus eingeführt wird. Es kommt ganz anders. Eine Anklage der Sittsamen unter den Mitgliedern der historischen Gesellschaft ruft einer Zitation Landolts vor den Reformationsherrn. So wirft ihm also, früher als er hoffte, das huldvolle Schicksal den ersehnten Besuch in den Schoß — und lacht ihn dennoch aus, weil das Glück einen bittern Beigeschmack erhält. Erscheint doch Landolt als Missetäter und läuft nun Gefahr, in Gegenwart seiner Geliebten abgekanzelt zu werden. Und wirklich setzt ihn auch ihr Gruß außer Zweifel, daß sie den demütigenden Grund seines Besuches kennt.

Also wiederum Ironie des Schicksals! Ja sogar eine doppelte, denn ihre Ursache, die Anklage der Freiheitsapostel an die von ihnen selbst bekämpfte Obrigkeit ist ja auch eine köstliche Ironie.

Sicher leuchtete diese Entwicklung dem Dichter sofort ein und machte ihm das Motiv der vaterländischen Gesellschaft um so willkommener. Wir können aber noch die Spuren verfolgen, die zu dieser Entwicklung führten. Den Gedanken einer Bestrafung der Epikuräer legte der Brief Eschers an Füßli nahe, wo er verspricht, er wolle „ungescheut anklagen und Vorwürfe machen, wen und wie man es verdient,“ sofern die Besserungsversuche keinen Erfolg hätten. Wozu das etwa führen mußte, zeigen folgende zwei Dokumente des „Pestalozzi.“ Bodmer schreibt an seinen Freund, den Aesthetiker Sulzer:[1] „In Winterthur ist mehr Pracht als in Zürich. Junge Leute von da haben mit Diamanten mitten in unserer Stadt groß getan. Doktor Hirzel hat dem Schultheiß gedroht, daß man genötigt sein würde, sie für hiesige Reformationskammer zu laden, weil es von der Munizipalstadt unleidlicher Trotz wäre.“ Ferner führte der hier genannte Dr. Hirzel in einem Vortrag in der vaterländischen Gesellschaft, wo sonst gegenüber der Regierung ein anderer Ton herrschte, aus:[2] „Die beschriebenen Einschränkungen der Gewalt der Obern bringen in die Ausübung ihrer Regierungspflichten eine außerordentliche Gelindheit und Sanftmut. Die Bestrafungen der Obrigkeit sind mehr väterliche Erinnerungen als eigentliche Strafen.“ Eine Zitation vor die Reformationskammer war natürlich unbrauchbar, hingegen bot eine väterliche Ermahnung die herrlichsten Aussichten, da ja Onkel Leu selbst Reformationsherr war.

Nun braucht allerdings das Motiv der sonntäglichen Musterung nicht vor dem der vaterländischen Gesellschaft bestanden zu haben. Mit andern Worten, Leu war vielleicht gar noch nicht durch das erste Einleitungsmotiv zum Onkel Figuras erkoren, als Keller über die Entwicklung des zweiten nachsann. Wir könnten uns denken, daß erst der Plan, Landolt als Sünder in die Familie des Mädchens einzuführen, als deren Oberhaupt einen Reformationsherrn forderte. Ein solcher hätte sich dann in der Person Leus gefunden, dessen Briefen nachträglich jenes erste Einleitungsmotiv

[1] Zehnder-Stadlin. Pestalozzi, S. 416.

[2] Zehnder-Stadlin a. a. O., S. 144.

entnommen wurde. Eine sichere Antwort läßt sich auf diese Frage natürlich nie geben; indessen ist wahrscheinlich, daß beide Motive, wie manche andere dieser Novelle, Keller durch die anschauliche, humoristische Einzelszene des Kleinlebens anzogen, daß also Leu durch jene sonntägliche Musterung für die Novelle gewonnen wurde und die sittenrichterliche Funktion des Reformationsherrn sich erst nachträglich als wertvoll herausstellte. Eventuell hätte man eben die beiden Aemter in die Hände einer Person legen müssen, wenn sie nicht durch einen glücklichen Zufall schon vereinigt gewesen wären.

So sind also nun Figura und Salomon glücklich zusammengeführt und verleben zusammen einen herrlichen Sonntag.

Das Mandatwesen im alten Zürich gibt Keller Gelegenheit zu einem hübschen, das Mittagsmahl im Hause des Ratsherrn erheiternden Einfall: alle Anwesenden sündigen gegen hochobrigkeitliche Erlasse. Figura gibt vor, sie wolle das Brüderchen nicht allein am Pranger stehen lassen, und verletzt absichtlich die strengen Kleidermandate, wobei genaue Quellenangaben berücksichtigt sind; der alte Leu aber versäumt über Wein und alten Erinnerungen die Kirche, die er als Ratsherr besuchen sollte. So ist also der Sittenrichter, der eben noch eine Strafpredigt von Stapel laufen ließ, selbst schuldig geworden! Eine Ironie, die vielleicht Ursache des ganzen Spasses ist.

Im Verlauf des Tischgespräches, wobei Landolt die von Heß besonders hervorgehobenen Talente als unterhaltender Gesellschafter entwickelt, fordert Figura Landolt auf, darauf einzuschlagen, daß sie beide sich nie verheiraten wollten. Landolt hält den Vorschlag für ein verkapptes Entgegenkommen, während der Ernst, der unter dem Scherz verborgen liegt, auf das Kommende vorbereiten soll, da sonst die Eröffnung von der befürchteten Krankheit Figuras leicht etwas zu Ueberraschendes und deshalb Unbefriedigendes erhalten könnte. Durch eine lange, aus alten Briefen kunstvoll zusammengestellte Ueberleitung zu diesem Gesprächsthema wird der geheime Zweck desselben verborgen, während dennoch die Worte eine unbemerkte Eindringlichkeit dadurch erhalten, daß die Rede

aus der indirekten in die direkte Form überspringt, sobald das beabsichtigte Thema beginnt.

Den glanzvollen Abschluß des Tages bringt der Spaziergang im Platzspitz oder dem Schützenplatze, der Stadtpromenade des alten Zürich. Hier sehen wir deutlich, welche Rolle bei Keller das Malerische spielt, dem wir, wie angedeutet, wohl manches Motiv verdanken. Die Hauptwirkung des Spazierganges beruht nämlich auf dem bildlichen Eindruck, den die promenierenden, sich mit tiefen Komplimenten begrüßenden Züge der jungen Damen und Herren bieten.

Das Motiv stellt eine seltsame, wunderhübsche Kombination von zwei zeitlich ganz getrennten Motiven dar. Die Angabe der zeitgenössischen Quellen und Mörikofers, daß der alte Bodmer gern und oft im Platzspitz promenierte, ist nämlich verschmolzen mit dem Bilde, welches derselbe Bodmer als junger Mann einst in den „Diskursen der Maler" von den Sonntagsgebräuchen der jungen Zürcher und Zürcherinnen entworfen hatte. Im zehnten Diskurs des dritten Teiles berichtet er, wie die jungen Damen am Sonntag nach der Kirche auf dem „Kirchhofe" (dem Platz vor derselben) noch lange in einzelnen Gruppen stehen bleiben, um allerhand Stadtneuigkeiten zu verhandeln. Zwischen diesen Gruppen, welche ihren ganz bestimmten Platz haben, wie sie von ganz geschlossenen Freundinnenkreisen, Coterien, gebildet werden, spazierten dann die galanten jungen Verehrer hin und her, so daß diese Versammlungen zugleich ein Stelldichein der beiden Geschlechter wurden, wobei es zu jenen komischen Verbeugungen kam, mit denen man sich gegenseitig begrüßte. Keller hat diese Szene im allgemeinen der Quelle getreu geschildert und sie bloß vom Kirchplatz auf die Promenade verlegt. Eine Aenderung ist allerdings eingetreten: der Erzähler ist selbst zum Mitspielenden gemacht. Eine köstliche Ironie liegt darin, daß der junge Moqueur, der einst die versteckten Beweggründe solcher gravitätischer Zeremonien aufdeckte und sich vor aller Welt darüber lustig machte, nun als alter Herr von seinen Opfern ahnungslos an der Nase herumgeführt wird. Leider

bemerkt der Leser die feine Ironie, die in dieser Wendung steckt, nicht. Aber es geht vielleicht gerade daraus deutlich hervor, wie die Ironie für Keller geradezu konstruktives, schöpferisches Prinzip, eine der wesentlichsten Anschauungsformen seines künstlerischen Ichs war.

Durchaus entspricht es den Quellen, wenn Salomon Landolt und Martin Leu sich Bodmer anschließen. Mörikofer berichtet, daß dem Kreise intimer Freunde, den Bodmer hier gerne um sich sah, sich auch jüngere Schüler und Anhänger „anschließen durften.“ Echt sind sogar die Gespräche, die geführt werden, wie die in Leus Hause es waren und die im Sihlwald es sein werden. Keller läßt Bodmer über Dinge reden, die dieser selbst und andere Mitglieder der historischen Gesellschaft daselbst in Vorträgen behandelten und daher auch auf Spaziergängen wohl mit Vorliebe besprachen.

Beim Mittagsmahle, kurz vor dem Aufbruch zum Spaziergang, läßt Ratsherr Leu die Bemerkung fallen, daß Figuras Gespielinnen sich am Sonntag mit Kirschen bewirten. Auch das ist keine bloße Erfindung. Bodmer berichtet in den „Diskursen der Maler“, daß die Coterien junger Leute oft ihren Ursprung von einer gemeinsamen Liebhaberei für ein besonderes Gericht oder Getränk nähmen. Allerdings soll das nur bei den Männern vorkommen, während für die jungen Damen der Stadtklatsch die magnetische Kraft bilde. Keller scheint aber an dem Motiv Gefallen gefunden und es wegen seiner anmutigen Anschaulichkeit, wenn auch nicht ganz getreu, verwendet zu haben.

Wie bei der Klotener Musterung oder bei der Szene im Platzspitz sind auch in der Szene im Sihlwald, welche die Lösung dieser Erzählung bringt, mehrere Motive zu einem einzigen, farbenprächtigen Bilde vereinigt. Nur ist hier die Zahl derselben viel größer, die Kombination viel kunstvoller.

Keller hat für diese Schlußszene nicht nur Heß und Zehnder-Stadlin, die beiden uns bekannten Quellen, benützt, sondern auch Meisters Skizze über Bodmer, Wielands „Geprüften Abraham“, vielleicht auch Bertolas Schilderung seines Besuches im Sihlwald, vor allem Hottingers Geßner-Biographie. Durch diese gewann

er die genaueste Kenntnis über Geßner als Menschen, als Dichter und als Künstler. Hottinger erzählt, daß Geßner als Sihlherr, d. h. als oberster Beamter über den städtischen Forst zu beiden Seiten des Sihlflusses, im Sommer in seiner Amtswohnung mitten im Walde wohnte. Hierhin seien ihm seine Freunde gefolgt und hätten goldene Tage mit ihm verlebt. Ferner berichtet der Biograph von den italienischen Uebersetzungen Bertolas und den französischen Hubers, die den Dichter in ganz Europa berühmt machten und in der Tat Voltaire und Rousseau für ihn begeisterten. Wenn Hottinger auch die mimischen Talente Geßners hervorhebt, durch die dieser gern den kleinen Kreis intimer Freunde belustigte, so hat Keller ihn dementsprechend die Statue einer antiken Göttin darstellen lassen.

Was Hottinger für Geßners Gestalt, das bedeuteten die vielen Briefe der Zehnder-Stadlin für Bodmer. Hier enthüllte sich der ganze Mann wie er war, nicht wie ihn ein paar blinde Anbeter sahen. Neben seinen Vorzügen, dem regen Geist und den mannigfaltigen Interessen des Greises wurde seine maßlose Eitelkeit sichtbar, die allzuoft das Talent des Erzählers zu eitler Prahlerei verführte und die Frische des Geistes dazu verleitete, es den Jungen überall gleichtun zu wollen.

Ganz verschiedenen Ursprunges sind die einzelnen Motive der Handlung dieser Schlußszene. Ein Brief Bodmers vom 11. Juli 1750 an den befreundeten Pfarrer Heß erwähnt einen gemeinsamen Besuch bei Geßner im Sihlwalde: „Aus Klopstocks Brief erhellet, daß er an dem Tag, da wir im Sihlwald so viel von ihm geplaudert haben, mit seinen Gedanken und Reden ebenso nahe bei uns gewesen ist.“ Sollte diese Stelle nicht das Gesprächsthema geliefert, vielleicht auch die ganze Szene verursacht haben? Aus derselben Quelle stammt auch das Motiv, womit Keller nach seiner anschaulichen Art den Besuch im Sihlwalde begründete. Ein anderer Brief Bodmers erzählt nämlich von einem Besuche in Geßners Landhaus in der Enge, wobei man nach Tisch die nahegelegene Porzellanfabrik bei Rüschlikon besichtigte, für welche Geßner malte.

Keller hat die Besichtigung der Fabrik zur Besichtigung eines von Geßner gemalten Teegeschirres, welches von dessen Gästen eingeweiht werden soll, umgewandelt Einer Notiz bei Heß ist der Scherz Figuras mit den Spiegeln nachgedichtet, einer Schilderung bei Meister der darauffolgende Zornausbruch Bodmers. Auch die literarische Unterhaltung kann, soweit sie nicht aus allgemeiner Literaturkenntnis floß, fast Wort für Wort belegt werden, zumeist durch Zehnder-Stadlin. Wenn auch Bertola keine neuen Motive geliefert hat, so weist doch die Sicherheit der Darstellung Kellers auf eine solche Beherrschung des kulturhistorischen Materials, daß er wohl auch diese Quelle studiert hat.

Schon aus diesen Angaben sieht man, daß die Szene im Sihlwald nicht nur als die Peripetie der entscheidenden Liebesgeschichte Landolts einen Höhepunkt der ganzen Novelle darstellt, sondern auch als formales Meisterstück. Wie weit auseinanderliegende und ungleichgeartete Elemente sind hier zu einem organischen Ganzen verschmolzen! Wie vielerlei Zwecke erfüllt jedes einzelne der Motive, und wie sind dennoch alle Kosten aus den Mitteln echter Aktenstücke bestritten worden!

Unter solchen Umständen begreift man die Unmöglichkeit, den Werdeprozeß der Szene auch nur annähernd zu bestimmen. Wir können nicht einmal genau feststellen, wie Keller überhaupt dazu kam, den Sihlwald und Geßners Haus zu ihrem Schauplatz zu wählen.

Keller hatte selbst die Gegend durchstreift und mit dem Auge des Malers ihre Reize bewundert, wie mehrere Skizzen von seiner Hand beweisen. Vielleicht genügte daher die bloße Bemerkung Hessens, Landolt habe einst Geßner im Sihlwald besucht und dort einen herrlichen Tag verlebt, um diesen Ort zum malerischen Hintergrund für eine Liebeserklärung Landolts zu bestimmen. Ist es doch geradezu typisch für Keller, daß seine Liebespaare sich in schöner, freier Natur finden. So geschieht es in der Rahmenerzählung zum „Sinngedicht", in den „Mißbrauchten Liebesbriefen", in den „Drei gerechten Kammmachern", mehrfach im „Grünen

Heinrich" und im „Landvogt" selbst nicht weniger als drei Male, nämlich noch bei Salome und Aglaja.[1] Haben wir in dieser Bemerkung von Heß den Ursprung der Szene vor uns, so wäre Bodmers Gestalt erst später in sie hineingeraten, möglicherweise dadurch, daß sie durch die Eingangsmotive gegeben war und nun nicht fallen gelassen werden sollte. Es ist aber auch möglich, daß die Szene im Sihlwalde aus dem Gedanken hervorgegangen ist, Bodmer und Geßner zu kontrastieren und dabei ein literarisches Genrebildchen zu entwerfen, welchen Plan jener Brief Bodmers, der den Besuch im Sihlwald erwähnt, vielleicht veranlaßte.

Diese beiden Hypothesen haben zur Voraussetzung, daß Bodmers Gestalt durch die Eingangsmotive bereits gegeben war. Vielleicht sind diese aber erst nach der Szene im Sihlwald entworfen, und es haben vielmehr zuerst die Andeutungen Hottingers über den geselligen Verkehr im Hause des Sihlherrn den Dichter verlockt, hier das literarische Zürich zu versammeln, da ja sein Plan dahin ging, ein kulturhistorisches Genrebild zu entwerfen. Als dann aber die Eingangsmotive nur Bodmers Figur boten, beschränkte er sich darauf, ihn mit Geßner zu kontrastieren, um die Szene durch keine neuen Personen zu belasten.

Vielleicht hat auch erst die ausführliche Beschreibung eines Besuches bei Geßner durch Bertola den Plan einer ähnlichen Schilderung entstehen lassen.

Das sind Fragen, die sich nicht entscheiden lassen. Es muß uns genügen, sie aufgeworfen zu haben. Schließlich ist auch die Kenntnis der äußeren Veranlassung des Planes Nebensache; wir können zufrieden sein, zu wissen, auf welchen Wegen Keller zu ihm gelangt sein kann, und was ihn bestimmte, den Gedanken auszuführen, in welchem Zusammenhange er sich nun einfand. Ausschlaggebend aber waren: die Schönheit der Szenerie, denn sie ist typisch für Keller; die Gelegenheit zu einem literarischen Kulturbild, denn die Briefe Kellers deuten auf solche Absichten hin; end-

[1] Eine willkommene Bestätigung meiner Beobachtung fand ich bei Laura Marholm, welche von einer plain-air-Kunst Kellers spricht.

lich die Wirkung, zu der sich die Begegnung zweier so verschiedener Naturen wie die Bodmers und Geßners herausarbeiten ließ, denn dieser Gegensatz ist mit allen Mitteln der Kunst ausgebeutet. Diese letzte Tatsache bedarf noch eines besondern Hinweises.

In Geßner und Bodmer treten sich das echte Können eines wahrhaft produktiven und daher auch bescheidenen Künstlers und der gelehrte Formalismus des eiteln Dilettanten gegenüber; ein wirklich bedeutender Mensch, der bei Geßner hinter dem Künstler steht, und eine knickerige Krämerseele, die Bodmer im Grunde doch ist.

Dieser Gegensatz ist zum Kernpunkt der ganzen Szene gemacht. Alles dreht sich um ihn, alles ist nur ein Beitrag, ihn von allen Seiten zu beleuchten. Bis ins minutiöseste Detail der Wortwahl wird er hinausgetragen. Bald leuchtet die Satire mit den versöhnenden Strahlen des Humors, bald wirft sie nur einzelne grelle Blitze, bald trägt sie offenes Visier, bald lächelt sie nur verstohlen und nimmt gleich darauf ein harmloses Gesicht an, daß man nicht klug wird: war es Scherz oder war es Ernst.

Wie raffiniert geradezu mit diesem Gegensatze operiert wird, erkennt man erst bei näherem Zusehen. Schon in der Art, wie die beiden Männer eingeführt werden, liegt der ganze Gegensatz ausgedrückt. Als der Herr Professor Johann, Jakob Bodmer, mit angemessener Betonung jeder Silbe, wird uns der eine vorgestellt. Geßner, der Dichter, heißt es beim andern einfach, damit alles bezeichnend. Kunstvoll wird das Motiv der gemalten Tassen zugleich zur Charakteristik der beiden verwendet. Nicht als ein Fabrikmaler, sondern mit der spielenden Hand des Künstlers hat Geßner die Tassen gemalt; daher ist auch eine jede von ihnen ein kleines anmutiges Gedicht geworden. Kurz darauf hören wir von der „unerschöpflichen Flut von furchtbaren Hexametern“ und den „Monumenten der ruhelosen Tätigkeit“ Bodmers.

Im literarischen Gespräch drängen sich die Gegensätze zum ersten Male kontrastierend zusammen. Trotz des Weltruhms, den er genießt, brüstet sich Geßner nicht. „Was davon verdient ist,

trägt er mit der Anspruchslosigkeit und Liebenswürdigkeit, die nur dem eigen ist, der wirklich etwas kann." Sichtlich unangenehm berührt es ihn, daß von einem „jener Enthusiasten, die alles Persönliche hervorzerren müssen", aus seinem Privatleben das Neueste aufgetischt wird. (Spricht hier nicht auch der Aerger Kellers über derlei Leute mit?) Dadurch wird aber „Bodmer, der Cicero, aus seinem Gleichgewicht geworfen, daß die menschliche Narrheit, die auch dem Weisesten innewohnt, die Oberhand bekam und frei wurde, indem er nun unaufhaltsam und rücksichtslos seine dichterische Seite hervorkehrte." Und nun läßt er seiner Geschwätzigkeit freien Lauf, obschon sie nicht zum römischen Senator paßt, den er in Mienen und Haltung gerne markiert. Das Patent auf Unsterblichkeit hat er in der Tasche. Es soll nun auch durch Erwähnung in den Werken seinen Freunden als Paß ins Land der Nachwelt zu gute kommen; aber wohlverstanden, nur den ganz auserwählten, untadeligen, und auch diesen nur nach genauem Maß ihrer Verdienste.

Als Figura die Selbstbespiegelung Bodmers verspottet, treten die Gegensätze zum zweiten Male scharf hervor. Bodmers Eitelkeit verursacht Verwirrung und Stockung der Fröhlichkeit. Geßners überlegene Gewandtheit und Liebenswürdigkeit hilft durch einen gelungenen Scherz über den peinlichen Augenblick hinweg.

Zum letzten Male bringen der Tanz und die Spiele der jungen Leute den Gegensatz zum Ausdruck. Geßners jugendlicher Sinn kann sich ohne lächerlich zu werden der Jugend zugesellen. Wenn aber Bodmer glaubt, seine Jugend durch einen Reigen dartun zu müssen, so verführt ihn wiederum die Eitelkeit, wie in der Dichtkunst, über die ihm gesteckten Grenzen hinauszugehen.

Trotzdem nun aber die ganze Szene auf Kosten Bodmers vor sich geht, indem er bald direkter, bald indirekter Satire zur Zielscheibe dient, hat ihn Keller doch nicht zur lächerlichen Figur heruntersinken und uns niemals vergessen lassen, welchen Respekt wir seinen Verdiensten schulden. Diese Behandlung entspricht der Würdigung, die die Literaturgeschichte Bodmer immer mehr angedeihen läßt. Bodmer ist durchaus das lächerliche Kind nicht, als

welches ihn Gervinus hinzustellen beliebte. Man braucht nur seine Tätigkeit als Politiker ins Auge zu fassen, um die Voreiligkeit dieses Urteils zu erkennen. Wäre Bodmer ein hohler und eitler Tropf gewesen, er hätte nie eine bis zum Martyrium begeisterte Jugend fesseln können. Auch die lebenslängliche Verehrung und Freundschaft von Altersgenossen und Jüngeren, von einem Zellweger, Schinz, Heß u. a., die er genoß, zeugen für einen echten Kern des Mannes. Bodmers Opposition gegen das bestehende Regiment ging durchaus aus ernsten Ideen hervor, für die er sein Leben lang, oft von seinen Freunden im Stich gelassen, eintrat. Es kommt hier nicht darauf an, ob diese Ideen originell waren oder nicht. Im Gegenteil, daß sie es nicht gewesen, zeigt, daß nicht Autoreneitelkeit Bodmer für sie eintreten ließ, sondern das Interesse an der Sache.

Ein Brief vom 16. Juni 1781[1] spiegelt Bodmers religiöses Bekenntnis. Es spricht daraus ein Mann, der in religiösen Dingen die Vernunft zu seiner Richtschnur genommen hat. Sie hat Bodmer nun zwar nie zu dem tiefgefühlten pantheistischen Atheismus Goethes geführt; allein während dieser im Alter immer mehr Mystiker wird, steht jener Brief des 83jährigen auf dem äußersten Punkt nach links, den der Mann je eingenommen, und insofern liegt in diesem Dokument des Greises eine seltene Kraft der Beharrung.

Ein gut Stück Eitelkeit besaß nun Bodmer allerdings und eine weitgehende Empfänglichkeit für jede Art von Lobpreisungen auch. Wer ihn aber näher kannte, nahm diese Schwäche in den Kauf. Ihren zum Teil berechtigten Grund hatte sie in dem Bewußtsein Bodmers von seinen tatsächlichen Verdiensten um die deutsche Literatur und den zürcherischen Staat, und in dem stets kampfbereiten, nie ausdrucksverlegenen Geist, der eine große Arbeit bis ins hohe Alter mit immer gleicher Leichtigkeit bewältigte. Uebrigens schlug ihn seine Schwäche nicht mit der absoluten Blindheit, die wir ihm gerne vorwerfen. Von der Inferiorität seines „Noah" gegenüber dem „Messias" war er überzeugt. Auch spricht die be-

[1] Zehnder-Stadlin a. a. O., S. 517.

geisterte Verkündigung der Größe Klopstocks, als noch niemand an ihn glaubte, ein bedeutendes Wort für sein literarisches Urteil. Daß er auch im Alter bisweilen lichte Augenblicke der Selbstschau hatte, beweist der Brief, mit dem er die Aesthetik Sulzers begrüßte:[1] „Was Sie Gutes von mir sagen, und Sie erinnern sich meiner nicht selten, überlasse ich Ihnen zu verantworten. Ich bin es zufrieden, daß diejenigen, die schlechter von mir denken, doch gestehen, daß Freundschaft und Liebe für mich Sie so weit geführt habe.“ Bei der Verdammung der literarischen Sünden Bodmers vergißt man übrigens gewöhnlich, daß von dem heutigen Publikum der „Messias“ so wenig gelesen wird als der „Noah“.

Müssen wir somit in der Zeichnung von Bodmers Gestalt das feine Gefühl des Dichters für die historische Realität bewundern, so ist Geßner als Kontrastfigur gedacht und mit Absicht verzeichnet. Er ist zum Typus des echten Künstlers erhoben und dadurch bisweilen das Sprachrohr von Kellers eigenen Ansichten geworden. Wenn Geßner sich auch dieser Rolle leicht fügte, zumal der Geßner von Hottingers Panegyrikus, so muß man sich doch hüten, die Urteile, welche Keller hier über den Dichter, scheinbar in eigenem Namen, fällt, als bare Münze hinzunehmen, wie es Heinrich Wölfflin in seiner Monographie über Geßner tat. Einer solchen Auffassung ist zunächst entgegenzuhalten, daß die ganze Novelle einer Person der Rahmenerzählung in den Mund gelegt wird. Ferner äußerte sich Keller gegenüber Herrn Professor Frey, er sei ordentlich erschrocken über das „leere Zeug“, als er später wieder einmal die Idyllen Geßners gelesen hätte. Aber selbst angenommen, Keller habe seine Ansichten im Lauf der Jahre gründlich geändert, angenommen auch, er habe gar nicht mehr an den Erzähler der Rahmennovelle gedacht, als er diese Seiten schrieb: selbst in diesem Falle beweist die öffentliche Rezension Kellers über Landolts Bilder, wo er diese „wilde Kosakereien“ nannte, daß sein persönliches Urteil durchaus nicht mit dem seiner Dichtungen übereinzustimmen brauchte, sondern sich hier stets den künstlerischen Absichten unterordnete. Daß

[1] Zehnder-Stadlin a. a. O., S. 430.

dies aber bei Geßner tatsächlich der Fall war, geht aus verschiedenen stilistischen Symptomen unzweideutig hervor. Es muß zunächst sehr stutzig machen, wie gesucht wird, aus der gänzlichen Verschollenheit der Werke Geßners Kapital zu schlagen. Ueber die Radierungen heißt es: „Sowohl seine eigenen Radierungen, wie die von Zingg und Kolbe nach seinen Gemälden gestochenen Blätter werden in hundert Jahren erst recht eine gesuchte Ware in den Kupferstichkabinetten sein, während wir sie jetzt für wenige Batzen einander zuschleudern;" über die Idyllen: „Wir sehen sie jetzt kaum mehr an und bedenken nicht, was man in fünfzig Jahren von alledem sagen wird, was jetzt täglich entsteht." Das gleicht doch schon mehr einem Advokatenkniff, der uns Sand in die Augen streuen soll. Aber so ist Keller auch nicht. Lächelnd verrät er sich in den darauffolgenden Worten: „sei dem, wie ihm wolle" selbst. Von entscheidender Bedeutung sind aber die wörtlichen Anklänge zwischen Kellers Urteilen über die Radierungen Geßners einerseits, Bodmers Lob der Porzellanmalereien und Hottingers Aeußerungen über den Künstler Geßner anderseits.

9. Kapitän.

Eine so weitläufige Erörterung wie der „Hanswurstel" beanspruchen die noch folgenden Liebesgeschichten Landolts nicht. Bei ihnen bestimmt, im Gegensatz zu jener Erzählung, das Hauptmotiv zugleich die Grundzüge der Handlung, weshalb die Untersuchung über seine Entstehung stets auch die Ausgestaltung in ihr Bereich ziehen mußte. Aus diesem Grunde fallen von nun an die langen Erörterungen über den Ursprung der Motive meist weg, und es bleibt nur übrig, ihre Abhängigkeit vom Hauptmotive und die Folgerichtigkeit der ganzen Ausführung nachzuweisen. Daneben wird uns die Durchführung im einzelnen immer wieder Gelegenheit bieten, auf technische Kunstgriffe, tiefer liegende Schönheiten und Kellersche Eigenart hinzudeuten.

Beim Kapitän zumal entrollte sich die Handlung (die Schulden Wendelgards, die Anleihen Landolts bei seiner Großmutter zur Rettung der Geliebten) bis zum Antrage Landolts, wie von selbst aus dem veranlassenden Motive. Eine Erklärung fordern nur noch das Motiv der ersten Begegnung im Fechtsaal des alten Gimmel und das Motiv der Lösung durch die Aussicht auf eine bessere Partie, die beide andern Ursprungs sind.

Die Anknüpfung bietet auch in dieser Novelle ein spezielles Tätigkeitsgebiet Landolts. Spielte bei Salome der Landwirt eine Rolle, bei Figura der Jäger und Offizier, so kommt hier die soldatische Tüchtigkeit Landolts zur Geltung. Wenn auch in der Quelle nichts von einer besondern Gewandtheit Landolts im Fechten verlautet, so ist doch der Zug ganz in ihrem Geiste erfunden. Diesem Einleitungsmotiv verdankt natürlich der alte Gimmel seinen Beruf als Fechtmeister, während er seinen Namen von einem alten Haudegen bezog, den Zehnder-Stadlins Sammlung alter Notizen erwähnt.

Beim Korbmotiv haben wir zwar schon darauf aufmerksam gemacht, wie sein Inhalt: Aussicht auf eine vorteilhaftere Heirat, konsequent aus dem Wendelgardcharakter gefolgert ist. Da indessen das Wesentliche daran die Form ist, wie diese Aussicht geboten wird, d. h. die Intrigue Figuras, welche keineswegs durch diese Voraussetzungen erklärt werden kann, so bedarf dasselbe ebenfalls noch einer kurzen Erörterung.

Sehr große Schwierigkeiten stellten sich einer befriedigenden Lösung dieser Novelle entgegen, da der einzige mögliche Weg den ohnehin schon wenig liebenswürdigen Charakter Wendelgards noch unangenehmer machen mußte. In geradezu genialer Weise hat Keller diese Gefahr dadurch vermieden, daß er durch die Intrigue Figuras die größte Verantwortlichkeit an dem verfänglichen Nein auf ihre Schultern fallen läßt. Allein auch diese meisterhafte Wendung trägt noch Spuren der großen Schwierigkeiten, welche sich der Lösung des künstlerischen Problems entgegenstellten. Einmal wird sie nämlich nicht wie sonst durch das Quellenmaterial bestritten, dann ist sie auch nicht ohne eine Anleihe bei einer andern

Novelle zustande gekommen. Wie kunstvoll auch immer die Intrigue alle Schwierigkeiten löst, Figura greift eben doch als ein deus ex machina in die Handlung ein, deren Verwirrung die beteiligten Personen selbst nicht mehr lösen können.

Wie Keller auf diese Lösung durch Figura verfiel, entzieht sich der Beurteilung. Durch Quellenmotive ist sie nicht zu erklären. Möglich, daß Keller von Anfang an das Badeleben in Baden, wo sich die Szene ja abspielt, zu schildern beabsichtigte; war es doch ein wesentlicher Teil des Zeitbildes und Baden mit dem alten Zürich so eng zusammengehörend wie der Sihlwald. Möglich, daß die Idee der Heirat von Martin Leu und Wendelgard einen weiteren Anstoß gab; denn diese hatte vielleicht nicht so fern gelegen, da der Dichter für Wendelgard wahrscheinlich von Anfang an einen Mann, für Martin vielleicht auch eine Frau suchte.

Der Charakter Wendelgards ist durch die Schwierigkeiten, die er bot, nicht nur für die Schlußszene, sondern für die Ausführung der ganzen Erzählung bestimmend geworden, und es gehört zum Interessantesten unserer Untersuchung, zu verfolgen, wie Keller alles aufwendet, um diesen Schwierigkeiten zu begegnen.

Mit welchem Raffinement wird die Schönheit des Mädchens, das einzige Gegengewicht ihres Leichtsinns, in der Szene im Fechtsaal zur Geltung gebracht! Sie ist so kunstvoll auf das Erscheinen Wendelgards hin komponiert, wie in Dichtung und Wahrheit die Sesenheimer Szene auf das Erscheinen Friederikens. Wie diese braucht Wendelgard bloß auf die Schwelle zu treten, und wir sind von dem tiefen Eindruck, den sie macht, so überzeugt, daß die ganze romantische Willkür, mit der die Entwicklung nun mutwillig schnell vorwärts geht, an ihrer inneren Wahrheit keine Zweifel aufkommen läßt.

Und wie ist nichts unterlassen, den verhängnisvollen Schritt des Mädchens zu entschuldigen! Vererbung und Milieu tun das ihre, um Wendelgard in einem Zustand sittlicher Unmündigkeit zu erhalten. Die Mutter, eine Fremde, starb frühe und überließ ihr Kind dem unglücklichen Einfluß eines Vaters, der als notorischer

Trinker und Raufbold stadtbekannt ist. Dieser läßt sie ohne die nötigen Mittel zur Bestreitung der Haushaltung, und da sein prahlerisches Auftreten sie zu dem Glauben bringt, ihr Vater sei ein reicher Mann, nimmt sie in ihrer Not Zuflucht zum Borgen, erst für die Wirtschaft, dann auch für sich.

Um zu verhindern, daß das dankbare Mädchen in seiner doppelten Freude dem Retter bei seiner Liebeserklärung sogleich um den Hals fällt, scheut sich Keller nicht, ein schon verwendetes Motiv zu Hülfe zu nehmen. Er läßt Salomon abermals ein Geständnis von leichtsinnigem Lebenswandel ablegen. Nun erscheint der Zug, daß die Unbesonnene plötzlich klug wird, zwar kühn, aber nicht mehr unwahr, da er auf ihren Respekt vor dem Gelde zurückgeführt ist. Aber es ist klar, daß dieses Motiv nur eine vorläufige Rettung bot, da sich Wendelgard bei ruhiger Ueberlegung doch wieder zu einem Ja entschließen würde.

Wie das definitive Nein, auf welches auch noch der Wille des Vaters drückt, zu stande kommt, ohne Wendelgard zu unliebenswürdig zu machen, sahen wir schon. Aber allen diesen Bestrebungen des Dichters zu Gunsten des armen Mädchens setzt die Heirat mit Martin Leu die Krone auf. Das ist eine Rehabilitation, wie sie gründlicher gar nicht gedacht werden kann. Und wie echt Kellerisch wieder diese Wendung! Die, deren Leichtsinn die ganze Stadt in Aufruhr brachte, entwickelt sich zur tüchtigen Hausfrau. Was vom alten Schlendrian etwa noch geblieben ist, hat unschuldige Formen angenommen und schützt nur vor kompletem Philisterium. So erscheint die, von der wir es am wenigsten erwartet hätten, am „Tage des Gerichts" als glückliche Frau, ja als die einzige Glückliche, da alle anderen auf ein verpaßtes oder vorgetäuschtes und darum entschwundenes Glück zurückblicken. Typisch für den Dichter ist dieser Schluß auch darum, weil der Warner Martin schließlich selbst noch dem Zauber der Gefahr erliegt.

Charakteristisch ist nun auch die Ausführung im einzelnen, zumal die subtile und ausführliche Behandlung der Geldangelegenheiten; spielen solche doch in der gleichen Novelle noch bei Salome

und Aglaja eine wesentliche Rolle. Man spürt, daß das Leben des Dichters auch nicht frei von Geldsorgen gewesen ist. Die fünfzehn Amtsjahre mochten Keller die nötige Gewiegtheit in solchen Angelegenheiten gegeben haben, um den richtigen modus procedendi in den fachgemäßen Ausdrücken zu erzählen.

Typisch Kellerisch ist endlich die Szene bei der Großmutter. Wie die Flucht auf die Meise und die Szene in Leus Hause am Sonntag morgen schmückt der Dichter auch sie mit einer Reihe von köstlichen Einzelheiten aus, während er die Hauptsachen der Quelle getreu nacherzählt. Ob Keller die Wunder des Schreibtisches der alten Frau in seiner Jugend bei der Trödlerin des „Grünen Heinrich" gesehen hat? Das Tödlein, womit die Großmutter ihren Salomon abschrecken will, ist ebenfalls echt Kellerisch und hat sein Gegenstück im genannten Roman. Besonders hübsch verwendet es der Dichter am Schluß als Symbol des guten Einvernehmens zwischen Salomon und Figura.

Rein ironisch ist die Gestalt der Großmutter behandelt. Nicht nur befördert sie unfreiwillig Landolts Heiratspläne in dem Augenblick, als sie schwere Opfer bringt, um solche zu verhindern, sie muß auch Salomon gerade vor der nichtsnutzigen Gimmelin warnen, die er sich mit ihrem Gelde erobern will. In der Quelle sind die Ursachen ihrer Abneigung gegen eine Heirat ihres Enkels unbekannt. Keller braucht natürlich eine psychologische Begründung dieser Handlungsweise. Wie erklärt er sie nun aber? Durch einen Generalhaß gegen das weibliche Geschlecht, dessen Nichtswürdigkeit die alte Frau erkannt hat!

10. Grasmücke.

Barbara Thumeysen, einzige Tochter des Herrn Proselytenschreibers Thumeysen in Zürich, betreibt leidenschaftlich die edle Kunst, Menschen, Vögel und allerlei anderes Getier aus kurzgeschnittenen und auf Papier aufgeklebten Haaren nachzubilden.

Damit sie sich im Pferdezeichnen noch etwas vervollkommne, wird Landolt, derzeit der erste Pferdezeichner in Zürich, um privaten Unterricht angegangen. Während der Kunstsitzungen in Barbaras Atelier reift in beiden der unausgesprochene Gedanke, daß sie nicht übel zueinander passen würden, und da die Familien einer Verbindung nicht abgeneigt sind, wird ein Besuch der Thumeysenschen bei den Landoltischen verabredet. Als aber bei diesem Besuche Landolt dem Mädchen sein Atelier mit den sonderbaren Schildereien und Utensilien zeigt, gerät Barbara über den fremdartigen Eindrücken in solche Verwirrung, daß sie, in Schluchzen und Tränen ausbrechend und ihre getäuschten Hoffnungen halb verratend, heimbegehrt. Am andern Tag erkundigt sich Landolt nach dem Befinden seiner Liebsten, worauf sie ihm erklärt, sie könne nur die Seine werden, wenn er auf seine Kunstgelüste verzichte, die sie als eine ihr ganz fremde Welt von einander trennten. „Salomon Landolt schwankte einen Augenblick; doch seine Geistesgegenwart ließ ihn bald erkennen, daß hier im Gewande unschuldiger Beschränktheit eine Form der Unbescheidenheit auftrete, die den Hausfrieden keineswegs verbürge und das geforderte Opfer allzuteuer mache, und er beurlaubte sich, ohne ein Wort zur Verteidigung seiner Malkapelle vorzubringen, von der Herrschaft, sowie von dem Wiedehopf und dem Herrn Antistes samt ihrem ganzen Gefolge."

Wie beim „Kapitän" läßt sich auch hier wieder die Ausgestaltung der ganzen Erzählung auf den zu Grunde gelegten Zug der komischen Künstlerschaft Barbaras zurückführen, der seinerseits dem Wunsche entsprang, Landolts künstlerische Seite zur Darstellung zu bringen. Diese beiden Motive, die potentielle Künstlerschaft Landolts und der Dilettantismus des Mädchens, sind die beiden bestimmenden Momente für alles andere geworden. Dem entspricht es, daß der Charakter der Barbara mehr negativ geschildert wird und sich bloß in ihrer Kunst widerspiegelt; daß das Milieu jenen Geist hochmütiger Beschränktheit atmet, der einer solchen Tätigkeit zu Grunde liegen muß; dem entspricht vor allem auch die Konzentration der Handlung auf die zwei Szenen

in den beiden Ateliers, wodurch die Distanz der beiden Geister recht deutlich zum Bewußtsein kommt.

Wie beim Kapitän verursachte auch hier der Charakter der Geliebten Salomons Schwierigkeiten, die diesmal noch größer waren, weil das gleiche Gegenmittel äußerer Schönheit nicht wieder heilsam angewendet werden konnte. Die Neigung Landolts zu Barbara wird denn auch in der Einleitung als eine Verirrung erklärt, welche nur durch die vorangegangenen Mißerfolge begreiflich sei. In der Erzählung selbst vernehmen wir von ihr eigentlich gar nichts Bestimmtes. Ziemlich kühl verlautet über Landolts Zukunftspläne nur: „Und Salomon glaubte seinerseits nichts Besseres wünschen zu können, als nach all den Stürmen in diesen kleinen, stillen Hafen der Ruhe einzulaufen." Ja, zu einem Antrag kommt es gar nicht, da Barbaras Arroganz die Initiative ergreift.

Die Entschiedenheit, mit der sich das schüchterne Mädchen im entscheidenden Moment durchsetzt und die Alternative stellt: mich oder die Kunst, überrascht, wenn auch Hochmut und Anmaßung nie weit von Beschränktheit entfernt sind. Aber — die zweite Schwierigkeit — es genügte nicht, daß Salomon die Augen über Barbaras Geist endlich aufgingen, die Entscheidung oder wenigstens die entscheidende Frage mußte von ihr selbst gesprochen werden, und daher war eine solche Energie so notwendig, wie das plötzliche Besinnen der Törin Wendelgard.

Das einleitende Motiv vom Unterricht im Pferdezeichnen ist, trotzdem es nicht entfernt lag, wahrscheinlich der biographischen Quelle nachgedichtet, da Heß erzählt, Landolt habe dem Sohne des Idyllendichters Geßner längere Zeit solchen Unterricht erteilt.

Die überlegene Ironie, die Bodmers Gestalt schuf, beherrscht auch die Zeichnung von Barbaras Vater. Nur ist hier die Satire noch einige Grade schärfer, obschon auch sie nie direkt wird. Ein wahres Museum, das dem der Tochter an Originalität und Mannigfaltigkeit nicht nachsteht, bilden die Titel des edlen Herrn. „Es war die Tochter des Proselytenschreibers und ehemaligen Pfarrherrn Elias Thumeysen, der sich der Last des eigentlichen Hirten-

amtes mit dem Anfall eines artigen Erbes entledigt hatte, jedoch sich immer noch nützlich machte durch Besorgung einiger Aktuariate, wie derjenigen der Exulanten und Proselyten-Kommissionen. Von letzteren führte er auf Wunsch seiner Frau den Brauchtitel. Außerdem war er noch Reformationsschreiber und Vorsteher der Exspektanten des zürcherischen Ministeriums." Diesen Würden und Aemtern stehen diejenigen des Oheims, des „regierenden Herrn Antistes" zur Seite.

Das Pendant zu Herrn Thumeysen bildet der Jüngling, dessen Christusblick die Aglaja bezaubert. Geht jener darauf aus, ein möglichst gesalbtes Haupt vor aller Welt zur Schau zu tragen, so ist es diesem mehr darum zu tun, das seine recht weich zu betten. In diesen beiden Geistlichen verspottet Keller die Sorte von Menschen, die er am meisten haßte. Ihnen gegenüber hat er nie die ruhige Ueberlegenheit gewonnen, mit der er sonst Menschen und Verhältnisse betrachtete. Die Leidenschaft des jungen Jesuitenstürmers spürt man immer wieder heraus und wäre es nur im Behagen, seinem Spott wieder freien Lauf lassen zu können.

Sorgfältige Oekonomie und bewußte Steigerung der Effekte bis zur Katastrophe zeichnen die Hauptszene in der Malkapelle aus, in der die Künstlerschaft Landolts dieselbe unübertreffliche Verwertung fand wie die Memoiren seiner Vorfahren im Liebesbrief an Salome. Besonders wirkungsvoll ist der bewußte Gegensatz der behaglichen Schilderung von Landolts Gemälden und der darauffolgenden Verwirrung und Explosion. Diese wiederum ist durch das seltene Hervortreten des Dichters unter seine eigenen Gestalten mit romantischer Ironie noch effektvoller gestaltet. „Es wird heute noch in dieser Landschaft regnen", sagt Landolt mit Beziehung auf ein eben erklärtes Bild, „und entdeckte wirklich, daß Barbaras Augen schon voll Wasser standen." Auch in dieser Szene ist zum Quellenmaterial nur wenig hinzugefügt worden, um den Eindruck des seltsamen Milieu auf das unschuldige Gemüt der Barbara zu erhöhen. Alle Gemäldeschilderungen, die sonderbare Wirkung der Musik einer Maultrommel auf Landolts produktive Kraft, den

Mannequin, das alles bot schon Heß; nur die Gerippe, die Jagdgeräte und die Waffen sind neu.

Wenn nach dem mißglückten Versuch einer Verlobung Barbara in einer Sänfte heimtransportiert wird, so ist das offenbar eine Reminiszenz an einen Spaß, den sich Landolt einst mit seinen Freunden erlaubte. Im Hause eines derselben wurde die Schwägerin zum ersten Male seit ihrem schweren Wochenbett erwartet. Landolt, der darum wußte, verkleidete seinen Affen Cocco und ließ ihn so in einer Sänfte nach jenem Hause tragen, wo alles glaubte, die Erwartete komme, ihr entgegeneilte und nun schmählich enttäuscht wurde.

Eine lehrreiche Betrachtung gewährt die Vergleichung der Schilderung von Landolts Gemälden bei Heß und bei Keller; denn sie kann uns den Unterschied klar machen, den man zwischen der Darstellung eines Künstlers und derjenigen eines Dilettanten bemerken wird, auch wenn dieser noch so geistreich wäre.

Um die Darstellungen von Heß und von Keller aneinander messen zu können, müssen aber das verwertete Material und die Absichten, die verfolgt werden, bei beiden dieselben sein. Daß diese Voraussetzungen zutreffen, läßt sich aber leicht zeigen. Dem Inhalte nach beruht die Dichtung durchaus auf Heß. Man sieht das sofort aus den genauen Uebereinstimmungen im kleinen, besonders daraus, daß wir die allgemein gehaltenen, andeutenden und zusammenfassenden Ausdrücke Kellers stets durch detaillierte Angaben von Heß belegen können. Die erste Forderung wäre also erfüllt. Die zweite kümmert es nicht, daß des Dichters persönliches Urteil über Landolt als Künstler anders lautete, als das hier gefällte; auch nicht, daß beide Darstellungen der Wirklichkeit nicht entsprechen. Vielmehr gibt die Tatsache den günstigen Ausschlag, daß Keller, trotzdem seine Schilderung gerade vor die Peripetie der Erzählung fällt, sich nach seinem ursprünglichen Wunsche alle Zeit zu einer ausführlichen Betrachtung und Würdigung von Landolts Gemälden nimmt und mit dieser Schilderung gerade den Eindruck auf den Leser hervorrufen will, den auch Heß beabsichtigte aber nicht erreichte. Beide wollen aber zeigen, wie Landolts tiefes und

ursprüngliches Erfassen der Natur eine echte Künstlerschaft wenigstens der Veranlagung nach kund gibt, wenn sie auch nie zur vollendeten Meisterschaft reifte.

Aber, wenn nun die Mittel und die Absichten bei beiden Schriftstellern die gleichen sind, woher dann der Unterschied in der Wirkung? Warum überzeugt uns der Dichter von der Poesie der Gemälde Landolts und der Biograph nicht? Da beide inhaltlich übereinstimmen, muß der Grund in der Darstellung liegen. In der Tat zeigen Heß und Keller grundsätzliche Verschiedenheiten in der Anordnung des Stoffes. Keller stellt an die Spitze seiner Ausführungen eine kurze allgemeine Analyse des Künstlers. Dann geht er zu den Naturschilderungen über, die Landolts stärkste Seite waren, und nimmt zur Charakteristik derselben die Beispiele aus aller Art Gemälden, aus Schlachtenbildern, Jägerstücken, Mondlandschaften, Abend- und Morgenstimmungen. Von Menschen und Tieren, die die Natur beleben, wird einstweilen ganz abstrahiert. Dann erst werden auch diese zusammenhängend geschildert und die Beispiele wieder aus allen Gattungen der Bilder geholt. Dadurch erhält die Staffage den ihr gebührenden Platz, nämlich den letzten; die Fülle des Materials aber ordnet sich in größere, leicht zu überschauende Gruppen, die sich als Masse kontrastieren und hervorheben. Anders Heß. Er gliedert nach den verschiedenen Gattungen und behandelt zuerst die Schlachtenbilder, dann die Jagdstücke, zuletzt die lieblich-idyllischen Motive. Erst am Ende folgt noch eine allgemeine Charakteristik, deren Wirkung außerdem noch dadurch beeinträchtigt wird, daß Heß sein Schema mehrfach durchbrochen und dem Hauptteil viel vorweggenommen hat. Daher tritt bei ihm unter den vielen Einzelheiten ein Kampf ums Dasein ein, und es resultiert nur eine verwirrende Flucht von Vorstellungen, während Keller durch die organische Gruppierung ein reichbelebtes und doch leicht zu überschauendes Bild des Künstlers und seiner Werke erzielt.

11. Amsel.

Einen auffallenden Gegensatz zu allen anderen Erzählungen der Novelle bietet die „Amsel“ durch ihr ausgesprochen modernes Gepräge im großen wie im kleinen. Der Charakter der Aglaja paßt, wie schon bemerkt, nicht ins 18. Jahrhundert, und es wird sie sich auch niemand im Kostüm der Figura Leu vorstellen. Desgleichen ist ihr väterliches Haus im Stil der stattlichen Landhäuser zu denken, wie sie im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts gebaut wurden. Dieser moderne Zug der Novelle rührt daher, daß sie unmittelbar aus dem Leben des Dichters geschöpft ist. In ziemlich reinem Glase spiegeln sich hier seine Beziehungen zu Johanna Kapp in Heidelberg. Keller bemühte sich nicht, das Erlebnis in die Historie eines früheren Zeitalters umzuwandeln. Er erzählt es, wie es ihn einst berührte; nur verzerrte bisweilen seine Selbstironie das Schöne zum Fratzenhaften, den Ernst zur grotesken Komik; aber nicht so, daß man nicht leicht das echte Gefühl dahinter entdeckte.

In Heidelberg, wohin sich Keller nach der späten und langsamen Mauserung vom Maler zum Dichter zu seiner Ausbildung begeben hatte, wurde er in das Haus des Politikers und Philosophen Kapp eingeführt, der im „Waldhorn“, etwas außerhalb der Stadt wohnte. Verwandte politische und philosophische Ansichten und eine gleiche Verehrung für Jean Paul brachten, wie Bächtold berichtet, die beiden einander nahe. Die Tochter Kapps, Johanna, die selbst dichtete und malte, interessierte sich sehr für Keller und brachte ihm eine offene Freundschaft entgegen. Auf häufigen Spaziergängen in die schöne Umgebung der Stadt teilten sich beide, wie Salomon und Aglaja, mit, „was sie freute oder verdroß an der schönen Welt, auf der holprigen Erde.“ Keller ergriff eine immer stärkere Leidenschaft zu dem ungewöhnlichen Mädchen. Lange zögerte er, seine Liebe zu gestehen. Als es endlich schriftlich geschah, schrieb ihm Johanna zurück, seine Liebe überrasche sie und ehre sie; dennoch könne sie ihm nur ein anderes, besseres Glück wünschen, da sie

selbst schon einem andern angehöre, dessen Liebe sie so glücklich, wie unglücklich mache, da ihr Geliebter gebunden sei. „Sie haben in Ihrem schönen Briefe den geliebten Namen selbst ausgesprochen. Der Mann, der Ihrem Kopfe ward, was Ihr edles Herz in mir fand, dieser herrliche Mann ist es." Kein anderer also als Ludwig Feuerbach,[1] dessen Ehe der Vereinigung der beiden im Wege stand. Dennoch gaben sie die Hoffnung, sich einst anzugehören, nicht auf. Voll Bewunderung für eine solche Leidenschaft, „dergleichen er noch nicht gesehen", schrieb Keller in einem Briefe, der dann aber nicht abging, an Johanna zurück:[2] „Ich danke sehr für Ludwig Feuerbachs Gruß. Bei diesem Anlaß möchte ich Sie bitten, nicht so entschieden resigniert in die Zukunft zu blicken; zwei, drei nächste Jahre können solche Veränderungen und Umwälzungen in weiten wie in engern Verhältnissen hervorbringen, daß viele Rücksichten von selbst schwinden, andere aber zur Seite zu werfen die erste Pflicht werden kann. Es kann einen solchen Durcheinander geben, daß alles, was sich liebt, fest aneinander klammern muß, ohne daß die andern deswegen schlimmer dran sind. Nur die Halbheit hat gar keine Zukunft. Legen Sie mir dies nicht als Leichtsinn aus. Ich bin eben sehr bekümmert um Sie."

Man sieht sofort, wie nahe sich hier Dichtung und Wahrheit berühren. Die Oertlichkeiten, besonders die Lage des Wohnhauses der Geliebten, stimmen in beiden überein. In beiden besteht zunächst eine Freundschaft der Familie des Mädchens zu dessen Liebhaber. Dort wie hier kommt es diesem scheinbar offen entgegen. Zu näherer Bekanntschaft führen häufige Spaziergänge in die Umgegend; auch spielt beide Male eine Weinlese eine gewisse Rolle dabei. Wie Keller zögert Salomon Landolt lange mit der Erklärung; wie jenen wirft auch ihn die unerwartete Eröffnung der Geliebten aus allen Himmeln. Die Geständnisse Aglajas und Johannas, welche sie beinahe als Profanation empfinden, reden beide vom Kampf einer starken, „süßbittern" Leidenschaft mit un-

[1] Diese Schlußfolgerung sprach schon Baldensperger aus.

[2] Bächtold a. a. O., II, S. 396.

glücklichen Verhältnissen, welche sie zwingen, „äußerlich ruhig“ zu erscheinen, während sie doch „innen von nie ruhender Hoffnung bewegt“ werden. Das Ueberraschendste aber bringen die Briefe Johannas mit ihren wörtlichen Anklängen an Ausdrücke Aglajas. Leider befinden sich diese Briefe zum größten Teil im Besitze der Familie Kapp und sind nicht zugänglich. Doch genügen die Mitteilungen Bächtolds, um zu zeigen, daß Aglaja ganz das Porträt Johannas darstellt.

Nur wenig Veränderungen hat die Wirklichkeit erfahren. Da das Motiv der Novelle erforderte, daß Aglaja den leidenschaftlichen Charakter Johannas erbte, ist wenigstens ihre hohe üppige Gestalt etwas verändert. Bei aller Verschiedenheit stimmt der Rivale Landolts mit dem Kellers insofern überein, als aus einem theologischen Philosophen ein philosophischer Theologe geworden ist. Natürlich durfte der Grund der Hoffnungslosigkeit von Aglajas Liebe nicht in der Ehe des Geliebten liegen. Das hätte zu ernste Töne in die heitere Melodie des Ganzen gebracht. Keller motiviert daher etwas verlegen: „Die Eltern hatten eben von Hause aus andere Absichten mit ihr.“

Echt Kellersche Ironie spricht daraus, daß Landolt einem Geistlichen weichen muß. Keine andere Sorte von Menschen ist ihm so zuwider. Vor jedem andern wäre er lieber zurückgetreten. Daher der lapidare Ausdruck: „Ein Pfaff!“, in den sich alle Gefühle Salomons zusammendrängen, als er die Trauerkunde vernimmt; daher der drastische Vergleich: „Es sind die Augen einer Kuh“, als Aglaja ihm das Bildnis ihres Geliebten zeigt.

Auch Aglajas weitere Schicksale bestimmt des Dichters Ironie. Ihr bleibt die bittere Erfahrung nicht erspart, daß neben der gottsuchenden Inbrunst in der Seele ihres Mannes ein sehr berechneter Verstand Platz hat, der sich auf seinen Vorteil so gut wie auf die ewige Liebe und den Himmel der Seligen versteht. Sie, mit ihrer Konsequenz des Charakters, mit ihrer innern Aufrichtigkeit, um derentwillen sie alles im Stiche läßt, gewinnt schließlich einen hohlen Schwätzer und schmählichen Knauser!

Aus der Biographie von Heß ist diesmal nur ein einziges Motiv genommen. Die Spaziergänge Kellers und Johanna Kapps wurden in der Dichtung in Ritte umgewandelt, um Landolts Reitkunst zu illustrieren. So haben nun bald alle Kapitel der Charakteristik Hessens Verwendung gefunden. Es bleibt fast nur noch die richterliche Tätigkeit Landolts, welcher noch eine glänzende Rolle im Schlußakte harrt.

Im Gegensatz zu den andern Novelletten entwickelt sich hier die Erzählung in einem viel langsameren Tempo. Eine Weinlese im Herbst bringt die Bekanntschaft, gemeinsame Ausritte im Frühling drängen zum Austrag. Die Durchbrechung der sonst stets beobachteten dramatischen Konzentration war durch das Einleitungs- und Ausleitungsmotiv bedingt, die sich nicht vertauschen ließen. Aber wie genial hat Keller den ursprünglichen Mangel in eine Schönheit umzuwandeln gewußt! „Ei, dachte er (Landolt), lassen wir das Fischlein auch einmal ein wenig zappeln! Diese Nation hat uns schon genug geplagt.“

12. Der Schätzekongreß auf Schloß Greifensee.

Obschon die Einzelerzählungen unvergängliche Perlen der Poesie sind und allein ihren Verfasser unter die ersten Dichter und Deuter des Menschenherzens einreihen würden, bilden sie doch nur die Einleitung und Vorbereitung zur Szene auf Schloß Greifensee. Diese faßt sie alle zu einer höhern Einheit zusammen, denn sie ergötzt uns nicht nur als eine neue Ueberraschung; wir genießen in ihr vielmehr noch einmal eine jede der Einzelerzählungen, wodurch umgekehrt auch auf diese wieder ein neues Licht fällt.

Die Einzelerzählungen wurden der Schlußszene vorausgeschickt, um die Mannigfaltigkeit und die Gegensätze der Frauen in dieser recht zum Ausdruck zu bringen und den Urteilen des seltsamen Gerichtshofes eine breitere psychologische Grundlage und damit lebendigere Kraft und Charakteristik zu verleihen. Dieses Gericht

selbst aber, der Plan also, Landolt seinen Spaß mit den Damen treiben zu lassen, indem er ihnen vorgibt, er wolle sich verheiraten, und sie zwischen seiner alten Wirtschafterin und einer jungen Dienerin, die in Wirklichkeit ein verkleideter Pfarrerssohn ist, für sich die Wahl treffen läßt: dieser Plan bildet die wunderbare Ergänzung zu dem allgemeinen Gedanken des Schätzekongresses und setzt ihm die Krone auf, indem er dieser einzigartigen Versammlung eine einzigartige Aufgabe zuweist. Er erfüllt aber nicht nur die Szene mit einem würdigen Inhalt sondern besitzt auch insofern noch eine wichtige formale Bedeutung, als er die Nebenfigur der Marianne in die Haupthandlung hineinzieht. In einem Briefe vom 27. August 1875, in welchem Keller die ganze Schlußszene entwickelt, scheint auch der Plan zum originellen Ehegericht bereits angedeutet zu sein. „Der Landvogt ist ein origineller Zürcher, Landolt, aus dem vorigen Jahrhundert, der als Junggeselle gestorben ist. Der haust auf dem Schloß Greifensee und ladet auf einen Sonntag, um sich einen Hauptspaß zu machen und auch ein Erinnerungsvergnügen nach all den vorübergegangenen Liebesstürmen, sechs oder sieben hübsche Weibsbilder ein, die ihm alle Körbe gegeben haben, um sie einmal alle beieinander zu haben und zu sehen. So kommen sie zusammen, ohne es zu wissen. Jede glaubt seine besondere gute Freundin zu sein, und jede will ihn besonders bemuttern und bevormunden, und nun knüpft er ihnen die Haare ineinander, daß es eine Hauptlustbarkeit absetzt, d. h. wenn ich's machen kann; denn gerade diese Partie muß ich noch schreiben, das ist eben der Teufel. Sechs oder sieben Mädel, die alle artig und liebenswürdig sind, keine der anderen gleicht und auch jede etwas Komisches hat. Da kommt's nun wahrscheinlich auf eine recht deutliche und bündige Exposition aller einzelnen an, eine nach der andern, daß ihre Rollen am Tage des Gerichts schon von selbst gegeben und vorgeschrieben sind."

Seine ganze Kraft wendet Keller nun in der Tat an, damit es eine rechte Lustbarkeit an dem schönen Erinnerungstage absetzt. Das ganze Schloß muß sich in Gala werfen und selbst der

Affe Cocco in sinnreicher Verkleidung beim festlichen Empfang der Ehrengäste zugegen sein. Ein Gang an den Hafen und eine Kahnfahrt auf dem See bringen mannigfaltigen Szenenwechsel. Sogar ein Musikkorps von Landolts Scharfschützen wird aufgeboten, wobei man sich allerdings fragt, woher denn diese plötzlich kommen.

In dem „Rosengericht", das Keller als Pendant und Vorspiel dem Gerichte der Schönen vorausschickt, entpuppt sich Landolt als vortrefflicher Menschenkenner, wodurch er die Frauen und uns verblüfft. Wieder muß es als eine prächtige Wendung bezeichnet werden, daß die richterliche Tätigkeit Landolts, von der Heß behauptet, sie zeige die Eigentümlichkeit und Tiefe seines Geistes am deutlichsten, an dieser Stelle eine so wirkungsvolle Verwertung fand. Die Wendung ist um so glänzender, als ein natürlicher Zusammenhang zwischen Landolts Liebesabenteuern und seiner Eigenschaft als Richter ja nicht bestand. Auch von ihr strahlt wieder des Dichters Ironie aus, da nun, kaum daß Landolt in Eheangelegenheiten als kompetenter Richter aufgetreten ist, über den Richter selbst zu Gericht gesessen wird.

Die Fälle, welche Landolt entscheidet, sind samt und sonders der Quelle entnommen. Keller schreibt darüber selbst:[1] „Die Gerichtsverhandlungen beruhen auf den einzelnen Anekdoten von der originellen Rechtspflege Landolts. Ich habe sie nur etwas plastisch aufgeputzt und in das von mir erfundene Rosengericht zusammengedrängt." Kellers Erzählung macht es besonders reizend, daß überall die psychologischen Ursachen und Zusammenhänge der Streitigkeiten aufgedeckt werden, indem Landolt stets die Wurzel des Uebels herausfindet und pädagogisch straft. Diese Schönheit hat die Dichtung vor ihrer Quelle voraus.

Weil die Gerichtsverhandlungen plötzlich Landolts Geistestiefe und reine Menschlichkeit kund tun, während ihn bisher die Frauen eher für unbedeutend hielten; vor allem, weil diese Einschiebung einen herrlichen Kontrast zur Schlußszene bildet, ist es natürlich ganz verfehlt, wenn man sie als Verzögerung tadelt, wie es Baldensperger in seinem Buche tut. Keller will sich gar nicht

[1] Bächtold a. a. O., III, S. 366.

beeilen. Er nimmt vielmehr mit Absicht die Exposition so gründlich wie möglich.

Damit wir die Szene nicht nur mit dem Auge, sondern auch mit dem Ohre der Phantasie genießen, kontrastiert Keller bei dem Spaziergang der Frauen ihre zugleich erschallenden Stimmen. Landolt hört ihr Lachen und sagt herbeikommend: „Ei, so hör' ich gern zu Tische läuten! Wenn die Damen zusammen lachen, so klingt es ja, wie wenn man das Glockenspiel eines Cäcilienkirchleins hörte! Welche läutete denn mit dem schönen Alt? Sie, Wendelgard? Und welche führte das helle Sturmglöcklein, wie wenn das Herz brennte? Sie, Aglaja? Welche das mittlere Vesperglöckchen, das freundliche? Es gehört Ihnen, Salome! Das silberne Betglöcklein bimmelt in Ihrem purpurnen Glockenstübchen, Barbara Thumeysen! Und wer mit dem goldenen Feierabend läutet, den kennt man schon; 's ist mein Hanswurstel, die Figura!"

Noch immer nicht gelangen wir zur „Hauptlustbarkeit", die uns versprochen. Hart vor die zweite Gerichtsverhandlung wird als Ueberleitung und zugleich als nochmaliger wirksamer Kontrast die Erzählung des „Blutgerichtes von Greifensee" eingeschoben. Diese selbst begründet der Dichter wiederum fein durch die Neugier Salomes. Da sie wissen möchte, was sie als Landvögtin alles besessen hätte, kommt man auf das Schloß und seine Geschichte zu sprechen.

So sind wir auf langsamem, beschaulichem Spazierwege endlich beim Hauptpunkte angekommen, bei dem frohen Farbenspiele des seltsamen Gerichtes der Frauen, für das alles vorige, auch alle früheren Erzählungen, nur Vorbereitung war. Nachdem der Dichter das Grundmotiv einer jeden der Frauen einzeln durchführte, läßt er nun ihre Melodien in einer leidenschaftlich bewegten Fuge zusammen erklingen. Jede Stimme hören wir als etwas Bekanntes heraus und können ihre Rolle zum voraus erraten, und dennoch macht der Zusammenklang, daß wir aus ihr wieder etwas Neues und Seltsames zu vernehmen glauben. Da dieser Augenblick aber nur die Konsequenz aus allem Früheren zieht, genießen wir in ihm zugleich noch einmal alles Vergangene.

Fein erfunden ist der retardierende Streit der Frauen, ob überhaupt eine Entscheidung heute fallen solle. Salome hat für Landolt schon eine andere Partie in Aussicht, Aglaja hofft sogar selbst vom Aufschub Gewinn davonzutragen. So möchten sie beide von einer Abstimmung abstehen. Dem aber widersetzt sich Barbara Thumeysen. Sie ist von vorneherein für Marianne entschieden; für den Notfall der Aufschiebung hätte sie eine ehrbare, tugendhafte Dekanstochter in Reserve, die dem immer noch zu lustigen Landolt als Gouvernante dienen könnte. Figura aber zeigt, daß Landolt offenbar schon für die Junge entschieden sei und nur seine Wahl bestätigt haben möchte. Sie ist sicher, daß Landolt sofort die Junge als seine Braut vorstellen würde, wenn die Frauen ihm die gewünschte Einwilligung nicht gäben. Da Figura Landolt wirklich liebt und die Nachricht von seiner Verehelichung längst mit heimlichem Bangen erwartete, wenn sie diese auch für Landolt wünschte, durchschaut sie seinen Scherz nicht.

So kommt es denn zur Abstimmung. Salome ist zuerst entschlossen, und zwar für die Junge. Ebenso rasch aber entscheidet sich für die Alte „die Tochter des Proselytenschreibers, die zarte Grasmücke, die in dieser Sache so hartnäckig schien, wie einer der Redner jener blutigen Kriegsgemeinde von Greifensee.“ Wendelgard stimmt für die Junge, Aglaja mit unsicherem Tone für die Alte, so daß Figura der Stichentscheid bleibt, der ruhig zu Gunsten der Jungen gefällt wird.

Wie verschieden geartet sind die Wogen der Gefühle, aus denen schließlich der reife Entschluß auftaucht! Salome besitzt eine herzliche, über den Neid erhabene Freundschaft für Landolt und gönnt ihm die Junge, da seine 43 Jahre noch wohl der Jugend zugesellt werden dürfen. Die Grasmücke hat nie ein Verständnis für Landolt gehabt; sie hat es auch jetzt nicht und möchte ihm eine moralische Stütze an den Arm geben. Dafür aber hält sie die alte Haushälterin durchaus geeignet. Wendelgard fühlt ähnlich wie Salome. Aber, während diese mehr für Landolt wählt, nimmt Wendelgard für ihn kein so großes Interesse; da sie sich

jedoch zwischen der Jungen und der Alten entscheiden muß, dünkt ihr die Junge doch besser zu passen. Aglaja kann über ihre selbstsüchtigen Gefühle nicht Herr werden. Aus Eifersucht stimmt sie für Marianne. Auf diese Weise fällt die Entscheidung durch diejenige, die Landolts Herzen am nächsten steht, Figura. Sie müßte den tiefen Fall Landolts bedauern, wenn er wirklich die „verwitterte Landfahrerin“ heiraten wollte, „die längst schon neun Kinder gehabt“, und entscheidet endgültig für die Junge. Aber nach nochmaliger lustiger Ueberraschung stellt es sich heraus, daß Landolt seine schönen Gäste doch zum Narren hielt. Er bleibt Junggeselle, und „freudefromm“ werden die Frauen inne, daß ihm eine jede immer noch wohlgefällt.

Ein schönes Symbol ist es, daß Salomon den Knaben, der die junge Schaffnerin spielte, Figura als Begleiter mitgibt. Eben lag es scheinbar in ihrer Macht, über das Schicksal Landolts zu entscheiden, nun ist es ihr in Wirklichkeit für immer in die Hände gegeben.

Die ferneren Schicksale Landolts und Mariannes sind der Quelle getreu erzählt. Wenn Landolt kurz vor seinem Tode auf das Tödlein der Großmutter deutet und sagt: „Der Schütze dort hat gut gezielt“, so ist in der Quelle von einem solchen Figürchen keine Rede. Vielleicht hat aber der echte Ausspruch diese symbolische Verkörperung veranlaßt.

III. Resultate.

Fassen wir ganz kurz die Gesichtspunkte zusammen, von welchen sich der Dichter bei seiner Arbeit leiten ließ.

Die Annahme einer objektiven Periode in Kellers Schaffen fanden wir vollauf bestätigt, indem der Dichter sich nicht nur bemühte, überall historisch getreu zu sein, sondern auch bestrebt war, möglichst alle irgendwie verwertbaren Quellenangaben zu benützen. So wurde Landolt als Soldat, als Jäger, Schütze, Landwirt, Künstler, Gesellschafter, Reiter und Richter geschildert; zumeist, indem diese Eigenschaften die Anknüpfung oder Lösung eines Liebesverhältnisses vermittelten, wenn sie nicht einer ganzen Erzählung zu Grunde gelegt wurden, da künstlerisches Prinzip für Keller war, in höchster Konzentration nur die Momente der Bewegung zur Darstellung zu bringen.

Der objektiven Methode entsprach es ferner, wenn Keller die fünf Korbmotive in erster Linie aus der Biographie seines Helden schöpfte, in Berücksichtigung direkter Angaben über seine Ehelosigkeit oder gemäß den wahrscheinlichen Ursachen, wie sie sich aus der Charakteristik ergaben. Erst als diese Quelle versiegte, nahm Keller zum eigenen Erlebnis Zuflucht.

Bei der Ausarbeitung, in der Formung des Rohstoffes, war vor allem jener Zug formatives Prinzip, der Kellers tiefgefühltem Humor männliche Kraft und Schärfe gibt und ihn über Jean Pauls weichliches Lächeln unter Tränen erhebt: die Ironie. Häufig steigert sie sich zur Selbstironie.

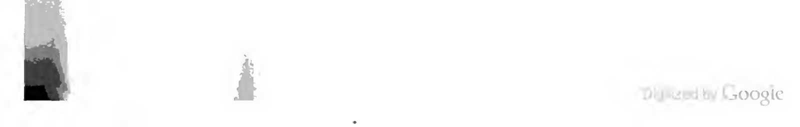
Ferner ist Keller bestrebt, das Material zusammenzudrängen und aus vielen Motiven ein einziges, farbenprächtiges Bild zu gestalten, wie er andererseits gern seine Szenen „plastisch aufputzt", indem er dem Leben abgelauschte Einzelzüge in das Detail verwebt.

Ueberall deutet Keller endlich auf die psychologischen Zusammenhänge des Geschehens hin.

Ueber das größere oder geringere Alter einzelner Teile der Novelle entscheidet die Beeinflussung durch das Quellenwerk „Pestalozzi", welches erst zwei Jahre vor den „Zürcher Novellen" herauskam. Da der Plan zu den Novellen fünfzehn Jahre vor seiner Vollendung schon bestanden hat, müssen die von „Pestalozzi" beeinflußten Partien zu den jüngsten gerechnet werden.

Anhang.

Parallelabdruck des „Landvogt von Greifensee“ und seiner Quellen.



Im nachfolgenden Parallelabdruck des „Landvogt von Greifensee“ und seiner Quellen konnte es sich selbstredend nicht darum handeln, die Quellen vollständig wiederzugeben. Vielmehr wurden nur diejenigen Partien daraus aufgenommen, die unmittelbar auf die Dichtung abfärbten. Andererseits gelangte auch die Novelle nicht ganz zum Abdruck. Diese Kürzung wird jedoch kaum jemand beanstanden, da die Dichtung dem Leser natürlich bekannt ist und von dem Interessenten wohl leicht zu einer näheren Untersuchung herbeigezogen werden kann.

Aber auch die Kürzung und Zerschneidung der Quellen, wie sie im folgenden vorgenommen wurde, ist nur scheinbar ein Nachteil. Denn der Verzicht auf die negativen Vergleichungsmomente gewährte die Aussicht, die positiven, als die bei weitem wichtigsten, in einer Form zu bieten, die jeder Untersuchung als Grundlage dienen muß und selbst demjenigen stets unentbehrlich bleiben wird, der sich in die Vergleichung des gesamten Quellenmaterials vertiefen will. Indem neben den fortlaufenden Text Kellers gleich die Stelle der Quellen gestellt wurde, welche die vorliegende Partie der Dichtung entscheidend beeinflußte, ist eine bequeme Vergleichung bis ins kleinste ermöglicht worden, ohne den großen Aufwand von Zeit und Mühe, wie ihn das beständige Nachschlagen erfordert hätte.

Abkürzungen.

Die Buchstaben und Nummern vor den einzelnen Zitaten geben die Quellen und die Seitenzahlen an. Die Quellen sind folgendermaßen bezeichnet:

B. = Bächtold, Gottfried Keller.

D. = Diskurse der Maler.

H. = Heß, Biographie Salomon Landolts.

Ho. = Hottinger, Biographie Geßners.

M. = Mörikofer, Geschichte der schweiz. Literatur des 18. Jahrhunderts.

Me. = Meister, Biographie Bodmers.

W. = „Was Bodmer seinem Zürich gewesen“, einer der Artikel der „Monatlichen Nachrichten“ (von R. Schinz).

Z.-St. = Zehnder-Stadlin, Pestalozzi. (Bei Briefen sind Korrespondenten und Datum angegeben, wenn bekannt.)

Text der Novelle.

Rahmenerzählung. 143 f.

„Meister Jakobus," sagte er ihm, „Ihr habt einst den Untergang jener Menschen beklagt, welche man originelle Käuze zu nennen pflegt! Diese Klage hat insofern doch eine gewisse Berechtigung, als solche Menschen, die wir im täglichen Leben Originale nennen, immerhin selten und es von jeher gewesen sind. Ist mit ihrem besonderen Wesen allgemeine Tüchtigkeit, Liebenswürdigkeit und ein mit dem Herzschlag gehender innerlicher Witz verbunden, so üben sie auf ihre zeitliche Umgebung und oft über den nächsten Kreis hinaus eine erhellende und erwärmende Wirkung, die manchen eigentlichen Geniemenschen versagt ist, und ihre Verhältnisse gestalten sich gerne zu kräftigen oder anmutigen Abenteuern. Eine Erscheinung dieser Art im schönsten Sinne war unser Salomon Landolt.

Der Landvogt von Greifensee.

Einleitung. 145.

Am 13. Heumonat 1783, als an Kaiser Heinrichs Tag, wie er noch heute rot im Züricher Kalender steht, spazierte ein zahlreiches Publikum aus Stadt und Landschaft nach dem Dorfe Kloten an der Schaffhauser Straße, zu Wagen, zu Pferde und zu Fuß. Denn auf den gelinden Anhöhen jener Gegend wollte der Obrist Salomon Landolt, damals Landvogt der Herrschaft Greifensee, das von ihm gegründete Corps der zürcherischen Scharfschützen mustern, üben und den Herren des Kriegsrates vorführen. Den Heinrichstag aber hatte er gewählt, weil ja doch, wie er sagte, die Hälfte der Milizpflichtigen des löblichen Standes Zürich stets Heinrich heiße und das populäre Namensfest mit Zechen und Nichtsthun zu feiern pflege, also durch eine Musterung nicht viel Schaden angerichtet werde.

Die Zuschauer erfreuten sich des ungewohnten Anblickes der neuen, bisher unbekannten Truppe, welche aus freiwilligen blühenden Jüng-

Quellen.

S. 3 f.

Es gibt eine seltene Eigentümlichkeit des Geistes, welche auch den gewöhnlichsten Handlungen ein besonderes Gepräge aufdrückt. Der Mensch, dem sie angeboren ist, wird sich immer vor andern auszeichnen. . . . . . . Ist ihm sein Wirkungskreis in untergeordneten einschränkenden Verhältnissen angewiesen, stehen ihm auch keinerlei große Mittel zu Gebote, so wird er zwar weder Schlachten gewinnen, noch seine Tätigkeit segnend oder verheerend über ganze Länder ausbreiten, aber dennoch mehr als andere Menschen seines Standes wirken, weil er alles, was er beginnt, von einer anderen als der gewöhnlichen Seite anfaßt, und wenn er, mit vielseitigen Eigenschaften eines edeln Gemütes ausgerüstet, sein ganzes Streben, nach seiner Weise, treu und eifrig nur darauf richtet, Gutes zu fördern und Böses zu wenden, so bleibt er immer ein anziehender Gegenstand für den Beobachter. Ein solcher Mensch war Salomon Landolt.

S. 45. 72.

[Zur Chronologie: Die Revue von Kloten fand anno 1770 statt. Landolt war Landvogt von Greifensee 1781—87. Er wurde von der Regierung am 22. Oktober 1778 zum Anführer des gesamten Jägerkorps mit Oberstlieutenantsrang ernannt. Die Datierung auf den Kaiser Heinrichstag ist Kellers Erfindung. Namenstage waren damals immer Galatage; vgl. Finsler, Zürich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, S. 233.]

S. 44 f.

Als Schütze und Jäger kannte er alle jungen Bürger der Stadt, welche sich gern mit solchen Uebungen beschäftigten und genug Vermögen besaßen, etwas darauf verwenden zu können. Er gieng von dem einen zum anderen und wußte nach seiner munteren, drolligen Weise etwa 40 derselben in kurzer Zeit für seine Zwecke zu gewinnen.

lingen in schlichter grüner Tracht bestand, ihrer raschen Bewegung in aufgelöster Ordnung, des selbständigen Vorgehens des einzelnen Mannes mit seiner gezogenen, sicher treffenden Büchse, und vor allem des väterlichen Verhältnisses, in welchem der Erfinder und Leiter des ganzen Wesens zu den fröhlichen Gesellen stand.

Bald sah man sie weit zerstreut am Rande der Gehölze verschwinden, bald auf seinen Ruf, während er auf rot glänzender Fuchsstute über die Höhen flog, in dunkler Kolonne an entferntem Orte erscheinen, bald in unmittelbarer Nähe mit lustigem Gesange vorüberziehen, um alsbald wieder an einem Tannenhügel aufzutauchen, von dessen Farbe sie nicht mehr zu unterscheiden waren. Alles ging so rasch und freudig von statten, daß der Unkundige keine Vorstellung besaß von der Arbeit und Mühe, welche der treffliche Mann sich hatte kosten lassen, als er seinem Vaterlande diese seine eigenste Gabe vorbereitete.

Wie er nun schließlich, beim Klange der Waldhörner, die Jägerschar, die fünfhundert Mann betragen mochte, schnellen Schrittes dicht heranführte und blitzrasch zur Erholung und Heimkehr auseinandergehen ließ, indem er sich selbst vom Pferde schwang, eben so wenig Ermüdung zeigend, als die Jünglinge, da war jeder Mund seines Lobes voll. Anwesende Offiziere der in Frankreich und den Niederlanden stehenden Schweizerregimenter besprachen die wichtige Zukunft der neuen Waffe und freuten sich, daß die Heimat dergleichen selbständig und für sich hervorbringe;

Sie schafften sich auf eigene Rechnung gute Kugelbüchsen und grüne Jacken an, ließen sich durch Landolt tägliche Anleitung in allen Teilen des Feldjägerdienstes geben, und brachten es bald so weit, daß er nach der ersten Musterung, die nach den neuen Einrichtungen im Jahr 1770 in der Gegend von Kloten in Gegenwart des Kriegsrates und aller dem Militärwesen geneigten Mitglieder der Regierung stattfand, mit seinem kleinen Korps auftreten durfte. Schon die Haltung desselben fiel ins Auge; als aber die übrigen Truppen ihre Manöver geendigt hatten und Landolt nun begann, seine Jäger zu exerzieren, dieselben in großer Entfernung auf hölzerne Soldaten mit Kugeln schießen, einen Paß angreifen, sich flüchtig zerstreuen und schleunig wieder sammeln zu lassen, erhielt dieses wohlberechnete Nachspiel einen so allgemeinen, ungeteilten Beifall, daß er mit schmeichelhaftem Dank für seine gelungene Unternehmung von dem Kriegsrat ohne weiteren Verzug den Befehl erhielt, nach seinem Gutbefinden eine solche Jäger-Kompagnie von 100 Mann in den fünf Militär-Quartieren, der Stadt Zürich, Horgen, Wädenschweil, Knonau und Birmenstorf, aufzurichten, wobei ihm überlassen wurde, die Uniform und Bewaffnung nach eigener Willkür zu bestimmen, und ohne Rücksicht auf eine für jedes Quartier bestimmte Zahl überall diejenigen jungen Leute auszuwählen, die er für seine Zwecke am tauglichsten finden würde.

H. 49.

Der Zulauf zu den Scharfschützen war so groß, daß bald nach Aufrichtung der ersten eine zweite Kompagnie, in der Folge noch eine dritte und vierte errichtet und die Zahl des ganzen Corps in allen zwanzig Quartieren auf 500 Mann erhoben wurde.

H. 45 f.

Jetzt war Landolt in seinem Element. Frei für sich, ohne bindende Vorschrift, konnte er seinen Lieblingsgedanken ausführen und sah sich dabei von allen Seiten unterstützt. Alle bemittelten Jünglinge der bezeichneten Quartiere, selbst Söhne angesehener Stadtfamilien, fanden sich unaufgefordert bei ihm ein und verlangten, als Gemeine in seine Kompagnie eingeschrieben zu werden. Die Neuheit der Form, der Reiz des freieren Dienstes, das originelle Wesen des Hauptmanns, alles trug zu schneller Bildung dieser ersten Jägerabteilung bei. Aber Landolt nahm nicht jeden auf, der sich anbot; er wollte nur muntere, gesunde, kräftige Leute, nur solche, die keinen Aufwand scheuten, sich die besten Büchsen nach einer bestimmten Vorschrift anzuschaffen und sich damit auf das fleißigste einzuüben, und welche das Schießen nach dem Ziel jedem anderen Vergnügen vorzogen.

auch erinnerte man sich mit Wohlgefallen, wie sogar Friedrich der Große, als Landolt einst den Manövern bei Potsdam beigewohnt, den einsam und unermüdlich sich herumbewegenden Mann ins Auge gefaßt und zu sich beschieden, auch in wiederholten Unterhandlungen versucht

In der Ueberzeugung, daß alles kostspielige und glänzende Flitterwerk nur Nebensache, für republikanische Milizen durchaus nicht passend sei und der Scharfschütze im Schatten des Gehölzes neben den Bäumen kaum zu unterscheiden sein müsse, wählte er als Uniform ein einfaches grünes Kleid ohne alle Verzierung, selbst ohne Metallknöpfe, und bloß schwarzes Lederwerk.

H. 47.

Eine Jägermusterung war immer ein Fest für die ganze Gegend. Steife Parade-Formalitäten gab es da wenig; dagegen ward alle Sorgfalt auf richtiges Schießen verwendet. Allerlei lebensgroße, komische, auf Bretter gemalte und ausgeschnittene Figuren wurden als Zielscheiben aufgestellt; ähnliche auf kleinen Wagen rasch durch Gebüsche vorbeigezogen.

H. 47 f.

Alle Manöver mußten pünktlich, aber mit Windesschnelligkeit ausgeführt werden, jeder einzeln zerstreute Mann sich gewöhnen, seinen Posten nach eigener Ueberlegung zweckdienlich zu wählen. Fehlte einer, so donnerte und hagelte ihn Landolt in seinem Feuereifer an, als wolle er ihn zernichten; aber kaum war die Büchse bei Seite gelegt und ein Augenblick der Ruhe für alle eingetreten, so lagerte der Hauptmann sich mitten unter sie hin, aß, trank, lebte mit ihnen wie ein Bruder und erzählte ihnen tausend Späße und Schwänke. Alle beteten ihn an, jeder hätte sein Blut für ihn vergossen!

Es war ein lieblicher, malerischer Anblick, am Abhang eines Hügels oder im Dunkel des Waldes beim Schall der muntern Hörner den schönen kräftigen Landolt mitten unter seinen blühenden Jägern zu sehen, wie sie, in allerlei Gruppen zerstreut, bald ernste Gespräche über ihre Dienstangelegenheiten führten, bald abenteuerliche Streiche trieben, die meistens durch den Hauptmann selbst in Gang gebracht wurden. Und wenn er mit seiner Kompagnie einer ganzen Quartier-Musterung beigewohnt hatte und die sämtlichen Truppen vorüberzogen, waren alle Zuschauer nur auf die lustigen Jäger begierig, welche sich in ihrer einfachen Kleidung, mit Tannenzweigen auf den Hüten, durch ihr frisches, rüstiges Aussehen vor allen andern auszeichneten und an deren Spitze Landolt auf tanzendem Gaule dahin ritt.

[Der Brief Friedrichs II., welcher sich unter dem geringen Nachlaß Landolts in einer Schachtel neben seinem Taufkäppchen von Goldbrokat und seinen ersten Schuhen vom gleichen Stoffe fand, lautet:]

habe, denselben für seine Armee zu gewinnen. Besitze ja Landolt jetzt noch ein Handschreiben des großen Mannes, das er sorgfältiger als einen Liebesbrief aufbewahre.

146 f.

Wohlgefällig hingen aller Augen an dem Landvogt, als er nun zu seinen Herren und Mitbürgern trat und allen Freunden cordial die Hand schüttelte. Er trug ein dunkelgrünes Kleid ohne alles Tressenwerk, helle Reithandschuhe und in den hohen Stiefeln weiße Stiefelmanschetten. Ein starker Degen bekleidete die Seite, der Hut war nach Art der Offiziershüte aufgeschlagen. Im übrigen beschreibt ihn der gedachte Biograph folgendermaßen: „Wer ihn nur einmal gesehen hatte, konnte ihn nie wieder vergessen. Seine offene, heitere Stirn war hochgewölbt; die Adlernase trat sanft gebogen aus dem Gesicht hervor; seine schmalen Lippen bildeten feine, anmutige Linien und in den Mundwinkeln lag treffende, aber nie vorsätzlich verwundende Satire hinter kaum bemerkbarem, launigem Lächeln verborgen. Die hellen braunen Augen blickten frei, fest und den innewohnenden Geist verkündend umher, ruhten mit unbeschreiblicher Freundlichkeit auf erfreulichen Gegenständen und blitzten, wenn Unwille die starken Brauen zusammenzog, durchdringend auf alles, was das zarte Gefühl des rechtschaffenen Mannes beleidigen konnte. Von mittlerer Statur, war sein Körper kräftig und regelmäßig gebaut, sein Anstand militärisch."

Fügen wir dieser Beschreibung hinzu, daß er im Nacken einen nicht eben schmächtigen Zopf trug und an jenem Tage Kaiser Heinrichs in seinem zweiundvierzigsten Jahre ging.

148 f.

Nachdenklich ritt er, nur von einem Diener begleitet, über Dietlikon langsam nach Hause. Auf den Torfmooren webte schon die

S. 292.

„An den Schweizerischen Hauptm. von Landolt, aus dem Kanton Zürich, zu Berlin.

Herr von Landolt. Ihr gestriges Ansuchen findet nicht die geringste Schwierigkeit. Ich erlaube Ihnen, die Musterung Meiner Truppen überall, wohin Sie wollen, beizuwohnen, und hiermit empfehle Ich Sie, Herr von Landolt, der heiligen Obhut Gottes.

Friedrich.

Potsdam, 12. Mai 1776."

S. 57 f.

Kein verliebter Jüngling kann über die ersten Zeilen, welche er von dem Gegenstande seiner Leidenschaft erhält, in größeres Entzücken geraten, als Landolt über dieses Schreiben, unter welchem er den eigenhändigen Namenszug seines angebeteten Friedrich besaß!

S. 5 f.

Wer ihn nur einmal gesehen hatte, konnte ihn nie wieder vergessen. Einen schönern Männer- und Greisenkopf gab es selten. Seine offene heitere Stirn war hochgewölbt; die Adlernase trat sanft gebogen aus dem Gesicht hervor; seine schmalen Lippen bildeten feine anmutige Linien, und in den Mundwinkeln lag treffende, aber nie vorsätzlich verwundende Satire hinter kaum bemerkbarem launigem Lächeln verborgen. Die hellen braunen Augen blickten frei, fest und den innewohnenden Geist verkündend umher, ruhten mit unbeschreiblicher Freundlichkeit auf erfreulichen Gegenständen und blitzte, wenn Unwille die starken Brauen zusammenzog, durchdringend auf alles, was das zarte Gefühl des rechtschaffenen Mannes beleidigen konnte. Von mittlerer Statur, war sein Körper kräftig und regelmäßig gebaut, sein Anstand militärisch. Man sah ihn selten anders als grün gekleidet, mit Stiefeln und Sporen....... Seine ganze Gestaltung war so sprechend, daß sie einst die Aufmerksamkeit des großen Königs Friedrich II. von Preußen auf sich zog.

[Landolt besaß als Künstler eine Vorliebe für die Stimmung der Abend- und Morgendämmerung. Eine gewöhnliche Beleuchtung genügte ihm selten.]

Dämmerung; zur Rechten begann die Abendröte über den Waldrücken zu verglühen, und zur Linken stieg der abnehmende Mond hinter den Gebirgszügen des zürcherischen Oberlandes herauf — eine Stimmung und Lage, in welcher der Landvogt erst recht aufzuleben, ganz Auge zu werden und nur dem stillen Walten der Natur zu lauschen pflegte.

149 f.

Denn leider muß berichtet werden, daß der nun verhärtete Hagestolz nicht immer so unzugänglich war und den Lockungen einst nur allzuwenig widerstanden hatte.

150.

Die Frau Marianne aber war die seltsamste Käuzin von der Welt, wie man um ein Königreich keine zweite aufgetrieben hätte. Sie war die Tochter des Stadtzimmermeisters Kleißner von Hall in Tirol und mit einer Schar Geschwister unter der Botmäßigkeit einer bösen Stiefmutter gewesen. Diese steckte sie als Novize in ein Kloster; sie hatte eine schöne Singstimme und schien sich gut anzulassen; wie sie aber Profeß thun sollte, erhob sie einen so wilden und furchtbaren Widerstand, daß sie mit Schrecken entlassen wurde. Hierauf schlug sich Marianne allein in die Welt und fand als Köchin ein Unterkommen in einem Gasthause zu Freiburg im Breisgau. Wegen ihrer wohlgebildeten Leibesgestalt hatte sie die Nachstellungen und Bewerbungen der österreichischen Offiziere und der Studenten zu erdulden, welche in dem Hause verkehrten; jedoch wies sie alle energisch zurück bis auf einen hübschen Studenten aus Donaueschingen, von guter Familie, dem sie ihre Neigung schenkte. Ein eifersüchtiger Offizier

S. 265.

Er huldigte keiner besonderen Schule, schloß sich auch an keine an. Nur die Natur, die er auf seinen täglichen Streifzügen durch Wald und Feld unaufhörlich beobachtete, sie allein war seine Meisterin.

S. 208.

Man muß sich wundern, daß Landolt, wie er hier nach dem Leben geschildert worden, keine Eroberungen gemacht und sich in der Blüte seiner Jahre nicht vorteilhaft verheiratet hat, zumal er gegen die Reize des schönen Geschlechtes, dem ein solcher Mann in jeder Hinsicht gefallen mußte, keineswegs gleichgültig war und sich im Umgang mit demselben einer Art von ritterlicher Galanterie befliß.

S. 208.

Heftige Leidenschaft scheint er nie, hingegen innige Anhänglichkeit in verschiedenen Epochen gegen zwei Frauenzimmer empfunden zu haben, die seiner Achtung allerdings würdig waren. Allein wenn er sich auch mit dem Gedanken an eine Verbindung mit denselben beschäftigt haben mag, so kam eine solche doch nie zur Sprache, vielleicht weil er sein Vermögen nicht für hinreichend hielt, eine Gemahlin standesgemäß zu unterhalten, vielleicht auch weil der ehelose Stand in der Jugend seinem freien soldatischen Sinne doch noch besser zusagte.

S. 84 ff.

Marianna, Catharina Klaißner war, unter acht Geschwistern, das jüngste Kind des Stadt-Zimmermeisters zu Hall in Tirol. Sechs Wochen zu frühzeitig, im Jahr 1754 geboren, blieb sie lang sehr klein und schwach, bis sie auf die Gasse kam, und bei außerordentlicher Lebhaftigkeit und Reizbarkeit anfing, sich mit den Knaben herumzubalgen. Ihr Vater hielt 50 Gesellen, und hatte eine schwere Wirtschaft zu führen, die ihm nicht gestattete, die Erziehung seiner Kinder gehörig zu beaufsichtigen. Nach dem Tode seiner ersten Frau heiratete er eine zweite, die jene hart und lieblos behandelte. Marianne wurde, ihrer schönen Stimme wegen, für das Kloster bestimmt, und gegen ihren Willen gezwungen, das Noviziat in einem strengen Orden anzutreten. Allein das rauhe Gewand, der Knotenstrick und das ewige Einerlei des Chorgesanges ekelten sie dermaßen an, daß sie, in dem Augenblick, wo sie hätte Profeß tun sollen, ihre Abneigung gegen den geistlichen Stand öffentlich zu erkennen gab. Der Pater Provinzial

verfolgte sie deswegen mit übler Nachrede, die ihr zu Ohren kam. Mit einem scharfen Küchenmesser bewaffnet, schritt sie in den Gastsaal, in dem die Offiziere saßen, stellte den Betreffenden als einen Verleumder zur Rede, und als derselbe die resolute Person hinausschaffen wollte, drang sie so heftig auf ihn ein, daß er den Degen ziehen mußte, um sich ihrer zu erwehren. Allein sie entwaffnete den Mann und warf ihm den Degen zerbrochen vor die Füße, infolge dessen er aus dem Regiment gestoßen wurde. Die tapfere Tirolerin aber heiratete nun den schönen Studenten und zwar gegen den Willen der Seinigen, indem sie mit einander entflohen. Er trat in Königsberg in ein preußisches Reiterregiment, dem sie sich als Marketenderin anschloß und in verschiedenen Feldzügen folgte. Hier zeigte sie sich so unermüdlich thätig und geschickt, im Felde sowohl wie in den Garnisonen, als Köchin und Kuchenbäckerin, daß sie genug Geld verdiente, um ihrem Manne ein bequemes Leben zu bereiten und auch etwas beiseite zu legen. Sie bekamen nach und nach neun Kinder, die sie über alles liebte und mit der ganzen Leidenschaftlichkeit, die ihr eigen war; aber alle starben hinweg, was ihr jedesmal fast das Herz brach, das jedoch stärker war, als alle Schicksale. Da aber endlich Jugend und Schönheit entflohen waren, erinnerte sich der Husar, ihr Mann, seines besseren Standes und fing an, seine Frau zu verachten; denn es war ihm zu wohl geworden in ihrer Pflege. Da nahm sie das ersparte Geld, erkaufte ihm den Abschied vom Regiment und ließ ihn ziehen, wohin es ihm gefiel, sein Glück zu suchen; sie selbst wanderte einsam wieder dem Süden zu, von woher sie gekommen war, um ein Unterkommen zu finden.

151.

In St. Blasien im Schwarzwald fügte es sich, daß sie dem Landvogt von Greifensee, der eine Wirtschafterin suchte, empfohlen wurde, und so diente sie ihm schon seit zwei Jahren. Sie war mindestens

war vernünftiger als ihre Eltern, und entließ sie. Nun wurde sie in einem Gräflichen Hause zu Freiburg im Breisgau als Köchin untergebracht. Hier machte sie die Bekanntschaft eines daselbst studierenden, schöngewachsenen Jünglings, Carl Franz von Donaueschingen, dessen Eltern von guter Herkunft, aber durch verschiedene Unglücksfälle in ihren Vermögensumständen herunter gekommen waren. Es entspann sich bald ein förmlicher Liebeshandel zwischen dem flinken Studenten und der hübschen lebhaften Tirolerin, die noch vielen andern jungen Leuten in die Augen stach. Ein gefehlter Versuch, sich ihre Gunst zu erwerben, verleitete einen zu Freiburg in Garnison liegenden Oesterreichischen Offizier zu übeln Nachreden über ihr Verhältnis mit dem Studenten. Marianne, davon unterrichtet, begab sich, mit ihrem Küchenmesser bewaffnet, auf ein Kaffeehaus, forderte daselbst den Offizier, vor vielen versammelten Zeugen, zur Verantwortung auf, und schalt ihn einen ehrlosen Verläumder. Dieser wollte sie hinaus schaffen; sie aber verteidigte sich, und als endlich der Offizier, der ihrer im Handgemeng nicht Meister werden konnte, den Degen zog, wand sie ihm die Waffe aus der Faust, zerbrach und warf ihm dieselbe vor die Füße. Infolge dieses Handels, der die Marianne schon hinlänglich charakterisiert, wurde der Offizier von seinem Regimente verwiesen. Da nun ihr Liebhaber sie heiraten wollte, seine Verwandten sich aber dieser Verbindung widersetzten, ging er mit ihr durch, kam nach Königsberg, und nahm daselbst Preußische Dienste in dem Regiment Herzog von Braunschweig. Sie hielt sich treu an ihren Mann; wohnte als Marketenderin dem Bayrischen Erbfolgekrieg bei, und gewann, im Felde und nachher in den Garnisonen, als Köchin und Kuchenbäckerin, durch ihre Tätigkeit und Geschicklichkeit so viel Geld, daß Franz eine Art von Kadetten-Leben führen, und die meiste Zeit mit Lesen zubringen konnte. Sie erzeugten zusammen neun Kinder, wovon sieben bald nach der Geburt starben. Als im Laufe der Jahre die Leidenschaft erloschen war, und Franz zu bereuen schien, eine Person unter seinem Stande geheiratet zu haben, gab es öftere stürmische Auftritte, die Marianne um so weniger vertragen mochte, als eigentlich sie es war, die ihren Mann nebst der ganzen Haushaltung ernährte. Dieses Lebens müde, kaufte sie ihm, aus ihrem ersparten Gelde, zu Halberstadt im Jahr 1787 den Abschied, damit er sein Glück anderswo suchen könne, trennte sich von ihm, und begab sich mit zwei noch lebenden Töchtern auf die Reise. Unterwegs starb die jüngere, und sie langte mit der älteren im Kloster St. Blasien im Schwarzwalde an, von wo sie nach Zürich und an Landolt empfohlen wurde, der sie auch sogleich in seine Dienste nahm.

Dieses weiblichen Husaren rasches, tätiges Wesen und ihre Rät-

fünfundvierzig Jahre alt und glich eher einem alten Husaren, als einer Wirtschaftsdame. Sie fluchte wie ein preußischer Wachtmeister, und wenn ihr Mißfallen erregt wurde, so gab es ein so gewaltiges Gewitter, daß alles auseinanderfloh und nur der lachende Landvogt stand hielt und sich an dem Spektakel ergötzte. Allein sie besorgte seinen Haushalt auf das vortrefflichste; sie beherrschte das Gesinde und die Ackerknechte mit unnachsichtlicher Strenge, führte seine Kasse treu und zuverlässig, feilschte und sparte, wo es immer möglich war und die Großmut des Herrn nicht dazwischen trat, und unterstützte wiederum seine Gastfreundschaft mit guter Küche so willfährig und wohlbewandert, daß er ihr bald die Führung seines gesamten Hauswesens ohne Rückhalt überlassen konnte.

152.

Durch alle Rauheit leuchtete dann wieder ihr tiefes Gemüt hervor, wenn sie dem Landvogt, der ihr aufmerksam zuhörte, mit ungebrochener Altstimme eine alte Ballade, ein noch älteres Liebes- oder Jägerlied vorsang, und sie war nicht wenig stolz, wenn der waldhornkundige Herr die schwermütige Melodie bald erlernte und aus dem Schloßfenster über den mondhellen See hinblies.

152.

Als einst das zehnjährige Söhnlein eines Nachbars in unheilbarem Siechtum darniederlag und weder das Zureden des Pfarrers,

lichkeit bei allen Vorfällen sagten ihm besonders zu, und in kurzer Zeit wurde sie ihm ganz unentbehrlich. Ihr Alter, ihre gar nicht mehr anziehende Gestalt und alles, was früher über sie ergangen, setzte die Natur ihres Verhältnisses zu ihrem Herrn außer allen Zweifel. Sie war ihm mit der seltensten Treue zugetan, aber gleich jener Haushälterin eines Dekans nannte sie Landolts Hühner im ersten Jahre die Hühner des Herrn Landvogts, im zweiten unsere und im dritten meine Hühner. Sie kochte, führte die Aufsicht über das Gesinde und bald auch die Kasse nebst der Rechnung darüber. Von heftiger Art, einst als Marketenderin unter Soldaten an rauhe Formen gewöhnt, fluchte sie ganz unbändig und trieb oft, von irgend einem Widerstand aufgereizt, einen Spektakel, über den sich Landolt halb tot lachte. Von ihrer Ergebenheit überzeugt, ließ er sie gewähren und war froh, sich weiter mit häuslichen Angelegenheiten nicht mehr befassen zu müssen. Fiel es ihm ein, für mehrere Tage oder Wochen aufs Land zu reiten, bald zu seinem Schwager Meiß nach Teufen, bald zu seinen Freunden nach Schwandeck und Berg, oder hatte er über seine Jäger Heerschau zu halten, so konnte er ruhig wegbleiben, indem er wußte, daß Marianne die Güterknechte so eifrig zur Arbeit anhielt, als wäre er selbst zugegen. Sie pflegte dieselben vor Tag aus dem Bette zu mustern und rückte nicht selten den Zeiger der Wanduhr vorwärts, damit keiner sich auf die frühe Morgenstunde berufen könne. Kamen Gäste aus der Stadt, so brauchte Landolt nicht für den Küchenzettel zu sorgen; sie wurden anständig bewirtet und hatten daneben noch ihren Spaß mit der Frau Wirtschafterin, die es durch Erzählungen von ihren Feldzügen und Abenteuern nie an Unterhaltung gebrechen ließ.

[Zu „feilschte und sparte“ ausführliche Belege in H. 247.]

H. 258 f.

Die Musik, welche ihm stets eine höchst willkommene Unterhaltung war, indem er an jeder angenehmen Melodie, besonders im Geschmack der Waldhornstücke, sogar an einer unendlich langen Ballade, die Marianne von der heil. Genoveva zu singen pflegte, ein großes Wohlgefallen fand . . .

H. 27.

Landolt spielte selbst das Waldhorn.

H. 188 ff.

In Eglisau lag Felix Keller, des Zöllners zehnjähriger Knabe, auf dem Sterbebette, konnte keine Speisen mehr vertragen und war

noch dasjenige der Eltern das Kind in seinen Schmerzen und seiner Furcht vor dem Tode zu trösten vermochte, da es so gerne gelebt hätte, so setzte sich Landolt, ruhig seine Pfeife rauchend, an das Bett und sprach zu ihm in so einfachen und treffenden Worten von der Hoffnungslosigkeit seiner Lage, von der Notwendigkeit, sich zu fassen und eine kleine Zeit zu leiden, aber auch von der sanften Erlösung durch den Tod und der seligen, wechsellosen Ruhe, die ihm als einem geduldigen und frommen Knäblein beschieden sei, von der Liebe und Teilnahme, die er, als ein fremder Mann, zu ihm hege, daß das Kind sich von Stund an änderte, mit heiterer Geduld seine Leiden ertrug, bis es vom Tode wirklich erlöst wurde.

Da drang die leidenschaftliche Frau Marianne an das Todeslager, kniete am Sarge nieder, betete andächtig und anhaltend und empfahl dem vermeintlichen kleinen Heiligen alle ihre vorangegangen Kinder zur Fürbitte bei Gott. Dem Landvogt aber küßte sie wie einem großen Bischof ehrfürchtig die Hand, bis er sie lachend mit den Worten abschüttelte: „Seid Ihr des Teufels, alte Närrin?"

Das war also die Schaffnerin des Herrn Obristen, mit welcher er sich ins Reine setzen mußte, wenn er die fünf alten Flammen an seinem Herde vereinigen und leuchten lassen wollte.

Distelfink. 157.

Er hatte seiner Zeit die französische Kriegsschule in Metz besucht, erst um sich im Artillerie- und Ingenieurwesen auszubilden, dann um

unbeschreiblich verzagt und unruhig. Seine offenen Wunden verbreiteten einen üblen Geruch; daran aber kehrte sich Landolt nicht; er besuchte ihn täglich mehrere Male, und als der Unmut des Leidenden auf den höchsten Grad gestiegen war, setzte er sich mit der Tabakspfeife an sein Bett und sprach zu ihm: „Mein guter Felix, du weißt, wie ich dich liebe, und stünde es bei mir, dein Leben zu verlängern und dich wieder gesund zu machen, bei Gott, ich würd' es auf der Stelle tun, was es mich auch kosten möchte. Aber dir ist gar nicht mehr zu helfen; das mußt du wissen, wenn du dich fassen sollst. Ueberlege nun selbst, ob du nicht lieber in der Jugend sterben und von allem Uebel befreit sein, oder jahrelang serbeln und dann am Ende doch noch unterliegen möchtest? Freuden, wie andere junge Leute, könntest du doch nie genießen, und das müßte dich mehr schmerzen als deine Wunden. Erlöst dich aber der Tod von deinen Leiden, so wirst du als ein frommer Knabe einer ewigen Seligkeit im Himmel teilhaftig, wo kein Wechsel mehr ist und du ein schönes Kind Gottes bleibst!"

Diese einfache Rede und die ganz besonders sanfte Weise, wie Landolt sie aussprach, wirkten so auffallend auf den Knaben, daß eine große Veränderung in seinem Zustande vorgieng. Jedes Wort des würdigen Mannes war so tief in seine Seele gedrungen, und er fühlte sich dadurch so gestärkt, daß er schon am folgenden Morgen seine Mutter versicherte, er fürchte nun den Tod gar nicht mehr und sei recht froh, von seinen Leiden bald erlöst zu werden. In dieser heiteren Stimmung blieb er bis an sein Ende. Landolt kam alle Stunden, oft von der Tafel und den Gästen weg, bis Felix starb, und war nun auch noch der Ratgeber und Tröster der Familie, ließ die Luft im Krankenzimmer ändern, räuchern, munterte die Betrübten auf und bewies ihnen, wie den Seligen mit unmäßiger Trauer gar nicht gedient sein könne. Und die stürmische Marianne betete leise und andächtig an dem Sarge: „Mein vollendeter Heiliger, ich empfehle deiner Fürbitte bei Gott meine längst vorangegangenen acht Kinder!"

Bald nachher speiste des Verstorbenen treue Mutter mit andern Gästen im Schlosse und schlief, von anhaltenden Nachtwachen erschöpft, an der Tafel ein. Da winkte der Mann, welcher hie und da für einen harten Soldaten galt, den Gästen Stillschweigen zu, indem er flüsterte: „Wecke ja niemand die brave gute Frau, sie hat in ihrem langen, nützlichen Leben mehr geschafft und gewacht, als wir alle!"

H. 32—42.

[Auf Anraten eines Verwandten, des Statthalters Joh. Heinr. Escher wurde Landolt 1764 auf die Militärschule nach Metz geschickt.

sich mehr auf die Civilbaukunst zu werfen, worin er einst der Vaterstadt dienen sollte. In gleicher Absicht war er nach Paris gegangen; allein Zirkel und Maßstab und das ewige Messen und Rechnen waren seinem ungebundenen Geiste und seinem wilden Jugendmute zu langweilig gewesen, und er hatte teils einen angebornen Hang zum freien Zeichnen, Skizzieren und Malen gepflegt, teils durch unmittelbares Sehen und Hören sich allerlei Kenntnisse und Erfahrungen erworben, sonderlich wenn es auf dem Rücken der Pferde geschehen konnte; ein Ingenieur oder Architekt aber kam in ihm nicht nach Hause zurück. Das gefiel seinen Eltern nur mäßig, und ihre sichtbare Sorge bewog ihn, wenigstens eine Stelle im Stadtgerichte zu bekleiden, um sich für die Teilnahme am Regiment zu befähigen. Sorglos, doch liebenswürdig und von guten Sitten, ließ er sich dabei gehen, während tieferer Ernst und Thatkraft nur leicht in ihm schlummerten.

160 f.

Seine Mutter, Anna Margaretha, war eine Tochter des holländischen Generals der Infanterie Salomon Hirzel, Herrn zu Wülf-

Er wollte sich zunächst zum Artillerieoffizier ausbilden. Als ihm aber die mathematischen Studien wenig zusagten, riet ihm Escher, zur Baukunst überzugehen, da er ihm später das Stadtbauamt übertragen lassen wollte. Zunächst zeigte Landolt hier großen Eifer.]

Allein das pünktliche Fortführen regelmäßiger Linien, das beständige Ausmessen mit dem Zirkel, das ewige Ansetzen des Winkelmaßes waren keine Beschäftigungen, die einem Geiste zusagen konnten, der wie im Leben so auch in der Kunst nach unbedingter Freiheit strebte. Dem guten Landolt rauchte der Kopf dabei, er ließ oft seine Instrumente liegen, warf sich auf ein Pferd, jagte mit den Husarenoffizieren, unter welchen er sich viele Freunde erworben hatte, vor das Tor hinaus, um sich für den Zwang seiner sitzenden Lebensart zu entschädigen, oder wohnte den kriegerischen Evolutionen der Garnison bei. Mitunter übte er sich auch wieder in der zu Wölflingen oberflächlich erlernten Tierarzneikunde, kaufte kranke Pferde und versuchte sie zu heilen.

Mehr aber, als das Bedürfnis, sich Bewegung zu verschaffen, zog ihn ein neues Erwachen seiner Neigung für die Malerei von der Baukunst ab.

[Mit einem Offizier, namens Le Paon, den Landolt hier kennen lernte, trieb er bald eifrig Zeichnen und Malen und folgte seinem Lehrer und Freunde nach Paris, als dieser dorthin übersiedelte. Auch hier pflegte er hauptsächlich die Kunst, erwarb sich nebenbei auch mancherlei Kenntnisse in der Tierarznei. Häufig ritt er zu Pferd in die Umgebung der Stadt. Nur ungern kehrte er auf den Wunsch der Eltern zurück.]

Eigentlich hatte Landolt den Erwartungen seiner Eltern und seines Gönners nicht entsprochen; denn er war weder ein ausgelernter Genieoffizier, noch ein Architekt geworden, und die bildende Kunst konnte er auch nicht wohl zu seinem einzigen Lebenszwecke machen. Es blieb also nichts anderes übrig, als ihn auf eine noch ungewisse Stelle in der Regierung zu verweisen, und um sich auf eine solche politische Laufbahn einigermaßen vorzubereiten, kam er im Jahr 1768 als „Jung-Richter“, und in dem darauffolgenden als „Mittel-Richter“ in das Stadtgericht. Von seiner Mitwirkung bei dieser Behörde ist weiter nichts mehr bekannt, als daß er im allgemeinen schon, bei jedem vorkommenden, verwickelten Fall, einen seltenen Scharfblick verraten haben soll.

S. 11 f.

Salomon Landolt ward in Zürich den 10. Dezember 1741 geboren. Sein Vater, Johannes, Mitglied des Großen Rates als Zwölfer der

lingen, der mit seinen drei Söhnen große niederländische Pensionsgelder bezog und damit die bekannte wunderliche Wirtschaft auf der genannten Gerichtsherrschaft in der Nähe von Winterthur führte. Ein am Hofthor statt eines Kettenhundes angebundener Wolf, der wachsam heulte und boll, konnte gleich als Wahrzeichen des absonderlichen Wesens gelten. Nach frühem Tode der Hausfrau und bei der häufigen Abwesenheit des Vaters that jeder, was er wollte, und die Söhne, sowie drei Töchter erzogen sich selbst, und zwar so wild als möglich. Nur wenn der alte General da war, kehrte eine gewisse Ordnung insofern ein, als am Morgen auf der Trommel Tagwache und abends der Zapfenstreich geschlagen wurde. Im übrigen ließ jeder den Herrgott einen guten Mann sein. Die älteste Tochter, Landolts Mutter, führte den Haushalt, und die ihr auferlegte Pflicht bewirkte, daß sie die beste und gesetzteste Person der Familie war. Dennoch ritt auch sie mit den Männern auf die Jagd, führte die Hetzpeitsche und pfiff durch die Finger, daß es gellte. Die Herren übten den Brauch, ihre Gewohnheiten und Thaten in humoristischer Weise auf die Wände ihrer Gebäulichkeiten malen zu lassen. So gab es denn in einem Pavillon auch ein Bild, auf welchem der alte General mit den drei Söhnen und der ältesten Tochter, die schon verheiratet war, über Stein und Stoppeln dahin jagt und der kleine Salomon Landolt an der Seite der stattlichen Mutter reitet, eine förmliche Centaurenfamilie.

Solche Reiterzüge pflegten zuweilen einen zahmen Hirsch zu verfolgen, der abgerichtet war, vor Jägern und Hunden her zu fliehen und sich zuletzt einfangen zu lassen; das war indessen eine bloße Reitübung; das wirkliche Jagen wurde unablässig betrieben und wechselte nur mit Gastereien und der Aufführung zahlloser Schwänke ab, die sich selbst auf die Ausübung der Gerichtsbarkeiten erstreckten.

Ueber all' diesem wilden Wesen erhielt sich, wie gesagt, Landolts Mutter mit hellem Verstande und heiterer Laune bei guten Sitten, und sie war ihren eigenen Kindern später eine zuverlässige und treue Freundin, während jenes Vaterhaus unterging.

Zunft zum Schaf, soll ein guter, biederer, aber etwas phlegmatischer Mann gewesen sein, von dem weiter nicht viel zu sagen ist; seine Mutter, Anna Margaretha, älteste Tochter des Generals Salomon Hirzel von Wölflingen, eine durch natürliche Geistesgaben ausgezeichnete Frau. Bis in ihr siebenundzwanzigstes Jahr, in welchem sie sich verehelichte, hatte sie die große Wirtschaft ihres Vaters, von welcher später die Rede sein wird, meisterlich geführt, dabei aber, durch den frühen Verlust ihrer Mutter der sanfteren, weiblichen Einflüsse beraubt, die rauhe Außenseite einer Land-Edelfrau angenommen, die kräftig und entschlossen eine zahlreiche männliche Dienerschaft in der Ordnung halten soll. Sie ritt zuweilen mit auf die Jagd, pfiff durch den Finger, und nicht selten entwischte ihr ein derber Fluch. Allein sie wußte durch ihren heitern Verstand, ihre gute Laune und die Geschicklichkeit, womit sie alle vorkommenden Geschäfte leitete, sich ein wohlverdientes Ansehen zu verschaffen, und behauptete dasselbe auch unter veränderten Verhältnissen im städtischen Leben bis an ihr Ende.

Salomon war ihr Erstgeborner und Liebling.

H. 15 f.

Salomon Hirzel, geboren im Jahr 1672, hatte bereits in seinem zweiundzwanzigsten Jahre eine Kompagnie in holländischen Diensten errichtet; nach vielen Feldzügen und Belagerungen in den Niederlanden, wo er sich durch Kenntnisse und Tapferkeit ausgezeichnet, das zürcherische Regiment als Oberst erhalten und sich von Stufe zu Stufe bis zu der für Ausländer seltenen Würde eines Generals der Infanterie emporgeschwungen. Im Jahre 1713 verheiratete er sich mit Anna Margaretha Meiß von Wölflingen und erzeugte mit ihr sechs Kinder, von welchen Landolts Mutter das älteste war. Da ihm seine Gemahlin schon im Jahr 1727 starb, der General 1734 die Herrschaft Wölflingen nebst den hohen und niederen Gerichten, vielen Höfen, Gütern, einer Ziegelhütte und großen Gefällen durch Kauf an sich gezogen hatte, sich aber in frühern Zeiten mehr in Holland als bei seinen sechs Kindern aufhielt, so wurde die Auferziehung derselben, auf dem Lande und unter rohen Umgebungen, sehr vernachlässigt; nur Landolts Mutter entwickelte sich von selbst vorteilhaft.

H. 17 ff.

Wenn auch das Schloß Wölflingen nicht sehr geräumig ist, so fand man doch hier eine zahlreiche Dienerschaft, einen Marstall voll schöner Pferde, eine Rüstkammer mit kostbarem Jagdgeräte, eine Menge wohlabgerichteter Hunde, allerlei fremdes und einheimisches Geflügel,

162.

Nachdem der alte General im Jahr 1755 gestorben und die Anna Margaretha ihrem eigenen Hausstand gefolgt war, ergaben sich die Söhne einem täglich wüster werdenden Leben. Ihre Jagden arteten in Raufereien mit benachbarten Gutsherren aus wegen Bannstreitigkeiten, in Mißhandlungen der Untergebenen. Einen Pfarrer, der sie auf der Kanzel angepredigt hatte, überfielen sie, als er durch ihren Forst ritt, und hetzten ihn, mit Peitschen hinter ihm drein jagend, in den Tößfluß hinein, hindurch, über das Feld, bis er mit seiner Mähre zusammenbrach und auf den Knieen liegend zitternd um Verzeihung bat. Gerichtsboten aber, welche eine ihnen für diese That auferlegte beträchtliche Geldbuße abholten, ließen sie auf dem Rückwege durch Vermummte niederwerfen und des Geldes wieder entledigen.

wilde und zahme Tiere, z. B. einen angefesselten Wolf, der bellend die Pforte des Hofes bewachte, einen Hirsch, welcher zur Uebung für die Hunde gejagt werden konnte und sich doch auf einer bestimmten Stelle immer wieder ruhig einfangen ließ, und immer offene Tafel für die von allen Seiten herbeiströmenden Gäste. Im Hofe hinter dem Schlosse war in einem eigenen Gebäude ein bequemes Bad angebracht; neben demselben ein Zimmer zum Ankleiden, auf dessen Wänden die Lieblingspferde und Hunde des Generals abgebildet waren, dabei auch seine älteste Tochter, Salomons Mutter, wie sie auf die Jagd reitet und Körbe voll Lebensmittel für den Jägerhalt mit sich führt, und andere ähnliche Schildereien.....

Daneben hatte dieses adelige Landleben einen durchaus militärischen Zuschnitt; mit grauendem Morgen wurde Tagwache, am Abend der Zapfenstreich geschlagen.

Obgleich der General mit seinen Söhnen über dreitausend Gulden jährlicher Einkünfte aus Holland bezog, so reichte diese, zumal für jene Zeiten beträchtliche Summe nicht hin, die Ausgaben einer solchen Wirtschaft zu bestreiten, und je mehr der General an Geisteskräften abnahm, desto ungebundener hausten die Söhne......

Ihr Mutwille war nicht zu bändigen; sie übten denselben in tausend possierlichen, oft aber ärgerlichen Streichen, die mitunter schlimme Händel veranlaßten, besonders wegen der Jagd, welche sie häufig über ihre eigenen Grenzen auf das Gebiet der Nachbarn ausdehnten, dagegen aber nie die geringste Verletzung des ihrigen ungeahndet ließen. So paßten sie z. B. dem Pfarrer von Pfungen, Elias Ziegler von Winterthur, welcher, selbst ein Weidmann, sich ihrem unzeitigen Jagen in seiner Gemeinde widersetzt hatte, am Abend des sechszehnten Augusts 1753, alle drei zu Pferd, auf, griffen ihn, als er von Winterthur heimreiten wollte, unter Wölflingen an, trieben ihn mit Hetzpeitschen in die Töß und aus dieser, immer auf ihn zuhauend, weiter, bis er endlich auf der Allmend stürzte und knieend um Gnade und Verzeihung flehen mußte. Diese empörende Mißhandlung eines Geistlichen in ihren eigenen Gerichten, wo sie, statt selbst Frevel zu üben, denselben eher hätten verhindern sollen, zog ihnen zwar einen langwierigen Prozeß zu, an dessen Schluß ihnen die Regierung eine wohlverdiente, wenn auch mit dem Vergehen in keinem Verhältnis stehende Geldbuße auferlegte. Solche Kleinigkeiten fochten sie aber wenig an, und es will sogar versichert werden, dieses Bußgeld sei den Gerichtsdienern, welche dasselbe in Wölflingen eingezogen, auf dem Rückweg im Langenholz von vier Vermummten mit Gewalt wieder abgenommen worden.

162.

Zu der sinnlosen Verschwendung, welche sie trieben, gesellte sich eine Spielsucht, der sie wochenlang ununterbrochen fröhnten. Herbeigelockten Verführten nahmen sie Hab und Gut ab, gewährten dann aber so lange Revanche, bis sie das Doppelte wieder an die Verunglückten verloren hatten, um ihre Kavaliersehre zu behalten.

162.

Zuletzt aber nahm alles ein trauriges Ende. Einer nach dem andern mußte vom Schlosse weichen und der letzte die Herrschaftsrechte und Gefälle, Wälder und Felder in eilender Folge dahingeben und entfliehen. Einer der Brüder geriet so ins Elend, daß er in einem ausländischen Arbeitshause versorgt wurde; der zweite lebte eine Zeit lang einsam in einer Waldhütte, mußte aber, von Schulden geplagt und von Krankheiten verwüstet, diesen kümmerlichen Zufluchtsort verlassen und im Dunkel der Ferne verschwinden; der dritte flüchtete sich wieder in den fremden Kriegsdienst, wo er auch verdarb.

163.

Freilich verließ der wilde Humor die Herren bis zum letzten Augenblicke nicht. Ehe sie das Schloß preisgaben, ließen sie von ihrem rustiken Hofmaler alle die Untergangsscenen und Unthaten, bis auf das letzte Herrschaftsgericht, das sie abhielten, an die Wände malen; hinter dem Ofen prangten die Titel aller veräußerten Lehenbriefe und Privilegien, und auf einer vom Monde beschienenen Wald-

S. 20f.

Auch dem Kartenspiele waren sie nicht abgeneigt und trieben es selbst auf dem Jägerhalt, öfter noch im Schlosse, und zwar hier bisweilen in Sitzungen, die ununterbrochen mehrere Tage und Nächte fortdauerten, allein nie zu ihrem eigenen Vorteil. Denn hatten sie auch irgend einem bemittelten Nachbar Haus und Hof abgewonnen, so pflegten sie demselben kavaliermäßig so lange Genugtuung zu geben, bis er nicht nur das Seinige wieder, sondern noch große Summen dazu gewonnen hatte.

Nachdem der gegen sein Lebensende blödsinnig gewordene General im Jahre 1755 gestorben war und mit dessen Tode die großen Geldsendungen aus Holland aufhörten, führte von den Söhnen Oberst Salomon die Wirtschaft in Wölflingen so verschwenderisch und zügellos fort, daß er nach und nach den Schloßhof mit den dazu gehörigen Gütern der Stadt Winterthur, den bei dem Dorfe gelegenen Kehlhof der Gemeinde Wölflingen, die oberen und niederen Herrschaftsrechte und alle Gefälle der Regierung von Zürich verkaufen, und endlich, nachdem er im Bade Schinznach innerhalb wenigen Tagen über zehntausend Gulden im Spiel verloren, im Jahre 1767 dem Schultheiß Sulzer von Winterthur das allmählich in großen Verfall geratene Schloß nebst der Ziegelhütte und einigen noch übrig gebliebenen, diesem schon längst verpfändeten Gütern, als Eigentum überlassen mußte.

S. 23.

Die beiden ältern Brüder endeten ihr Leben in elenden Umständen; Hs. Hartmann im Zuchthause zu Pfortsheim, wohin er durch Veranstaltung der Familie gebracht worden war; Salomon in Holland, nachdem er sich von Wölflingen in ein kleines, die Barrake genanntes Jagdhaus bei Buch am Irchel zurückgezogen, weswegen er der Barraken-Oberst hieß, von da durch Schulden fortgetrieben und von häßlichen Krankheiten entstellt worden war. Der jüngste Hs. Kaspar, welcher eine Baronesse von Schwarzenberg-Hohenlandsberg geheiratet hatte, kam auch sehr herunter und starb als Oberstlt. des Zürcherregiments in Holl. Diensten.

S. 22 f.

Vor der Uebergabe des Schlosses machte der Oberst sich noch den Spaß, seine Wohn- und Gerichtsstube, aus welcher eine Seitentreppe in den gewölbten Keller führt, durch seinen unter dem Namen Stöffi von Rieden bekannten Haus- und Hofmaler, Christoph Kuhn, mit Vorstellungen aller tollen Streiche verzieren zu lassen, die jener mit seinen Brüdern ausgeführt hatte.

lichtung spielten Füchse, Hasen und Dachse mit den Insignien der verlorenen Herrschaft. Ueber der Thür aber ließen sie sich selbst von der Rückseite darstellen, wie sie zuguterletzt, die Hüte unter dem Arm, würdevoll bei einem Markstein über die Grenze der Herrschaft schreiten. Mit verkehrter Schrift stand darunter das Wort „Amen"!

163.

Allein schon habe er zu bekennen, daß auf seinen Reisen bedeutende Summen verspielt und nur durch die geheime Beihülfe der Mutter gedeckt worden seien.

163.

Bereits habe er auch, mit fremden Mitteln und ohne Wissen des Vaters, über sein Vermögen Pferde gehalten, und was bares Geld betreffe, so sei es wohl so gut wie gewiß, daß er dasselbe kaum jemals werde so zu Rate halten lernen, wie es sich für das Haupt einer geordneten Haushaltung gebühre.

Man sieht daselbst noch heut zu Tage diese in Felder abgetheilten, blau in blau gemalten komischen Schildereien. Z. B. den damaligen Pfarrer von Wölflingen, mit einem Heiligenschein neben einer Sau ruhend, und der Ueberschrift: „Similis simili gaudet“; eine Raufszene des Obersten mit einem benachbarten Gerichtsherrn, die wegen eines, auf Wölflingerbahn von diesem geschossenen Hasen Statt gefunden hatte; sogar die Verfolgung und Mißhandlung des Pfarrers von Pfungen, über welcher eine Tafel hing mit der Inschrift: „Generose Belohnung von 3 Eidgenossen“ (über diesem Worte ist eine mit Lorbeern bekränzte Krone angebracht) „gegen einen Hochgelehrten W. Pastor, wegen Ehrenhafter Nach- und Zured, nebst Ihrer christlichen Versöhnung aus Hochobrigkeitlichem Befelch. Anno 1753; das Füfzgste und Letzte“ (von dem Oberst noch abgehaltene) „Gericht“ unter welchem eine verkehrte Krone und das ebenfalls mit verkehrten Buchstaben geschriebene Wort „Amen“ steht; hinter dem Ofen die leere Abbildung der Urbarien aller längst veräußerten Privilegien, Lehenbriefe und Besitzungen, nach ihren verschiedenen Titeln, einen Waldplatz, auf welchem Hirsche, Füchse und Dächse mit den Insignien der zerstörten Herrschaft spielen; eine Menge anderer ähnlichen Schnurrpfeifereien, und endlich auf der Thüre die drei Herrn Gebrüder Hirzel, von hinten abgebildet, wie sie nach vollbrachten Thaten, ruhig und gravitätisch, den Hut unter dem Arm, den Degen an der Seite, bei dem Marchstein im Kronberg über die Grenze ihrer verspielten und vergeudeten Herrschaft schreiten.

S. 270.

In Preußen ließ er sich zu hohem Spiel verleiten und er hat bedeutende Summen dabei verloren, was mitunter seine Mutter bewogen haben mag, auf seine Rückkehr zu dringen. Allein durch diese Erfahrung für immer gewitzigt, unterließ er alle Hazardspiele und er hat in spätern Jahren keine Karte mehr berührt.

S. 31.

Jetzt hatte Landolt sein zwanzigstes Jahr angetreten, und noch wußten seine Eltern nicht, welchen bestimmten Beruf sie ihm anweisen sollten. . . . . .

Er zeichnete zwar, aber ohne fernere Anleitung, meistens nur Soldaten, trachtete so viel als möglich aus den Mauern zu kommen, innerhalb welchen er sich immer bedrängt fühlte, hielt sich, von der Mutter begünstigt, ohne daß sein Vater davon wissen durfte, ein Reitpferd, zu dessen Unterhalt ihm jene und seine Großmutter, Frau Regula Landolt geb. Escher, behülflich waren.

163.

Selbst die mehr heiteren Charakterzüge der Oheime, die Lust an Reiten und Jagen, an Schwank und Spaß, seien in ihm vorhanden bis auf den Hang, die Wände zu beklecksen, da er die Mauern des Schlosses Wellenberg, wo sein Vater Vogt gewesen, schon als Knabe in Kohle und Rotstein mit hundert Kriegerfiguren illustriert habe.

Hanswurstel. 165.

Es war ein elementares Wesen, dessen goldblondes Kraushaar sich nur mit äußerster Anstrengung den Modefrisuren anbequemen ließ und dem Perruquier des Hauses täglich den Krieg machte.

165 ff.

Sonst aber begann ihr Vergnügen schon mit der Sonntagsfrühe. Als Mitglied der Reformationskammer, d. h. der Behörde, welche über die Religions- und Sittenverbesserung zu wachen hatte, lag ihrem Onkel ob, denjenigen Einwohnern, die an einem Sonntage aus den Thoren gehen wollten, die Erlaubnis mittelst einer Marke zu erteilen, welche sie den Thorwachen abgeben mußten. Denn allen andern war das Verlassen der Stadt an Tagen des Gottesdienstes durch geschärfte Sittenmandate verboten. Ueber diese Funktion machte sich der aufgeklärte Herr heimlich sehr lustig, wenn sie ihn nicht allzusehr belästigte; denn an manchen Sonntagen erschienen an die hundert Personen, die unter den verschiedensten Vorwänden ins Freie zu gelangen suchten. Noch mehr aber belustigte sich daran die Jungfrau Figura, welche die Bittsteller auf der geräumigen Hausflur vorläufig einteilte, und aufstellte je nach der Art ihrer Begründung und sie dann klassen-

H. 270.

Bedeutender waren die Folgen dieses Mangels an Ordnung für seine Oekonomie, über die er keine genaue Rechnung führte. Außer durch die von Zeitumständen herrührenden Einbußen geriet er ohnehin immer in Rückstand; denn so lang er Geld hatte, gab er, oft ohne die geringste Vorsicht, und setzte sich dadurch in manche Verlegenheit. In seinen letzten Lebensjahren war er sich dieses Fehlers so klar bewußt, daß er von demjenigen seiner Neffen, welchem er sein zusammengeschmolzenes Vermögen unbedingt zu verwalten übergeben, sich immer nur gerade so viel reichen ließ, als er dringend bedurfte, und oft nur ein paar Taler im Beutel führte.

H. 29.

[Auf das künstlerische Talent des jungen Salomon aufmerksam geworden, hatte man ihm einen Lehrer verschafft.]

Daß aber sein feuriger Geist sich nicht in die ängstlich punktierte Manier seines Meisters schmiegen konnte, bewiesen schon seine frühesten, großen Skizzen von Bäumen, Pferden, Husaren und Jägern, welche er auf die Mauern des Schlosses Wellenberg mit Kohlen oder Rothstein flüchtig, aber keck und bedeutende Anlagen verratend hinwarf.

Z.-St. 698. Aus einem Briefe Leus an Spöndli. 1763.

Räth und Burger wird heut versammelt wegen Perruquesmachern, ob ars liberalis oder ob auch gewisse Ordnung dabei müsse observirt werden.

Z.-St. 705. Leu an Spöndli. 1764.

Bis dato habe ich die Woche durch an den Werktagen mit allerhand Commissionen, Audienzgeben ..... einen ziemlichen Zuspruch gehabt, doch bleiben mir der Sonntag oder Feiertag noch übrig; allein jetzt ist dieser Ruhetag mir zu dem verdrießlichsten Tag geworden, indem ich als Reformationsherr — hätte schier was anderes geschrieben, denn meine Einfalt ist schuld, daß ich mich in diesen Abgrund gestürzet — die ansehnliche Dignitet bekommen und als Zeichendeuter- und Austheiler in der kleinen oder mindern Stadt Zürich an diesen Feiertagen gesezet, bestimmt und durch Urtheil und Recht verordnet bin! — Nun sind durch langes Zusehen die Leute fast rasend an einem Sonntag außer die Stadt zu laufen. Bursche, Mägde, Frömde, Heimische sind an diesem Tag in der Brunst, läufig und ist alles ein Laich. Sie stürmen mich und wollen Zeichen haben; am Morgen um 6 Uhr ist das erste Zeichen an meiner Glogg; da

weise in das Kabinet des Reformationsherrn führte. Diese Klassen waren jedoch nicht nach den vorgegebenen, sondern nach den wirklichen Gründen gebildet, die sie den Leuten am Gesicht absah. So stellte sie untrüglich die Lehrburschen, Handwerksgesellen und Dienstmägde zusammen, die einen entfernten Kirchweih- und Erntetanz aufsuchen wollten unter dem Vorwande, sie müßten für die kranken Meisterleute zu einem auswärtigen Doktor gehen. Diese trugen alle zum Wahrzeichen ein leeres Arzneiglas, einen Salbentopf, eine Pillenschachtel oder gar ein Fläschlein mit Wasser bei sich und hielten alle solche Gegenstände auf Geheiß des lustigen Jungfräuleins sorgfältig in der Hand, wenn sie vorgelassen wurden. Dann kam die Schar von bescheidenen Männchen, welche ihre bürgerlichen Privilegien genießend an stillen Wasserplätzen zu fischen wünschten und schon die Schachteln voll Regenwürmer in der Tasche führten. Diese wandten hundert Geschäfte vor, wie Kindstaufen, Erhebung von Erbschaften, Besichtigung eines Häuptlein Viehs u. dergl. Hierauf folgten bedenklichere Gesellen, bekannte Debauchierer, die in abgelegenen Landwinkeln einer Spielerbande, im besten Falle einem Kegelschieben oder einer Zechgesellschaft zusteuerten; endlich kamen noch die Verliebten, die in Ehren aus den Mauern strebten, um Blümlein zu pflücken und die Rinden der Waldbäume mit ihren Taschenmessern zu beschädigen.

Alle diese Klassen ordnete sie mit Sachkenntnis, und der Oheim fand sie so gut eingeteilt, daß er ohne langen Zeitverlust diejenige Anzahl, die er nach humaner Raison für einmal hinauslassen wollte, absondern und die übrigen zurückweisen konnte, damit nicht ein zu großer Haufen aus den Thoren laufe.

167.

Figura stand auf der Haustreppe, zum Kirchgange schon mandatmäßig gerüstet, in schwarzer Tracht und mit dem vorgeschriebenen nonnenartigen Kopftuch, das weiße Marmorhälschen mit dem erlaubten güldenen Kettlein umspannt.

kommen die Römisch-Catholischen, die wollen ihren Gottesdienst im Closter Fahr begehen; denen entsprech ich Landsfriedmäßig. Doch daß nicht alles bei uns catholisch werde und unter diesem Schein zur Stadt hinauslaufe, müssen mir diese Bursch Kundschaften von ihren Meistern bringen. Dann kommen sogleich Buben, Lehrknaben, Mägde die wollen zur Stadt hinaus. Wenn ich die Ursach frage, so ist sie gemeiniglich, ihr Herr, Meister, Frau, Jungfer seie unpäßlich, müßind das Wasser zu Dr. Volmar und zum Doctor zu Wollishofen tragen. Ich fordere dann von ihren Meisteren Atteſtate; sie aber sagen, sie haben Beweisthum im Sack und ziehen mir dann ihre Harngläser hervor mit Bitt selbige zu besehen und als untrügliche Proben ihres Aus- und Einlasses anzunehmen; ich weise sie aber weg auf ein trocknes nicht nasses Beweisthum. — — — —

Z.-St. 12. Aus dem „Großen Mandat" der zürch. Regierung.

Dahero ist unser ernstlicher Befehl, daß alle Frauen und Töchteren, welche zum Tisch des HErrn gegangen, und gewohnt sind das Tüchli zu tragen, von dieser Zeit an anständige Tüchli in die Kirchen, zu was Predigt-Stunden es immer seyn möchte, in Haupt-Predigten, Früh-Predigten, auch die Französische Predigten in- und auf den Bohr-Kirchen tragen, bei dreissig Pfund Buß; und sich dargegen müssigen aller seidenen, Seiden-Creppenen, und tüchenen Kleidern von wes Gattung es immer seyn möchte.

Z.-St. 12. ebenda.

Fehrner ist Unser ernstlicher Befehl und Meynung, daß die Weibs-Persohnen und Töchteren, Junge und Alte sich müssigen und enthalten sollen des Tragens aller stählenen und anderer Hals-Zier-

168.

Um ihr näher zu kommen, suchte er den Umgang ihres Bruders zu gewinnen, der, gleich ihr, bei dem Oheim wohnte, weil sie von Kindheit an verwaist waren. Salomon hatte erfahren, daß Martin Leu an einer Vereinigung jüngerer Männer und Jünglinge teilnahm, welche sich Gesellschaft für vaterländische Geschichte nannte und in einem Gesellschaftshause am Neumarkt ihre Zusammenkünfte hielt.

168

Es waren die Strebsamen und Feuerköpfe aus der Jugend der herrschenden Klassen, die unter diesem Titel eine bessere Zukunft und aus dem dunkeln Kerkerhause der sogenannten beiden Stände d. h. des geistlichen und weltlichen Regiments zu entrinnen suchten.

rathen in die Kirchen, ausgenommen einem schwarzen, ehrbaren Halsbändli, oder einfachen goldenen Kettemli, deren nichts angehänget, bei zehen Pfund Buß.

Z.-St. 58 f. Aus dem ersten Stück der „Kritischen Nachrichten" (Lindau, Frankfurt und Leipzig) verlegt von Julius Otto 1763. Brief von Zürich.

Wenn je etwas einem kranken Staat seine Gesundheit widergeben kann, wenn auch sonst alle andern Heilungs-Mittel vergeblich wären, so ist es die Sorge für die Erziehung und Bildung junger Leute, denen das Steuerruder desselben einst in die Hände gegeben wird — daß man ihnen rechte Begriffe von der Glückseligkeit eines Staates, von der wahren Freyheit, von dem reinen Patriotismus u. s. w. beybringe; daß man sie gegen Vorurtheile, die sie in den ersten Jahren ihres Lebens einsogen, und die der herrschende Geist des Verderbens tief in ihre zarten Herzen gegraben, unwillig mache; und sie über die Gesetze einer falschen Politik wegsetze. — Unser würdiger Bodmer, dessen politische Einsichten eben so groß sind, als sein Herz von patriotischen Gesinnungen voll ist, hat desnahen aus den besten und fähigsten unserer jungen Leute von 14—20 Jahren eine Gesellschaft gesammelt, die wöchentlich einmal in einem öffentlichen Haus, auf den Schuhmachern, unter dem Praesidio eines sehr vernünftigen und tugendhaften Geistlichen Herrn Franz Müllers Diaconi an der französischen Kirche, zusammen kommen, eine moralische und politische Abhandlung lesen, und mit einer freundschaftlichen Freymüthigkeit beurtheilen. Herr Bodmer besucht diese Gesellschaft gar oft, und leget ihnen wichtige Aufgaben für, die sie alsobald auflösen. Alles geht in der besten Ordnung nach sehr guten Gesetzen. — Man dürfte kaum glauben, wie vortreflich die Discourse sind, die einige dieser jungen Staatsmänner, worunter sich zwar auch einige Geistliche befinden, vorgelesen haben. Wir versprechen uns von dieser Gesellschaft sehr viel Nutzen, und die wenige Zeit, die sie steht, ist uns Beweis genug, wie vortheilhaft dergleichen Pflanzschulen edler Gesinnungen und reiner Sitten, für einen Staat, wie der unsrige ist, werden können.

Z.-St. 461. Bodmer an Schinz. 30. VIII. 1765.

Die Herren von Genf, beyder stände, der weltlichen und der geistlichen, werden durch diese lettres der späten Nachwelt in einem häßlichen Licht vorgestellt, das ist eine verewigung, die nur ein Herostratus sich wünschet.

169.

Die Gegenstände der Aufklärung, der Bildung, Erziehung und Menschenwürde, vorzüglich aber das gefährliche Thema der bürgerlichen Freiheit wurden in Vorträgen und zwanglosen Unterhaltungen um so überschwänglicher behandelt,

Z.-St. 130 ff. Aus „Füßli's Referat über die Arbeiten der Gesellschaft für vaterländische Geschichte auf der Zunft zur Schuhmachern.“ 1771.

Die vorjährigen Verdienste der Gesellschaft um die vaterländische Geschichte sind folgende. [Es werden 10 Vorträge aus diesem Gebiet aufgezählt.]

Noch weit eifriger aber ist das Gemeinwerk politischer und moralischer Wahrheiten, Vorurtheile oder Lügen von uns beritten worden. [Ich lasse den Bericht über die am meisten charakteristischen Vorträge dieser Art folgen. Die von Bodmer gehaltenen sind auf Seite 153 besonders aufgezählt.]

1. Cramer liest von dem Betragen eines rechtschaffenen Zürchers in Ansehung der eingeführten Landesreligion. Bei diesem Anlasse vereinigte man sich über folgende Grundsätze. I. daß zwischen der Herzensreligion des einzelnen Burgers und der Landesreligion des Staats ein wesentlicher Unterschied sei. II. daß der gute Burger in Absicht auf die erstere frei, in Ansehung des Betragens gegen die andere gebunden sei. III. daß diese letztere Verpflichtung die immer mehrere Erleuchtung und Verbesserung, die man der Gesellschaft verschaffen kann, nicht ausschließe, nur daß solches so viel möglich ohne schädliche Gährung geschehe. IV. endlich der rechtschaffene Mann indem er den Aberglauben niederreißt, gesunde Vernunft und nicht den Unglauben an die Stelle setzen soll.

2. Wertmiller sucht in dem raisonnierten Auszug einer französischen Abhandlung über das Finanzwesen der Römer, gegen die gemeine Meinung zu beweisen, daß die Alten mit den berufensten neuern Staatskünstlern über die Finanzwissenschaft im Grunde gleich gedacht und nämlich geglaubt haben, daß beträchtliche Einkönfte zur Macht und Glückseligkeit eines Staates unentbehrlich seien. Man ward aber einmüthig, daß dieser glänzende Freistaat (Rom) kein Vorbild der Tugend und Glückseligkeit für die neueren Republiken abgeben könne; . . . . . daß sein Grundsatz Vergrößerung durch jedes Mittel war. . . .

3. Wyß bestraft in seiner Betrachtung „über den Geist der Regierung“ gewiße herrschende Staatsseuchen, mit unerhörter Kühnheit. Die damals anwesenden Mitglieder erinnern sich vielleicht mit Vergnügen, daß wohl niemals in unserer Versammlung freimüthiger, und vermuthlich eben darum gründlicher vom guten Herzen weg, vor uns allen ist geredt worden.

7. Zollschrb. Hirzel löst das Problem auf: Wenn Klugheit und Rechtschaffenheit in dem gleichen Character bestehen können; wie müssen sie einander untergeordnet sein? Nach dem gewöhnlichen Wort-

169.

als ja die Herren Väter schon über eine ausschreitende Verwirklichung wachten und die Souveränetät der alten Stadt über das Land außer Diskussion stand; waren ja doch Land und Leute im Laufe der Jahrhunderte mit gutem Geld erworben und die Pergamente des Staates um kein Haar breit anderen Rechtes als die Kaufbriefe des Privatmannes.

verstand räumt der Verfasser auch dem Laster das zweideutige Talent der Klugheit ein; denn sie lehrt uns die Mittel auch zu unerlaubten Endzwecken zu gelangen. . . . .

10. Bürgkli beantwortet die Frage: Schaden die Romane den Sitten mehr, als diese den Romanen? Er nimmt die Letztern in Schutz und behauptet: seichte und schlüpfrige Romane seien mehr durch verdorbene Sitten dazu gemacht worden, als daß sie selber den Sitten gefährlich werden könnten, welche schon vorher schlimm sind.

11. Cramer verneint, daß es mit dem Begriff eines christlichen Freystaates übereinkomme, daß er Leibeigne habe, oder auch sich Leibeigenschaften bezahlen lasse.

16. Wyß bringt einen Versuch von frömder Hand und zeigt, daß ein politisches Ganze schwerlich frei sein kann, dessen einzelne Glieder alle wechselweise Tyrrhannen einer des andern sind.

Z.-St. 293. Aus einer anonymen Arbeit über die politische Erziehung.

Nun nun, unser Mensch mag ganz recht haben, daß die Bildung der Jugend . . . . das Hauptersorderniß einer guten Staatskunst sei . . . . . Wir segnen uns selber, daß wir dieses goldene Zeitalter erlebt, in welchem die deliberationen über die öffentliche Erziehung der Jugend eine der wichtigsten Staatsangelegenheiten geworden sind . . . . .

W.

Von der Freiheit des Menschen und Bürgers zu reden, sie zu fördern; ihre verlornen Rechte zu unterstützen war sein [Bodmers] Lieblingsdiskurs . . . . . Er hörte den Bürger gern von seiner Freiheit und Recht reden, und zeigte gern die Grenzen des gegenseitigen Gewalts.

Z.-St. Einleitung VIII. ff. Aus einer anonymen Quelle des 18. Jahrhunderts.

So entstanden der Stadt Zürich ihre Stadtfreiheiten, ihre Stadtrechte und ihre eigenthümliche Unabhängigkeit, von deren sie niemand Rechenschaft zu geben schuldig ist, in deren Genuß sie allbereit über die 600 Jahre steht.

Auf eine ähnliche, förmliche und rechtmäßige Weise wurde sie das Oberhaupt eines kleinen Staates dadurch, daß sie Kauf- Pfand- und Vergabungsweise zu dem Besitz von Land und Leuten, von hohen und niedern Gerichten gelangte . . .

Was will man nun ferner der Stadt Zürich um ihrer Vorrechte willen Einwürfe machen können, nachdem man gesehen hat, wie sie auf offentlichen, rechtmäßigen und beurkundeten Wegen dazu gelangt ist. Alles was sie hatte und wieder anzusprechen das Recht hat, wenn

169.

Hingegen war die Untersuchung, ob das Recht der Gesetzgebung, das Recht, die Verfassung zu ändern, bei der gesamten Bürgerschaft oder bei der Obrigkeit stehe, ein um so beliebteres Vergnügen, als es nur im geheimen genossen werden mußte, weil der Scharfrichter mit seiner geschliffenen Korrekturfeder dicht bei der Hand war.

169.

Wenn die Bürgerschaft, welche von den Herren als eine der schwierigsten bezeichnet wurde, einmal aufbrauste, so wurde jener schnell zurückgezogen, bis das Wetter vorüber war; nachher stand er wieder da gleich dem Barometermännchen, und die Obrigkeit war wieder das nämliche mystisch-abstrakte Gewaltstier wie vorher, das allein von Gott eingesetzt worden.

Recht und Ordnung wieder eintreten und Hochverrat und Meineid unterligen muß, das kann sie an jedem offentlichen Werk, vor den Augen von ganz Europa, rechtmäßig behaupten. . . . .

So viel wird genug seyn, um jede Beschuldigung von Usurpation, und von Tyrannischer Aristokraten-Regierungsweise zu widerlegen.

Z.-St. 284 f. Aus H. Füßlis Abhandlung: Ueber die Freiheit von politischen und religiösen Gegenständen zu reden und zu schreiben überhaupt, und in einem Staat wie der unsrige ist insbesonders. Vgl. dazu auch Z.-St. 140 ff.

Ueberhaupt ist unsre Constitution eine Vermischung von Aristokratie und Demokratie. Die gesetzgebende Macht ist nicht nur von der vollstreckenden unterschieden, sondern die erstre ist an und für sich selbst getheilt. Die ganze Gemeine der Stadt Zürich ist nur Gesetzgeber der Staatsgesetze, welche die Verfassung selbst betreffen. Die Gesetzgebung aller übrigen Gesetze, wie burgerliche, Criminal- und Polizeigesetze sind, hat dieselbe, nach ihrer mehrern und mindern Wichtigkeit dem größern und kleinern Körper ihrer Räthe überlassen. Die Gemeine bestimmt nur, wer regieren müße; sie weist einem jeden Theil der Regierung seinen Posten an, aber sie gibt keine oder wenige Vorschriften, nach denen sich ihre Regenten richten müßten. Sie hat sich nichts vorbehalten als das Recht über Kriegs- und Friedensschlüsse zu urtheilen, aber nicht dieselben zu bestimmen. Die einzigen Codices welche von einer ganzen Gemeine bestätiget worden, sind der Geschworne Brief und das Libell, welche man unter dem Namen der Fundamentalsatzungen kennt. Alle andre Gesetze sind Erkanntnussen, Schlüsse, Verordnungen, Mandate des größern und kleinern Rathes.

Und über das Alles hat die Gemeine der Stadt Zürich ihre gesetzgebende Gewalt nicht auf ewig abgelegt und sie kann dieselbe nicht ablegen und ihren Enkeln das schönste Vorrecht so verstümmelt hinterlassen. Eben die gleiche Gemeine, die zu verschiedenen Malen ihre Staatsverfassung, ihrem höchsten Willen gemäß, geändert, oder so oder anderst eingeschränkt hat, kann es weiters thun.

[Der Zensor ist in den Briefen dieser Zeit eine vielgenannte Persönlichkeit.]

Z.-St. 751. Anonyme Quelle.

Nicht umsonst habe letzhin gemeldt, das wir eine böse und schwürige Burgerschafft haben, sonderlich wann man anlas dazu gibt . . . . .

169.

Einen um so feurigeren und ernsteren Geist bedurfte es für die mit den Ideen ringenden Jünglinge, von welchen einige zu einem strengen Puritanismus hingerissen wurden. Wie man auf den Sack schlägt, und den Esel meint, eiferten sie gegen den Luxus und die Genußsucht, und zwar in einem ganz anderen Sinne, als die Sittenmandate.

169 f.

Sie wollten nicht die Bescheidenheit des christlichen Staatsunterthanen, sondern die Tugend des strengen Republikaners. Hieraus entstanden bald zwei Fraktionen, eine der leichtlebigeren Toleranten und eine der finsteren Asketen, welche jene überwachten und beschalten. Schon war ein Mitglied, das eine goldene Uhr trug und sie nicht ablegen wollte, ausgestoßen worden; andere wurden wegen zu üppiger Lebensart gewarnt und beobachtet.

170.

Der oberste Mentor war der Herr Professor Johann Jakob Bodmer, als Litterator und Geschmacksreiniger bereits überlebt, als Bürger, Politiker und Sittenlehrer ein so weiser, erleuchteter und freisinniger Mann, wie es wenige gab und jetzt gar nicht giebt.

170.

Er wußte recht gut, daß er bei den Herrschenden und Orthodoxen für einen Mißleiter der Jugend galt;

170.

allein sein Ansehen stand zu fest, als daß er sich gefürchtet hätte, und die Partei von der strengen Observanz unter den jungen Männern war seine besondere Ehrengarde.

Z.-St. 280 f. Aus einer Arbeit der Gesellschaft f. vaterl. Gesch.

Nur der ist ein freier Bürger, der frei von Lastern ist ..... Alle Gesetze sind ihm theuer welche Reinigkeit und Einfalt der Sitten einschärfen. Er verabscheut von ganzem seinem Herzen neue, geld-fressende Moden, neue, zeit-tödende Ergötzlichkeiten, neue, noch unbekannte Krankheiten und Laster, welche viele unsrer jungen Bürger von ihren Reisen, oder vielmehr von ihrem Postlaufen, ihrem Vatterland zum Geschenk mit sich bringen...... Für sich selber ist er schlecht und recht; sein Haus ist ein Tempel der Einfalt; seine Kleidung, sein Gang, seine Begrüssungen zeigen mir schon einen Mann, der keines andern Schmuckes nöthig hat als seiner Freyheit.

Z.-St. 246. Füßli an Escher. 28. XII. 1762.

Wir wollen sehen, was die Rede für einen Eindruck macht. Ich will immediat darauf einige von unsern Schwachgläubigen durch Briefe aufmuntern, und von dir verlange ich nichts, als daß du, Lavater, Schultheß ꝛc. ꝛc. Euch fest entschließet die Gesellschaft zu verlassen oder einen W. zu verstoßen, wenn er weiter seine goldene Uhr trägt, oder einen Escher, wenn er sein Mädchen in der „Gutsche“ ins Conzert führt, oder ein Füßli, wenn er etwas aus der Frömde bringt, das den Polizeigesetzen oder auch den Gesetzen der Vernunft zuwiderläuft.

Z.-St. 294. Aus einer Rede Füßlis bei Eröffnung der helvetischen Gesellschaft nach den Sommerferien.

Was hat diesem Institut seinen Ursprung gegeben? ..... vor allem der Eifer desjenigen großen Mannes, den die Nachkommenschaft noch besser kennen wird als seine Zeitgenossen ..... der die Schicksale dieser Gesellschaft wie ein Familien-Interesse besorgte .....

Z.-St. 416. Bodmer an den Aesthetiker Sulzer. 17. II. 1765.

Die Proscriptionen der Bücher haben mich veranlaßt ein Gespräch zwischen Tiberius und Claudius Tacitus zu schreiben, in welchem C. Tacitus Analen für pasquinades erklärt werden; aber ich darf damit nicht hervorrücken. Ich bin je länger je weniger en odeur de sainteté politique. Und wolle Gott, daß man mich nicht am Ende meiner Tage zum Verführer der Jugend mache!

Z.-St. 417. Bodmer an Sulzer. 4. IX. 1765.

Gewisse Leute sehen nicht gerne, daß diese Gesellschaft sehr zahlreich wird; denn sie finden es gefährlich, daß man politische Sätze untersucht, die weiter führen, als man es haben will. Aber die Gesellschaft ist zu stark und zu wohlgesinnt, als daß man sie unterdrücken könnte.

170.

In diese Gesellschaft ließ Salomon sich eines Tages einführen und machte gleich vor Beginn der Verhandlungen die Bekanntschaft des jungen Leu, der sofort Gefallen an ihm fand.

170.

Sie mußten sich aber still verhalten; denn Herr Professor Bodmer war heute selbst auf eine halbe Stunde erschienen, um den Jünglingen einen Aufsatz ethischen Inhalts vorzulesen und ihnen eine Aufgabe ähnlicher Art zu stellen. Landolt war nicht sehr aufmerksam, da seine Gedanken anderswo spazieren gingen. Er sah zuweilen den Bruder der Figura Leu an, der sich noch mehr zu langweilen schien, und beide fühlten sich erleichtert, als die eigentlichen Verhandlungen beendigt waren.

170 ff.

Jetzt kam aber der kritische Moment. Die Ernsthaften hielten es für eine Ehrensache, noch mindestens ein halbes Stündchen in wechselnden Gesprächen beisammen zu stehen, während die Leichtsinnigen bei guter Zeit davon zu laufen strebten, um in einem Gasthause sich noch etwas gütlich zu thun. Mit Geringschätzung oder Entrüstung, je nach dem sonstigen Werte der Flüchtlinge, und mit scharfen Seitenblicken bemerkte man das Entweichen. Nachdem schon mehrere sich dergestalt gedrückt hatten, zupfte auch Martin Leu den arglosen Landolt am Rockärmel und lud ihn leise flüsternd ein, mit ihm noch zu einem guten Glas Wein zu gehen. Landolt begab sich unbefangen mit ihm hinweg, wunderte sich aber, wie der andere auf der Straße plötzlich querüber sprang, ihn mitziehend, die Steingasse hinauf lief, was sie vermochten, dann durch die Elendenherberge, ein labyrinthisches Loch, nach dem dunkeln Löwengäßlein strebte, von diesem beim Roten Hause

Z.-St. 456. Schinz an Bodmer. 7. X. 1755.

Mein werthester Herr Professor und theurester Freund!

...... Ihr Schreiben hat mich auf verschiedene Weise aufgewecket. Ich will mich in diese ruhmwürdige Gesellschaft hineinbetten und hineinkauffen, und mich nächster Tagen Hr. Dr. Hirzel als ein Mitglied derselben angeben; doch werde ich mir wegen meinen Umständen der Erklärung an dem Project zu nutze machen müssen. Auf alle mögliche Weise werde ich dieses Project auszubreiten suchen, und nach dero Befehl eines von denen mir übersandten am Mitwochen naher Bern überschicken. Ja ich habe bereits heute ein Mitglied in diese Gesellschaft angeworben. Da ich heute bei meinem Hr. Großoncle Seckelmeister Leu auf seinem Landgut Jkr. [Junker] Obmann Blaarer anzutreffen die Ehre gehabt, so hat er, nachdem ich ihm den Plan gezeiget, selber zu dieser Gesellschaft zum zweitenmal sich angebotten; man wird aber diesen Herren, wann er wieder in die Stadt kommt, an dieses Project erinnern müssen.

[Bodmer selbst hielt auch Vorträge in den Versammlungen der jungen Leute; in dem Jahresberichte Füßlis für 1771 figuriert er unter 4) Vermischte Gedanken über die allgemeinen Erziehungsarten 6) Aufsatz über die Schaubühnen 12) Schwierigkeiten für die Brauchbarkeit des Basedowschen Elementarwerkes; ferner noch unter 14. Vgl. Seite 164 des Anhanges.]

Z.-St. 249 f. Escher an Füßli. 23. III. 1763.

Mit welchen Empfindungen o mein liebster F., habe ich nicht deinen letzten Brief gelesen. Bei jeder Zeile erhöhte sich meine Achtung und Liebe für meinen vernünftigen, redlichen Freund. Deine Rede wird mir ein kostbarer Schatz sein; in deinen Geist werd ich mich trachten hineinzudenken und mit deinem Feuer mich zu beseelen, wenn ich sie unsern Mitgliedern vortragen muß. Noch mehr aber werd ich mich bestreben, die Vorschriften, die ich darinne Andere zu lehren habe, selbst auszuüben. Mich quälen seit einigen Tagen mancherlei Gedanken wegen dem Schicksal unsrer Gesellschaft, so sehr scheint sie von einer Woche zu der andern aus der Art zu schlagen, ihre Bestimmung und was ihr zu leisten möglich wäre, zu vergessen. Möchte meine Rede ihr neues Leben einflößen! Geschieht es nicht, wahrlich es bleibt mir nichts übrig, als dieselbe zu verlassen. Blaarer beschimpft sie nicht allein durch seine leichtsinnige, um nicht zu sagen niedrige

nach dem Eselgäßlein hinübersetzte, wie ein gejagter Hirsch über eine Waldlichtung, hinter der Metzg herum und über die untere Brücke und den Weinplatz rannte, die Weggengasse hinauf, durch die Schlüsselgasse, beim roten Mann die Storchengasse durchschnitt, die Kämbelgasse zurücklegte, dann wieder an der Limmat angekommen rechts abbog und endlich in das stattliche neue Palais der Meisenzunft eintrat.

Atemlos vom Lachen wie vom Laufen verschnauften die beiden jungen Männer, sich an dem eisernen Treppengeländer haltend, das noch jetzt, als ein Stolz damaliger Schmiedekunst, das Auge anzieht. Leu unterrichtete seinen neuen Freund von der Lage der Dinge und wie es gegolten habe, den Blicken der Späher durch den Kreuz- und Querlauf zu entrinnen. Landolt, als ein Feind jeder Art von Muckerei, freute sich nicht wenig über den Streich, zumal er von dem Bruder derjenigen Person ausging, die ihm wohlgefiel, und sie traten fröhlichen Mutes in den lichterhellten Wirtschaftssaal, an dessen Wänden zahlreiche Degen und dreieckige Hüte hingen, den Gästen entsprechend, die an verschiedenen großen Tischen saßen.

Kleine Bratwürstchen, Pastetlein, Muskatwein und Malvasier, so hießen die Dinge, welche die wiedervereinigte halbe Gesellschaft für vaterländische Geschichte zu sich nahm, und zwar nach den genauen Aufzeichnungen des Kundschafters der catonischen Hälfte, der den beiden letzten Ausreißern durch alle Seitengäßchen ungesehen gefolgt war und nun, den Hut tief in die Stirn gedrückt, unter der Flügelthür stand und keinen Teller aus den Augen verlor. Und das alles vor dem Nachtessen, das ihrer doch zu Hause wartete, und nach Anhörung einer Rede des großen Vater Bodmer: „Von der Notwendigkeit der Selbstbeherrschung als Sauerteig eines bürgerlichen Freistaats!“

Aufführung. Der große Haufen scheint seinem Beispiele folgen zu wollen. Kaum ist die Gesellschaft geendet, so laufen sie mit vollen Schritten, um sich von der Langenweile, die ihnen nutzliche Geschäfte machten, auf der Meisen oder auf der Gerwi zu erhohlen. Da schlürfen diese mäßigen Republikaner, die Nachahmer sein sollten von Sparta's Söhnen, ganze Bouteillen Muscateller und Malvasier herunter, lassen sich noch 1 Stund vor ihrem Nachtessen bei Hause, Würste und Pasteten aufstellen, und damit nicht blos der Leib, sondern auch der Geist beschäftigt werde und seine Genießung habe, so unterhalten sie sich mit Hazard- und andrem spiel. — Bis auf wenige Zeit wußten sie diese hübsche Lebensart zu verbergen; aber Fries, der allenthalben klug ist wie eine Gans, half mir auf die Spur. Ich schwatzte vor 14 Tagen nach dem Ende der Versammlung eine Weile mit Escher in der Froschau. Fries stand bei uns; weil er aber seine Cameraden, einer nach dem andern, unsichtbar werden sah, so seufzte ihnen sein Herz nach. Er brach einsmals das Gespräch ab und eilte dem Vergnügen zu. Mir kam sein Abschied verdächtig vor; ich gieng ihm nach; er krümmte sich durch eine Menge Nebenwege, um mir oder andern aus dem Gesicht zu kommen; aber mein Fuß in richtigem Verhältniß mit m. Aug verfolgte ihn unerbittlich und endlich sah ich ihn in die Meisen, wie eine Katz in ein offenes Tagloch in einem Nu sich hineinschmiegen. Auf das hab' ich nachgefragt und alles erfahren. Ich schrieb nachher ein Billet an Müller, unsern Vorsteher unter unbekannter Hand, worin ich ihm die Ausschweifungen seiner Zöglinge und das Aergerniß, das daraus entstunde, lebhaft abschilderte. Ob er nun davon Gebrauch macht und welchen, muß sich bald zeigen. Schweigt er, forchtsam wie er ist, so hab' ich ihn selbst auch kennen gelernt und dann werfe ich den Mantel von mir und will ungescheut anklagen und Vorwürfe machen, wen und wie man es verdient, ohne freilich sicher zu sein, Besserung, dauerhafte Besserung zu erzielen.

Du indessen mein Lieber, fahre fort in deinen Briefen die nötigen Lehren und Ermahnungen zu geben. Mit erstem Tag erwarte ich nun deine Rede, von der ich mir so viel Gutes verspreche. Lebe wohl!

Z.-St. 250. Escher an Füßli. 23. IV. 1763.

Letzten Mitwochen hielt ich deine Rede, und dem Anschein nach mit dem besten Erfolg. Ich hatte sie noch ein wenig genauer nach den gegenwärtigen Umständen eingerichtet und ich nahm ganz den Ernst eines Bußpredigers an mich. Alles geriet in Bewegung; Werdmüller ward ganz Bestürzung, als ich von der goldenen Uhr anfieng . . . .

172.

Die Folgen des Excesses ließen nicht auf sich warten. Ohne Vorwissen Bodmers gingen die Strengsittlichen zu Werke und verschmähten nicht, zur geheimen Anzeige an die Staatsgewalt zu greifen, deren Druck sie doch zu mildern gedachten. Die Sache gelangte in der That als vertrauliches Traktandum vor die oberste Sittenverwaltung, die Reformationskammer. Es wurde aber für klug befunden, die Sünder als Söhne angesehener Geschlechter und als übrigens begabte junge Männer zur gütlich-mündlichen Ermahnung zu ziehen, in der Weise, daß jedem Reformationsherrn eine oder zwei Personen im Stillen zur zweckdienlichen stillen Erledigung überwiesen wurden.

172 f.

Erwartungsvoll durchschritt er die leeren Gassen, welche von der Bevölkerung der strengen Sonntagsfeier wegen gemieden waren; nur eine beträchtliche Zahl schwerer Pastetenkörbe kreuzte an der Hand der Bedienten auf den stillen Straßen, Plätzen und Brücken, gleich ernsten holländischen Orlogschiffen.

Z.-St. 279. Aus einer Abhandlung der helvetischen Gesellschaft.

Es ist einmal bei vielen ausgemacht, daß die Anklage eines erlauchten Bösewichts, Rebellion seie, besonders wenn der Ankläger schwach ist, daß der Angriff einer oberkeitlichen Person eine Verletzung der Würde seie, die er bekleidet, oder daß Unbarmherzigkeit, Neid, Rachgier oder Eitelkeit den Ankläger antreibe. In summa, man sucht den Grund von dergleichen Handlungen in den Quellen, aus welchen man täglich seine eignen schöpft. Und doch es war eine Zeit und Cato lebte in derselben, wo der Name eines Anklägers ehrwürdig war, wo er zum Wesen eines guten Bürgers gehörte, wo man ihn nicht mit dem gehäßigen Namen eines delator's vermischte.

Z.-St. 416. Bodmer an Sulzer. 4. IX. 1765.

In Winterthur ist mehr Pracht als in Zürich. Junge Leute von da haben mit Diamanten mitten in unserer Stadt groß gethan. Doctor Hirzel hat dem Schultheiß gedroht, daß man genötigt sein würde, sie für hiesige Reformationskammer zu laden . . . .

Z.-St. 144. Aus einer Schrift Dr. Hirzels über Blarer v. Wartensee.

Die beschriebenen Einschränkungen der Gewalt der Obern bringen in die Ausübung ihrer Regierungspflichten eine außerordentliche Gelindheit und Sanftmut. Die Bestrafungen der Obrigkeit sind mehr väterliche Erinnerungen als eigentliche Strafen.

Z.-St. 11. Aus dem „Großen Mandat" von 1744.

„. . . . zumahlen auch alle und jede, es seien Manns- oder Weibspersohnen, Kinder, Knecht oder Mägd, welche während den Sonntäglichen Predigten ohne erhebliche Ursach auf der Gaß angetroffen werden, für das erste Mal um drei Pfund gebüßet . . . werden.

Z.-St. 10, ebenda.

. . . . . sodann [verbieten wir] auch das in Schwang gekommene unanständige Herum tragen der Spanischbroden und Küchlenen an einem Sonntag vor vollendeter Abend-Predigt, dadurch dann, etwann

173.

Sie präsentierte sich anmutsvoll vor ihm, und er sah, daß sie ein straffes Seidenkleid, schöne Spitzen und ein mit blitzenden Steinen besetztes Halsband trug.

„Das geschieht," sagte sie, „damit die Herren sich nicht vor mir zu schämen brauchen, wenn sie abgekanzelt zu Tisch kommen! Auf Wiedersehen!" Damit verschwand sie wieder so rasch, wie sie erschienen war. In den Mandaten war wirklich den Frauen alles verboten, was Figura am schlanken Leibe trug.

174.

Jetzt erwachte aber auch seine gute Laune, und er wurde so lustig und unterhaltsam mit tausend Einfällen, daß Figuras silbernes Gelächter fast ohne Aufhören ertönte und sie vor lauter Aufmerksamkeit keine Zeit mehr fand, einige Witze zu machen.

174 f.

Nur der Ratsherr löste ihn zuweilen ab, wenn er aus seiner längeren Erfahrung treffliche Schwänke zum besten gab, vorzugsweise charakteristische Vorfälle aus dem Amtsleben und dem beschränkten und doch stets so leidenschaftlichen Treiben der Geistlichkeit. Auch die tiefen Einwirkungen der Hausfrauen in Rat und Kirche traten in komischen Beispielen an das Licht, und man merkte wohl, daß der Reformationsherr seinen Voltaire nicht ungelesen ließ.

„Herr Landolt", rief Figura beinahe leidenschaftlich, „wir zwei wollen nie heiraten, damit uns solche Schmach nicht widerfahre! Die Hand drauf!"

Und sie hielt ihm die Hand hin, welche Salomon rasch ergriff und schüttelte.

„Es bleibt dabei!" sagte er lachend, jedoch mit Herzklopfen;

leider! der Gottesdienst verseumet, und der Tag des HErrn unverantwortlich entheiliget wird, bei fünffund zwanzig Pfund unabläßlicher Buß.

Z.-St. 12 f., ebenda.

Sodann ist fehrner Unser ernstlicher Will, daß für alle und jede Weibs-Persohnen, und bey allen vorkommenden Anläßen es bei dem Tragen des wollenen und baumwollenen Zeugs (worvon aber alles Tuch, aussert dem schwartzen und rothen, so auch die kostbare Persienne ausbedungen und fehrner abgekennt ist, deßgleichen die halb- und florettseidenen Stoffen) auch für das künfftige sein erlaubtes Verbleiben haben, bey denen seidenen Kleidungen aber der Brocard und alle Gattungen vielfärbigen brochirten Taffets und andern solcherley seidenen Zeugs bey funfzig Pf. Buß gänzlich verbotten seyn sollen.

Dann verbieten wir auch fürter alles Ernstes das Tragen aller Perlen, Edelgesteinen, Carniöl, auch alle Gattungen anderer gut- und falscher Steinen und Glaßflüssen.

H. 215 f.

In allen Gesellschaften war Landolt willkommen. Seine bloße Erscheinung verbreitete schon Heiterkeit in jedem Kreise; denn man wußte zum voraus, daß er bald der Unterhaltung irgend eine unerwartete Wendung geben würde. Gewöhnlich hielt er sich im Anfang still, beobachtete und hörte gelassen zu, wie die Zeit- und Tagesgeschichte oder was sonst auf die Bahn kam, verhandelt wurde. . . . . .

Befand er sich in ganz gemütlichen Umgebungen, unter welchen er warm wurde, seine muntere Laune erwachte und sich entfaltete, dann war er unerschöpflich an Einfällen, Glossen und Anekdoten.

Z.-St. 18 f. Anonyme Quelle von 1740.

Ganz unheilbar ist das Uebel geworden, seitdem vor ein Paar Jahren unsere galanten Frauen ihre Stärke und hinwieder die Schwäche ihrer Männer geprüft und bewährt erfunden. Da man nämlich A. 1738 eine obrigkeitliche Verfügung wegen der damals überall gangbar gewordenen Reif- oder Fischbeinröcken vor nöthigerachtet, und solche nach dreymaligem Anzug, und drey aufgenommenen Mehren. vollkommen abgekannt und ab offener Kanzel verlesen worden — scheute man sich nicht, diesem Verbot schnöd zu widerstreben, den Gebrauch der gemeldten Mode halsstarrig zu behaupten, und durch Vorspieglung eines scheinbaren Nutzens und Anstands derselben zu beschönigen, und, was das erbaulichste war, wurde man in dieser Widersetzlichkeit von einigen Rathsgliedern selber so gut unterstützt, daß es neulich durch allerley Handgriffe und Intriguen unsern Weibern

denn er dachte das Gegenteil und nahm die Worte des schönen Mädchens für eine Art von verkapptem Entgegenkommen oder Aufmunterung. Auch der Ratsherr lachte, wurde aber gleich wehmütig, als die Kirchenglocken sich hören ließen und das erste Zeichen zur Nachmittagspredigt anschlugen.

175.

„Schon wieder diese Mandate!“ rief er; es war nämlich auch verboten, die Mittagsmahlzeiten in den Familien über den Gottesdienst auszudehnen, und es war unversehens zwei Uhr geworden.

175.

Bald erschien er wieder im schwarzen Talar, den weißen Mühlsteinkragen um den Hals und den konischen Hut auf dem Kopf.

176.

Als noch ein Stündlein verflossen war und der Abend nahte, schlug der Ratsherr den beiden Gesellen vor, sich nach der Promenade im Schützenplatze zu begeben, wo längs den zwei Flüssen, die denselben einfassen, die schönen Baumalleen stehen.

„Dort geht jetzt,“ sagte er, „der edle Bodmer spazieren, umgeben von Freunden und Schülern, und spricht treffliche Worte, die zu hören Gewinn ist. Wenn wir uns ihm anschließen, so stellen wir unsere Reputation allerseits wieder her;

beyderley Geschlechts gelungen, über das Gesetz und seine Vollzieher den ärgerlichsten Sieg davon zu tragen. Die Satzung ward zwar nicht abgeschafft, aber über ihre Uebertretung durch die Finger gesehen. Da konnte man mit Cato ausrufen: Wir herrschen über alles, aber die Weiber über uns!

Z.-St. 10. Aus dem „Großen Mandat."

Nebst deme auch sonderbahr verbotten seyn solle das neuerdingen unter den Gesellschafften aufgekommene halten der Mittag-Mahlzeiten und Visiten-machen vor- und in währender Abendpredigt.

Z.-St. 13 f. ebenda.

Allen und jeden Manns-Persohnen befehlen Wir, daß solche in Kirchen, burgerliche Bötter [Aufgeboten] und für die Tribunalien schwarze Mäntel und glatte Krägen, auch an den hohen Festen, sowohl in der Frantzösisch- als Teutschen Kirchen und bey dem heiligen Tauff Leidhüt, diejenige aber, so des Grossen Raths sind, bey dergleichen heiligen Anläsen und anderen solennen Tagen, die dicken Krägen tragen.

Z.-St. 690. Bodmer an Zellweger in Trogen.

Seitdem ich Wieland nicht mehr bei mir habe, so habe mir eine Freude gemacht, daß ich meinen Studenten beinahe alle Tage ein paar Stunden privatim lese. Ich habe so Spaldings Abhandlung von der Bestimmung des Menschen absolviert und bin mit dem Esprit des lois bis in die Mitte des 2ten tome gekommen. Das geschieht nachmittag von 1—3 Uhr; vormittags habe ich insgemein etwas componiert oder gelesen. Gegen 4 Uhr gieng ich insgemein zu Hr. Chorh. Breit. und mit ihm à 5 Uhr in den Musenplatz, wo wir an der Limat und an der Sihl spazierten. Gewöhnlich treffen wir da Hr. Canon. Zimmermann an. Hr. Wieland war vielmal bei uns, und einige Male spazierte er ebendaselbst mit seiner Dame und einer von ihren Freundinnen, in deren Haus er seine Lehrzimmer hat. Also vergieng der Sommer nicht unangenehm. —

M. 209.

[Bodmer war] an schönen Abenden täglich mit Breitinger und Zimmermann in der anmutigen Einsamkeit des Sihlhölzchens oder unter den Linden an der Limmat zu finden, wo auch jüngere Freunde sich anschließen durften, sodaß jene Stellen auf lange Zeit die geweihten Stätten für die schönen Geister Zürichs wurden.

176 ff.

indessen mag Figura ihre Sonntagsgespielinnen aufsuchen, die übungsgemäß am gleichen Orte lustwandeln, ehe sie die eingemachten Kirschen essen, mit denen sie sich in unschuldiger Weise bewirten."

Diesen Ratschlag ausführend, gingen die Männer nach der genannten Promenade, auf welcher sich verschiedene Gesellschaften als geschlossene Körper auf und nieder bewegten. Darunter befand sich in der That Bodmer mit seinem Gefolge und besprach im Gehen den Unterschied zwischen Ideal und Wirklichkeit, zwischen der Republik Platos und einer schweizerischen Stadtrepublik, wobei er auf alle möglichen Vorgänge zu sprechen kam und allerhand Dummheiten und Unzukömmlichkeiten mit unverkennbaren Seitenhieben bezeichnete.

Die Herren Leu und Landolt schlossen sich nach gehöriger Bekomplimentierung dem Bodmerschen Zuge an und spazierten mit demselben weiter. Salomon Landolt war mit seinem lebhaften Wesen, und überdies nicht von der größten Aufmerksamkeit erfüllt, bald einige Schritte voraus, während Bodmer zum Thema einer öffentlichen Erziehung nach bestimmten Staatsgrundsätzen überging.

Einer Gesellschaft junger Damen, die jetzt von einer Seitenallee her über die Hauptallee spazierte, ging in ähnlich ungeduldiger Weise Figura Leu voran; Landolt machte seinen tiefsten Bückling, und alle Herren hinter ihm zogen ebenfalls ihre dreieckigen Hüte und machten ihre Komplimente, daß alle Degen hinten in die Höhe stiegen; Figura verneigte sich mit unnachahmlichem Ernste und mit großen Ceremonien, und alle Demoiselles hinter ihr, an die zwanzig Gespielinnen, thaten es ihr nach.

Als Bodmer ein Schulwerk Basedows kritisierte, kam der Damenzug, diesmal in gerader Richtung, abermals entgegen und es erfolgte in gleicher Weise die Begrüßung, die noch länger andauerte, bis alle vorbei waren. Uebergehend zum Nutzen der Schaubühnen, die Bodmer nicht ohne Anspielungen auf seine eigenen dramatischen Versuche ab-

W.

Solange unsere öffentlichen Spaziergänge nur noch durch die Anmut ihrer Lage und erhabene Einfalt den Weisen im einfachen Gewand herlockte, noch ehe sie künstlicher verziert waren, besuchte Bodmer sie an jedem schönen Sommerabend, und da war es eine Seelenfreude, den Schwarm von jungen Leuten von allen Altern ihm nachfolgen, sich zu ihm drängen zu sehen, damit sie aus der weisen aber heitern Laune, der er sich da . . . überließ, lehrreiches Vergnügen schöpfen konnten.

D. III. Teil. 10. Discurs.

Der engelländische „Zuschauer“ [spectator] hat viele Blätter von dem ersten Teile seines Werkes gewidmet, dem Publico Nachricht von unterschiedenen curiösen Coterien oder kleinen Gesellschaften zu geben . . .

Ich erinnere mich nicht, daß unser Engelländer von einer Coterie geredet habe, die allein aus Frauenzimmer bestehet; in unserer Stadt giebet es derselben eine Menge, bei denen ein moralischer Nouvellist seltzame Curiositeten zu beobachten findet.

Alle diese Coterien von Damen haben ihre ordinäre Zusammenkünfte auf den Sonntag als den ersten Tag der Woche bestimmet; sie gehen niemalen zusammen, sie haben dann zuvor die heilige Predigt angehöret und dem öffentlichen Gottesdienste beigewohnet. Wenn derselbe vollendet ist, stellen sie sich vor den Kirchentüren auf unterschiedene Plätze des Kirchhofes, oder sie nehmen die vornehmsten Päsſe ein, die von denselben in die übrigen Teile der Stadt führen . . . .

Andere Coterien haben ihren Ursprung von einem guten Bier oder von einem süßen Wein, oder von einem gewissen Gerichte gewonnen, für welche eine Anzahl Leute einen gleichen Appetit gehabt und sich hernach cotieret hat, ein solches Getränk oder ein solches Gericht miteinander zu genießen: aber unsere Frauencoterien haben einen edleren Ursprung und werden allein mit Deliberationen zugebracht, welche über die allgemeinen Angelegenheiten der Stadt zusammengetragen werden . . . . .

Ich muß nun zum Ruhme derjenigen Coterie, welche auf dem Fraumünsterhofe vor des Goldschmieds Laden ihre Wacht hat, bekennen, daß sie einen Knickfuß nicht unartig zu machen weiß, und sich mit einer großen Geschwindigkeit neiget, so oft derselben eine galante Truppe von jungen Herren präsentieret: und ich habe Blicke davon ausgehen gesehen, die mich sehr geheimnißreich bedünkt haben; aber ich bin nicht so unbescheiden, daß ich unter die Leute bringe, was ich davon verstanden habe. Die Coterie, die zunächst an derselben Stand hält ist

handelte, wurde er wiederum durch den nämlichen ceremoniellen Vorgang unterbrochen, so daß man aus dem Hüteschwingen und Verbeugen nicht herauskam, fast zum Verdrusse des würdigen Altmeisters.

Freilich lag die Schuld einigermaßen an Salomon Landolt, der als Jäger und Soldat die Bewegungen des feindlichen Corps stets im Auge zu behalten verstand, und die gelehrten Herren, ohne daß sie es merkten, die Wege einschlagen ließ, welche zu den wiederholten Begegnungen führten. Figura griff aber jedesmal so pünktlich und zuverlässig mit ihren ungeheuren Knicksen ein, daß er es nicht bereute. Auch dünkte ihn dieser Tag, als er vollbracht war, der schönste, den er bis jetzt erlebt hatte.

178 f.

Eines Tages jedoch kam das Verhältnis zum Austrag. Salomon Geßner, der Dichter, hatte, da der Sommer begonnen, seine Amtswohnung im Sihlwalde bezogen, dessen Oberaufsicht ihm von seinen Mitbürgern übertragen worden war. Ob er das Amt wirklich selbst verwaltete, ist nicht mehr erfindlich; so viel ist gewiß, daß er in jenem Sommerhause dichtete und malte und sich mit den Freunden lustig machte, die ihn häufig besuchten.

schon ernsthafter; ihre Blicke sind stumm und ihre Gebärden fallen ohne Bedacht, wie sie der Wind drehet. Es wird auch befremden, daß eine Coterie um die Revier des Hospitals gegen das Niederdorf stabiliert ist, welche die Komplimente auf die Art schneidet, wie sie Valiska in dem Herkules und Thusnelda in dem Arminius tut.

Ich habe die Beschreibung dieser Coterien der löblichen Gesellschaft der Malerinnen zur Zensur übergeben; sie gab mir ihr Urteil darüber nicht anderst als daß sie mich mit einer lächelnden Mine bat, ich sollte nicht vergessen, die Anmerkung an das Ende beizufügen, daß die jungen Menschen von meinem Geschlechte an den Sonntagen ebenfalls ihre bestimmte Coterien haben, welche von denen weiblichen Coterien in keinem Stücke sonderlich unterscheiden sind, als daß sie keinen fixierten Ort haben, da sie stehen, sondern allein zwischen den Coterien der Jungfern vorbeispazieren. Man könnte sie die Peripathetischen nennen (erwähnte Galathe, die wohl studiert hat), wie sich weiland die Studenten des Aristoteles genannt, die im Spazierengehen philosophiert haben; diese neuen Philosophi lassen ihre Glückseligkeit darauf beruhen, daß sie im Vorbeigehen von den Damen einen Knickfuß oder einen sinnreichen Blick erhalten.

Holbein[=Bodmer].

Ho. 138 f.

Den Sommer brachte er [Geßner] in frühern Zeiten auf einem angenehmen Landhause zu, welches er sich in einer reizenden Gegend, unterhalb der Stadt, nahe bei der Limmat gemiethet hatte. In den letztern Jahren bezog er eine einfache, aber bequeme Wohnung, mitten im Sihlwalde, dessen Oberaufsicht ihm übergeben war. Sie liegt in einem kleinen romantischen Thale, durch welches die Sihl an schrofigten Felsenwänden vorbeirauscht, deren Scheitel mit hohen Fichtenwäldern bekränzt ist. Dahin folgten ihm seine Freunde nach, und lebten mit ihm goldene Tage.

H. 254 f.

Landolt unterhielt beständigen und freundschaftlichen Umgang mit allen Künstlern seiner Vaterstadt, fand sich fleißig bei denselben ein und sah sie auch gern an seiner Staffelei, um aus ihren Bemerkungen über seine Arbeiten Unterricht zu schöpfen, indem er jedes Motiv vielseitig mit ihnen besprach und jede Belehrung, wenn sie mit Gründen belegt und sachkundig vorgetragen wurde, dankbar annahm.

Mit dem wackern Wüest war er noch aus den Knabenjahren vertraut; war ein Hausfreund Salomon Geßners, bei dem er manchen herrlichen Tag im Sihlwalde zubrachte, und welcher ihn immer wieder

179.

Dieser neue Salomo, der in unsern Geschichten erscheint, stand dazumal in der Blüte seines Lebens und eines Ruhmes, der sich bereits über alle Länder verbreitet hatte; was von diesem Ruhme verdient und gerecht war, trug er mit der Anspruchslosigkeit und Liebenswürdigkeit, die nur solchen Menschen eigen sind, die wirklich etwas können.

179.

Geßners idyllische Dichtungen sind durchaus keine schwächlichen und nichtssagenden Gebilde, sondern innerhalb ihrer Zeit, über die keiner hinaus kann, der nicht ein Heros ist, fertige und stilvolle kleine Kunstwerke. Wir sehen sie jetzt kaum mehr an und bedenken nicht, was man in fünfzig Jahren von alledem sagen wird, was jetzt täglich entsteht. Sei dem wie ihm wolle, so war die Luft um den Mann, wenn er in seiner Waldwohnung saß, eine recht poetische und künstlerische, und sein mehrseitiges fröhliches Können, verbunden mit seinem unbefangenen Humor, erregte stets goldene Heiterkeit. Sowohl seine eigenen Radierungen als die von Zingg und Kolbe nach seinen Gemälden gestochenen Blätter werden in hundert Jahren erst recht eine gesuchte Ware in den Kupferstichkabinetten sein, während wir sie jetzt für wenige Batzen einander zuschleudern.

An einer Porzellanfabrik beteiligt, hatte er mit leichter Hand versucht, in Bemalung der Gefäße selbst voranzugehen und nach kurzer Uebung die Ausschmückung eines stattlichen Theegeschirrs übernommen und zum Gelingen gebracht.

179 f.

Das zierliche Werk sollte nun im Sihlwalde eingeweiht werden; Freunde und Freundinnen waren zu der kleinen Feier geladen und der Tisch am Ufer des Flusses unter den schönsten Ahornbäumen gedeckt, hinter denen die grüne Berghalde, Kronen über Kronen, zu dem blauen Sommerhimmel emporstieg.

Auf dem blendendweißen, mit Ornamenten durchwobenen Tischtuch aber standen die Kannen, Tassen, Teller und Schüsseln, bedeckt mit hundert kleinern und größern Bildwerklein, von denen jedes eine Erfindung, eine Idyllion, ein Sinngedicht war, und der Reiz bestand

für die Kunst begeisterte, wenn er dieselbe zuweilen über andern Dingen vernachlässigt hatte.

Ho. 136.

Es versteht sich von selbst, daß ein Mann von dem bisher beschriebenen Charakter zu seinen übrigen Verdiensten auch die Bescheidenheit zählte: eine Tugend, welche von wahrer Größe selten, von der Weisheit niemals getrennt ist. Geßner besaß sie in einem außerordentlichen Grade. Wer ihn nicht kannte, der konnte Wochen und Monate lang mit ihm umgehen, ohne auf einen Schriftsteller, geschweige auf einen von allen Großen gefeierten, von allen Nationen gelesenen und bewunderten Schriftsteller zu rathen.

Ho. 118.

Von dem artistischen Werthe seiner Gemälde und Zeichnungen zu reden, ist nicht meine Sache. Man hat seine Figuren verschiedentlich getadelt, und er selber war damit nicht ganz zufrieden .... Wie dem allem sein mag, so ist, wie ich denke, darüber nur eine Stimme, daß in seinen Gemählden, wie in seinen Gedichten, ein Geist herrscht, welcher einzig und unnachahmlich ist. In beiden erscheint er als der glückliche Maler der Natur, und als der Liebling zweier Musen, deren Einfluß in seinem Werke gleich sichtbar ist.

Z.-St. 418 f. Bodmer an Sulzer. 4. IX. 1765.

Die Porcellain-Fabrik hier, in der unser Geßner associert ist, wird immer vollkommener. Sie nimmt sich in der Form der Gefäße und in den Zeichnungen aus. Diese sind größtentheils von dem Poeten Abels, und er würdigt sie seinen Namen darauf zu setzen. Ich denke, diese Stücke werden einmal um deßwillen gesucht werden. Schade, daß man nicht von jedem Stück Editionen machen kann.

Z.-St. 419. Bodmer an Sulzer. 18. IX. 1765.

Nach dem Cafe gehen wir zu Breitinger; bei ihm sehen wir einen östreichischen Ritter Hr. Riegger, der neulich Professor in jure civili auf der Universität Fryburg im Brisgau geworden..... Von da gehen wir unsers Theologi Ulrichs Disputation de cantu veterum zu hören; ein vermischtes Gewäsch, das Sie lesen sollen und lachen. Dann zu Geßner. Ich gebe ihm den Einfall, seinen Abel oder den Hudibras in Porcellain vorzustellen. Er zeichnet auf Porcellain wie auf Kupfer.

Nach Tisch gehen die andern nach Rüschlikon die Porcellainfabrik

darin, daß alle diese Dinge, Nymphen, Satyrn, Hirten, Kinder, Landschaften und Blumenwerk mit leichter und sicherer Hand hingeworfen waren und jedes an seinem rechten Platz erschien, nicht als die Arbeit eines Fabrikmalers, sondern als diejenige eines spielenden Künstlers.

180.

Schon saß Herr Geßner wieder im Anschauen dieses Spieles verloren, als der erste Wagen mit den erwarteten Gästen anlangte. In ihm saß der weise Bodmer, der zürcherische Cicero, wie ihn Sulzer zu nennen pflegte .....

181.

Dem ruhigern Gespräche, das hiebei Raum gewann, wurde Nahrung gegeben durch einen jener Enthusiasten, die alles Persönliche hervorzerren müssen. Derselbe hatte schon die neuesten Ereignisse des Geßnerschen Lebens aufgestöbert, vielleicht nicht ohne Wegeleitung der trefflichen Gattin. Es waren verschiedene Briefe aus Paris gekommen. Rousseau schrieb Herrn Huber, einem Uebersetzer Geßners, die schmeichelhaftesten Dinge über letzteren, und wie er dessen Werke nicht mehr aus der Hand lege. Diderot wünschte sogar, einige seiner Erzählungen mit den neuesten Idyllen Geßners in einem Bande gemeinschaftlich erscheinen zu lassen. Daß Rousseau für den idealen Naturzustand jener idyllischen Welt schwärmte, war am Ende nichts Wunderbares; daß aber der große Realist und Encyklopädist nach dem Vergnügen strebte, mit dem harmlosen Idyllendichter Arm in Arm aufzutreten, erschien als die erdenklich wichtigste Ergänzung des Lobes und gab zum Verdrusse Geßners Anlaß zu den breitesten Erörterungen.

zu sehen. Ich gehe in die Versammlung der politischen Gerber, unter welchen das Problem aufgelöst wird: da die Reformation des Glaubens so viel Uebles gestiftet hat, ist sie nicht selbst ein Uebel?

Z.-St. 421. Sulzer an Bodmer. 17. IX. 1765.

Ich halte es für eben so möglich, Zürich durch ein Triumvirat rechtschaffener Häupter der Familien zu heilen, als es möglich war, Rom durch ein Triumvirat böser Männer zu Grunde zu richten. Sie hätten den Vortheil, daß der Zürchersche Cicero, denn für diesen mein Theurester! habe ich Sie schon lange gehalten — sich zu ihm schlagen würde, das den Römischen Cicero gegen sich hatte.

Ho. 95 ff.

In Paris ward es bereits unter den Vornehmen Mode, Deutsch zu lernen. Herr Huber, ein geborner Deutscher, hatte sich daselbst niedergelassen, und erteilte in dieser Sprache mehrern Hofdamen, und einigen Männern vom ersten Range Unterricht. Er war ein Mann von Kenntnissen und richtigem Geschmacke, stand mit Rousseau, Diderot, Grimm und andern merkwürdigen Gelehrten in Verbindung, und schien dazu prädestiniert, die Franzosen zuerst mit Geßner bekannt zu machen .....

Herr Huber übersetzte zuerst den Tod Abels .....

Durch den Erfolg seines ersten Versuches aufgemuntert, übernahm Herr Huber nun auch die Uebersetzung der Idyllen .... Die Aufnahme entsprach der Erwartung vollkommen ..... Rousseau war entzückt. „Ihr Geßner, (so schrieb er aus seiner Einsamkeit zu Montmorenci an Herrn Huber) Ihr Geßner ist ein Mann nach meinem Herzen. In einem Anfalle des quälendsten Schmerzens erhielt ich ihren Brief sammt den Idyllen. Nachdem ich jenen gelesen hatte, öffnete ich nachläßig das Buch, in der Meinung, es sogleich wieder zu schließen. Aber ich schloß es nicht eher, als ich es ganz gelesen hatte, und legte es nur aus der Hand, um es wieder zu lesen. ..."

Bei dieser Gelegenheit [der Herausgabe der französischen Uebersetzung der neuern Idyllen durch Heinrich Meister, einen Zürcher] freute sich Diderot, der Welt einen auffallenden Beweis seiner zärtlichen Freundschaft und Hochschätzung für Geßnern zu geben. Er ließ ihm durch ihren gemeinschaftlichen Freund, Herrn Meister, in den verbindlichsten Ausdrücken den Vorschlag machen, ein Paar von ihm neulich verfertigte Erzählungen zugleich mit den Idyllen herauszugeben. Dieser Vorschlag war so rein von Stolze, als von aller selbstsüchtigen Absicht. Denn Geßner bedurfte es nun schon so wenig,

181 f.

Dadurch aber wurde Bodmer, der Cicero, aus seinem Gleichgewicht geworfen, daß die menschliche Narrheit, die auch dem Weisesten innewohnt, die Oberhand bekam und frei wurde, indem er nun unaufhaltsam und rücksichtslos seine dichterische Seite hervorkehrte. Er erinnerte wehmütig daran, wie er einst mit dem jungen Wieland zusammen in begeisterter Freundschaft, er, der ältere, bewährte, mit dem aufgehenden Jugendgestirn, im Entwerfen vieler heiliger Dichtungen gewetteifert: und wo seien nun jene edelsten Freuden geblieben?

Die hageren Beine übereinandergelegt, im Stuhl zurückgelehnt und wegen der kühleren Waldluft einen leichten grauen Sommerüberwurf malerisch umgeschlagen, gab er sich in lauter Melancholie dem Andenken an jene trüben Erfahrungen hin, da kurz nach einander die seraphischen Jünglinge Klopstock und Wieland, die er nach Zürich gerufen, seine heilige Vaterfreundschaft und poetische Bruderschaft so schnöde getäuscht und hintergangen hatten, der eine, indem er sich zu einer Schar zechender Jugendgenossen schlug und einen erschreckenden Weltsinn bekundete, statt am Messias zu arbeiten; der andere, indem er immer mehr mit allen möglichen Weibern zu verkehren begann und damit endete, der frivolste und liederlichste Verseschmied, nach seiner Ansicht, zu werden, der jemals gelebt, dergestalt, daß Bodmer alle Hände voll zu thun hatte, die Schande und den Kummer mit einer unerschöpflichen Flut von furchtbaren Hexametern in ehrwürdigen Patriarchiden zu bekämpfen.

182.

So kam er dann auf den geprüften Abraham, auf Jakobs Wiederkunft aus Haran, auf die Noachide, die Sündflut, und alle jene Monumente seiner ruhelosen Tätigkeit zu sprechen und rezitierte zahlreiche Glanzstellen aus denselben. Dazwischen flocht er tadelhafte Neuigkeiten ein, die seine allverbreiteten Correspondenzen ergaben, wie z. B. der Rat von Danzig den jungen poesiebeflissenen Bürgern der Stadt den Gebrauch des Hexameters als eines für die bürgerlichen Gelegenheiten unanständigen und aufrührerischen Vehikels verboten habe.

durch Diderot, als Diderot durch Geßner empfohlen zu werden. Es machte ihm herzliche Freude (dieß sind seine eigenen Worte), mit Geßnern in einem Bande zu erscheinen. Geßner nahm diesen Vorschlag mit eben den Empfindungen auf, mit welchen er gemacht war. Die Idyllen und Erzählungen begleiteten einander in beiden Sprachen, und erschienen im Jahre 1772.

Z.-St. 487. Bodmer an Heß. 11. VII. 1750.

Aus Klopstock's Brief erhellet, daß er an dem Tag, da wir im Sihlwald so viel von ihm geplaudert haben, mit seinen Gedanken und Reden eben so nahe bei uns gewesen ist.

Z.-St. 451. Bodmer an Sulzer. 21. X. 1777.

Doch ich habe auch etwas Christlicheres gemacht — „den Vater der Gläubigen." Mit diesem Stück sollt' ich meine poetische Bahn beschlossen haben, daß man nicht von mir sagte, wie von Wieland: er habe mit Abraham angefangen und mit dem Zaum des Maulthiers aufgehört. Der Morgenstern Lucifer ist nicht tiefer gefallen.

[Die Pose Bodmers vergleiche man mit Me. S. 177 des Anhanges.]

Z.-St. 469. Bodmer an Schinz. 10. XII. 1765.

Die deutschen sind in einem Liederschwindel begriffen, aus welchem sie die Messiade nicht aufgeweckt hat, die Noachide kann es desto weniger, weil sie aus den Alpen kömmt, und Hexameter sind noch an vilen Orten ein unfug. Neulich war ein braver junger Mann aus Danzig bey mir, der mir erzählte, daß er und andere in Danzig Gelegenheitsgedichte in Hexametern druken lassen, welche ihren gnädigen Herren so anstößig und aufrührisch vorgekommen, daß sie den Drukern verboten dergleichen zu druken.

182 f.

Auch beschrieb er mit maliziösem Lächeln als Charakteristikum moderner Freundschaft, wie er einen Freund und Pfarrer vom Erscheinen eines feindlichschlechten Spottgedichtes auf ihn, betitelt „Bodmerias", vertraute Mitteilung gemacht; wie der Freund sich darüber entrüstet gezeigt, daß man das Vergnügen an den unsterblichen Bodmerischen Werken auf so boshafte und widrige Art zu stören wage; hoffentlich werde solche Bübereien kein ehrbarer Mensch lesen, alles mit mehrerem; wie aber der lüsterne Geistliche mit der Anfrage geschlossen, ob er ihm diese Bodmerias nicht auf einen Tag verschaffen könne, da nach überwundenem Verdrusse das Divertissement an denen so werten Poesien sich unzweifelhaft verdoppeln werde!

183.

Die Anwesenden lächelten ergötzt über den neugierigen Pfarrer, den sie errieten. Bodmer aber ließ in höherer Erregung seinen Ueberwurf auf die Hüften sinken, sich vorbeugend, daß er einem römischen Senator gleich sah, und rief:

„Dafür geht er auch der Erwähnungsstelle verloren, die ich ihm in der neuen Auflage der Noachide bestimmt hatte; denn er hat sich nicht geläutert genug erwiesen, an meiner Hand in die Zukunft hinüber zu schreiten!"

Er führte nun aus, welchen Bewährten unter seinen Freunden er solche Erwähnungsstellen in seinen verschiedenen Epopöen schon gewidmet habe und welchen er diese Vergünstigung noch zuzuwenden gedenke, je nach der Bedeutung des Mannes in größeren oder geringeren Werken, in einer größeren oder kleineren Anzahl von Versen.

Mit scharf prüfendem Auge blickte er um sich und alle schauten vor sich nieder, die einen errötend, die andern erbleichend, alle aber schweigend, da er eine ernste Musterung zu halten schien.

Z.-St. 457. Schinz an Bodmer. 17. X. 1755.

Man muß ein sehr pöbelhaftes Herz haben, man muß gegen die Religion und Tugend nicht nur gleichgültig seyn, sondern sie wirklich hassen, wenn man solche Lästerungen wider Schriften ausstoßet, welche die einige Absicht haben, Religion, Tugend und Menschlichkeit den Menschen liebenswürdig vorzustellen; und dieses noch unter dem schein der Religion thun, ist sie zu einem Deckmantel der Bosheit machen. Aber wozu verführet der Neid und eine falsche Eigenliebe die Menschen. Gott gebe, daß die Nachwelt von ihren, unsers Wielands und Klopstocks Gedichten besser und richtiger denke; das wird ein untrügliches Kennzeichen seyn, daß mehrere dannzumalen die Religion aufrichtiger lieben und gesitteter, vernünftiger und tugendhafter seyn werden. Ich bin nicht geneigt diese neuen Bubereien wider die mir so werthen Poesien zu lesen, sie stören mir nur mein ruhiges und vergnügtes Leben, das ich nebst der Gesellschaft meiner geliebten und dem unschuldigen Lächeln meiner kleinen Dafne, und dem Bestreben meinem Amt zu der Beruhigung meines Gewüssens ein Genügen zu thun; in der Lesung eben dieser Gedichten suche und finde. Doch um auch ein paar unruhige Augenblicke zu haben, damit ich harnach die Ruhe desto sanfter empfinde, so ersuche ich Sie um gütige communication der Bodmerias.

Z.-St. 360 f. Bodmer an Zellweger. 20. IV. 1752.

Sie werden Hr. Zörnlin nicht im Noah finden; man wird mich tadeln, daß ich Philokles [Zellweger in Trogen] in einem Heldengedicht angeführt habe, darum ist auch Breitinger nicht darin. Ich hatte einige Verse, in welchen ich Hessen von Altstätten mit mir in dem Gefilde der ungebornen Seelen eingeführt hatte; aber ich habe sie auf eine andere Auflage gesparet ut invidiam placarem. Sulzers habe ich in Joseph und Zuleiba gedacht. Es dünkt mich doch billig, daß die Leser des Noah wissen, mit wem ich gelebt habe. In einem Gedichte von geringerer Art kann ich noch wohl Zörnlins gedenken .....

183 f.

Allmählich ward seine Stimmung milder; er lehnte sich wieder zurück, der vergangenen Tage gedenkend, und sagte mit weichem Tone, in die grüne Berghalde hinaufblickend:

„Ach, wo ist jene goldene Zeit hin, da mein junger Wieland den Vorbericht zu unsern gemeinsamen Gesängen schrieb und die Worte hinzusetzte: Man hat es vornehmlich unserer göttlichen Religion zuzuschreiben, wenn wir in der moralischen Güte unserer Gedichte etwas mehr als Homere sind?"

184.

In dem Augenblicke, als er wieder abwärts sah, gewahrte er eine seltsame Scene, so daß er plötzlich aufsprang und streng ausrief: „Was macht die Närrin?"

Schon die ganze Zeit über war nämlich Salomon Landolt etwas seitwärts unter den Bäumen für sich auf- und abgegangen, über seine Herzensangelegenheit nachdenkend und erwägend, ob nicht am heutigen Tage etwas Entscheidendes geschehen könnte.

184.

Er trug damals einen ansehnlichen Haarbeutel mit großen Bandschleifen. Figura Leu aber hatte sich im Hause ein kleines Taschenspiegelchen und einen runden Handspiegel verschafft. Das erstere wußte sie ihm, als ob sie an demselben etwas zu ordnen hätte, unbemerkt an dem Haarbeutel zu befestigen, worauf er seinen Spaziergang ruhig fortsetzte. Sogleich aber schritt sie, auf dem Moosboden unhörbar für ihn, mit pantomimistischen Tanzschritten hinter ihm her, auf und nieder, so leicht und zierlich wie eine Grazie, und führte ein allerliebstes Spiel auf, indem sie sich fortwährend in dem Spiegel auf Landolts Rücken und in dem Handspiegel abwechselnd beschaute und zuweilen den Handspiegel und ihren Oberkörper, immer tanzend, so wendete, daß man sah, sie bespiegele sich von allen Seiten zugleich.

Z.-St. 515. Bodmer an Heß. 13. I. 1755.

Ich habe mit ihm eine Sammlung hexametrischer epischer Stücke unter der Presse, etwan 18 Bogen, unter solchen befindet sich das Gesicht von dem Weltgerichte. In sechs Wochen kann sie zu Ende sein.

[Das Zitat ist dem Vorbericht Wielands zur ersten Ausgabe des „Geprüften Abraham entnommen.]

Me. 52 f.

Da saß er im großväterlichen Stuhle beim warmen Kamin ... noch schwebt sein ganzes Bild mir vor. Die erhabene Stirn, das Haupthaar und die dichten überhangenden Augenbrauen, unbeschneit auch im Winter des Alters, das schwarzfunkelnde Auge, die hohe, griechische Nase, sokratische Ironie auf den Lippen, ungeachtet durch die braune Mumienhaut die Beinknochen hervorstachen, gleichwohl nichts weniger als ein lebloses Skelett; in jeder Bewegung der Hand und des Fußes Jugendfeuer und der sprechendste Ausdruck der Seele. — Sonst so freundlich und heiter, so überfließend gesprächig, äußerst fruchtbar an Einfällen und ironischen Witzen, wie er sich dann in dem umgürteten Schlafrock rasch erhob von dem Stuhle, sich auf den Stock lehnte, die Pelzmütze zurückwarf, und mit zürnender Stirn demjenigen unter die Augen trat, der nicht wie er begeistert war bei dem heiligen Namen des Vaterlandes, der Freiheit der menschlichen Rechte.

H. 39.

Ohne je die Schranken strenger Sittlichkeit zu überschreiten, war er [Landolt, in Paris] immer fröhlich und guter Dinge, genoß alle Vergnügungen, die sich ihm darboten, und machte sich und andern manchen Spaß. Den Opernball besuchte er vorzüglich gern maskirt, und er soll einst daselbst mit einem ungeheuern Haarbeutel erschienen sein, auf dem ein Spiegel angebracht war, worin er die Damen sich beschauen ließ und wobei er diese mit seinen komischen und witzigen Einfällen höchlich ergötzte. Seiner Lieblingsfarbe getreu, trug er gewöhnlich ein grünes Galakleid mit einer bescheidenen goldenen Borte, nach damaliger Sitte.

187.

Als aber Figura erschien, forderte der versöhnte Bodmer selbst sie auf, eine Tour mit ihm zu probieren, damit er seine Jugendlichkeit noch darthun könne. Nachher tanzte sie, so oft es ohne auffällig zu werden geschehen konnte, mit Landolt, dem sie zuflüsterte, es müsse das der letzte Tag ihrer Vertraulichkeit sein, da sie nie wisse, wann sie in das unbekannte Land abberufen werde, wo die Geister auf Reisen gehen.

188.

Auf der Fahrt nach der Stadt ritt er an der Seite des Wagens, auf welcher sie saß. Ihr Zünglein stand nicht einen Augenblick still; von einem fruchtbeladenen Kirschbaum, unter dem er weg ritt, brach er rasch einen Zweig voll korallenroter Kirschen und warf ihr denselben auf den Schoß.

Kapitän. 189.

Aus holländischen Kriegsdiensten zurückgekehrt, hauste damals in Zürich ein gewisser Kapitän Gimmel, der von seiner verstorbenen Frau, die eine Holländerin gewesen, eine Tochter mit sich führte und von einem kleinen Vermögen, sowie von seiner Pension in der Art lebte, daß er fast alles für sich allein brauchte.

Dieser Mann war ein arger Trunkenbold und Raufer, der sich besonders auf seine Fechtkunst etwas einbildete und, obgleich keineswegs mehr jung, doch immer mit den jungen Leuten verkehrte; lärmte und Skandal machte.

Z.-St. 427. Bodmer an Sulzer. 6. VI. 1767.

Ich habe doch noch kürzlich Hexameter geschrieben, als ein junger Mensch, der mir lieb war, vor der Zeit ins Todbett kam. Und ich habe Ihnen, wenn ich mich nicht betriege, geschrieben, daß ich in einer Debauche des Geistes Reimen gehascht habe:

Noch ist mir der Kopf nicht schwer
Alt, nicht schwach bin ich;
Wenig nur erquicket mich
Rebensaft, Scherz mehr.

Ueber vier Strophen hab ich's doch nicht ausgehalten. Ich mußte Ihnen dieß sagen, damit Sie nicht dächten, ich wäre versauert. Ich danke der Calliope meine Munterkeit und Ihnen meinen vertrauten Umgang mit Calliope. Ich umarme sie und unser beider Wegelin.

Bodmer.

D. IV. 3.

Ich muß einer Coterie nicht vergessen, weil man glaubte, es seie die Coterie der Maler, die sich im großen Kreuzgang versammelte und von dannen von einem Kirchhofplatz zu dem andern durch die Quer und die Länge der Stadt rollte. Eine Coterie von Damen von der Prediger Kirche hat von dieser Coterie, als sie neben der ihren vorbeimarschierte, die folgenden Worte laut und deutlich aussprechen gehört: „Welche charmante Person, welche Schönheit, die nichts von dem Stolz jener Zauberinnen weiß. Die Freudigkeit und das liebreiche Herz blicken aus ihren Minen hervor." Es ist beobachtet worden, daß in eine weibliche Coterie des Fraumünsterhofes ein Blumenstrauß geworfen worden, der von der schönsten aufgehoben und in den Busen gesteckt worden. [?]

Z.-St. 759. Anonyme Notiz.

1754. Bella, horrida bella! Am Freitag kam Cap. Gimmel besoffen auf den Rüden; risse den Kerzenstock dem Jkr. H. Grebel vor dem Maul weg die Pfeifen anzuzünden, übersudlete ihne mit wüsten Worten; den Jkr. Rtsh. Escher, welche ihne abnehmen wollten, deßgleichen; wollte den Stubenknecht bei Straf der Stockschlägen zum Fenster auswerfen und kein Licht mehr in die Stube bringen lassen; wollte den Jkr. Escher zwingen, Tinten und Feder zu nehmen und des Jkr. Grebels Namen in den Tafeln durchzustreichen; sagte, jeder sollte auch den Hut abziehen, wenn er in die Stuben trete. Er, Hs. von Landenberg, Rh. L. u. d. St. aßen und soffen bei Gen. Escher zu Mittag, da es vermuthlich also concertirt worden. Dies relatirte Jkr. Grebel dem Hr. Bgmst. Escher, welcher den Adjutant mit 4 be-

194 ff.

Da Salomon Landolt noch bei seinen Eltern lebte und von ihnen abhing, konnte er höchstens einen Teil der Summe aufbringen, deren es zur Erlösung Wendelgards bedurfte, weil seine Einmischung verborgen bleiben mußte, wenn er sich die spätere Verbindung mit dem Leichtsinnsphänomen nicht von vorn herein noch mehr erschweren wollte. Dagegen besaß er eine reiche Großmutter, deren Liebling er war und die ihm in allerhand Geldnöten beizustehen pflegte und ein Vergnügen daran fand, es ganz im Geheimen zu thun. Sie hatte dabei die Eigenheit, daß sie heftig gegen jede Verheiratung des Enkels protestierte, so oft etwa von einer solchen die Rede war, indem er, den sie am besten kenne, dadurch nur unglücklich werden und verkümmern würde; denn auch die Weiber, behauptete sie, kenne sie genugsam und wisse wohl, was an ihnen sei. Sie begleitete daher jedesmal ihre Handreichungen und geheimen Vorschüsse mit der vertraulichen Ermahnung, nur ja nicht ans Heiraten zu denken; und wenn er in einer Verlegenheit sich an sie wendete, brauchte er nur eine derartige Anspielung zu machen, um des schnellsten Erfolges sicher zu sein.

Auch jetzt nahm er seine Zuflucht zu der wunderlichen Großmutter und vertraute ihr mit einem verstellten Seufzer, daß er nun doch endlich darauf werde denken müssen, durch eine gute Partie, welche sich zeige, aus der Not und überhaupt in eine unabhängige Stellung zu kommen. Erschreckt nahm sie die Brille ab, durch die sie eben in ihrem Zinsbuche gelesen hatte, und betrachtete den unheilvollen Enkel wie einen Verlorenen, der sein eigenes Haus in Brand zu stecken im Begriffe steht. „Weißt Du, daß ich Dich enterbe, wenn Du heiratest?“ rief sie, selbst entsetzt über diesen Gedanken; „das fehlte mir, daß so ein scharrendes Huhn einst über meine Kasten und Kisten kommt! Und Du? Wie willst Du denn ein Weib ertragen lernen? Wie willst Du es aushalten, wenn z. B. eine den ganzen Tag lügt? oder eine, die über alle Welt lästert, so daß Dein ehrlicher Tisch eine Stätte der Schmähsucht wird, oder eine, die immer etwas ißt, wo sie steht und geht, und dazu klatscht während des Kauens? wie wirst Du dastehen, wenn Du eine hast, die in den Kaufläden mauset, oder die Schulden macht, wie die Gimmlein?“

wehrten Männern auf den Rüden schickte, den Gimmel desarmirt auf das Rathhaus abzuholen, allwo er sammt Grebel, Schneeberger und Escher am Samstag abends vor der Reformation abgehört und das Geschäft vor Rath gewiesen worden (Gimmel hat den Hart. Grebel auf Degen oder Pistolen ausgefordert, welches die Ursach, daß dieser Handel vor Rath gewiesen worden).

S. 208 f.

Auch setzte seine Großmutter aus unbekannten Gründen einen besondern Wert darauf, daß ihr Liebling Salomon sich nicht verheirate. Bei allen Gelegenheiten redete ihm diese zu, sich doch nie die Last aufzubürden, für Frau und Kinder sorgen zu müssen, und unterstützte ihn in allem, was ihn gelüsten mochte, wenn er ihr nur dagegen versprach, die Heiratsgedanken aus dem Sinne zu schlagen. Wenn nun Landolt gern ein neues Pferd gekauft oder sonst sich etwas angeschafft hätte, wozu er gerade kein vorrätiges Geld besaß, pflegte er wohl bei der Großmutter so beiläufig fallen zu lassen, es sei doch nicht gut, wenn der Mensch allein bleibe, man wisse nicht, wie es einem in den alten Tagen ohne Gehülfin noch ergehen könne; er meine doch besser zu tun, wenn er auf eine gute Versorgung bedacht wäre, und dergleichen.

Der Enkel unterdrückte das Lachen über die letzte Species, mit der es die Großmutter so nahe getroffen, und er sagte möglichst ernsthaft: „Wenn es so schlimm steht mit den armen Weiblein, so kann man sie ja umsoweniger sich selbst überlassen und man muß sie heiraten, um zu retten, was zu retten ist!"

Aufs äußerste gebracht, rief die Feindin ihres eigenen Geschlechtes: „Hör' auf, du Gräuel! Was ist's, was brauchst Du?"

„Ich habe tausend Gulden im Spiel verloren, daran fehlen mir sechshundert!"

Die alte Dame setzte ihre Brille wieder auf, riß ihre Gloriahaube vom Kopf, um in ihren kurzen, grauen Haaren zu kratzen, und humpelte an den eingelegten Schreibtisch. Mit Vergnügen sah Landolt hinter der zurückrollenden Klappe die Wunder erscheinen, die dort aufbewahrt wurden und schon seine Kindheit erfreut hatten; eine kleine, silberne Weltkugel; einen Ritter auf einem aus Elfenbein geschnittenen Pferde, der trug eine wirkliche silberne und vergoldete Rüstung, die man abnehmen konnte; der Schild war mit einem Edelsteine geschmückt und die Federn des Helmes emailliert; dann aber, ebenfalls aus Elfenbein kunstreich und fein gearbeitet, ein vier Zoll hohes Skelettchen mit einer silbernen Sense, welches das Tödlein genannt wurde und an dem kein Knöchlein fehlte.

Diesen zierlichen Tod nahm die Alte auf die zitternde Hand und sagte, während das feine Elfenbein kaum hörbar ein wenig klingelte und klapperte: „Sieh her, so sehen Mann und Frau aus, wenn der Spaß vorbei ist! Wer wird denn lieben und heiraten wollen!"

Salomon nahm das Tödlein auch in die Hand und betrachtete es aufmerksam; ein leichter Schauer durchfuhr ihn, als er sich die schöne Gestalt der Wendelgard von einem solchen Gerüste herunterbröckelnd vorstellte; wie er aber an die schnelle Flucht der Zeit und ihre Unwiederbringlichkeit dachte, klopfte ihm das Herz so stark, daß das Gerippchen merklich zitterte, und er warf einen verlangenden Blick auf die Hand der Großmutter, welche jetzt dem stets in einem Fache liegenden Barschatze eine Rolle schöner Doppellouisd'ors enthob und sagte:

„Da sind die tausend Gulden! Nun bleib' mir aber vom Halse mit allen Heiratsgedanken!"

205.

Vorher hatte er den Salomon noch ein letztes Mal gefragt: „Willst Du sie oder nicht?" Der hatte aber ohne Besinnen geantwortet: „Ich halte es mit dem Bibelspruch: „Eure Rede sei Ja, Ja und Nein, Nein! Ich komme nicht mehr auf die Sache zurück!"

S. 209.

Dann erschrak die gute Frau Zunftpflegerin jedesmal und rief: „Schweig mir von dem, Salomon! Alles will ich für dich tun, wenn du mir nur nicht mit einer Frau kommst! Brauchst du etwa Geld? Wie viel mußt du haben?“ Sie eilte dann zum Schrank und gab ihm 6, 8 bis 10 Louisd'or, die Landolt, ohne sein Gewissen zu beschweren, ruhig einstreichen durfte, indem die gute Frau sehr reich war und er zumteil auch wirklich ihr zu Gefallen unverehelicht blieb. Später brauchte er keine Einleitung mehr, wenn er Geld bedurfte, und sagte bloß: „Liebe Frau Großmama, ich muß wieder Futter für meine Frau haben.“

S. 275 f.

Landolt hatte, was viele Menschen, welche ihn nur oberflächlich kannten, kaum glauben möchten, die heilige Schrift oft gelesen, alle ihre Kernsprüche im Gedächtnis behalten und wußte auch in diesem Fache, freilich nach seiner besondern Art, Bescheid zu geben. Vorzüglich erbaute er sich an den kräftigen Episteln des Apostels Paulus.

Grasmücke. 208 f.

Die Pferde aber zu zeichnen ging über ihre Kräfte, weil sie bisher nur in menschlichen Köpfen und Händen sich geübt hatte; letzteres auch nur so so, la la. Es handelte sich also darum, einen Lehrer oder Gehülfen hiefür zu finden; als solcher wurde auf gehaltene Nachfrage Salomon Landolt genannt, welcher in Zürich derweilen der erste Pferdezeichner sei.

210.

Eines Tages überraschte sie ihn mit der geheim ausgearbeiteten Darstellung seiner selbst, wie er in der Jägeruniform auf seinem Ukräner Apfelschimmel saß.

211.

Obgleich er eine entschiedene und energische Künstleraber besaß, hatte er den Stempel des abgeschlossenen, fertigen Künstlers nie erreicht, weil ihm das Leben dazu nicht Zeit ließ und er in bescheidener Sorglosigkeit überdies den Anspruch nicht erhob.

211.

Allein als Dilettant stand er auf einer außerordentlichen Höhe der Selbständigkeit, des ursprünglichen Gedankenreichtums

211.

und des unmittelbaren eigenen Verständnisses der Natur. Und mit dieser Art und Weise verband sich ein keckes, frisches Hervorbringen, das vom Feuer eines immerwährenden con amore im eigentlichsten Sinne beseelt war.

211.

Seine Malkapelle, wie er sie nannte, bot daher einen ungewöhnlich reichhaltigen Anblick an den Wänden und auf den Staffeleien, und so mannigfaltig die Schildereien waren, die sich dem Auge darboten, so leuchtete doch aus allen derselbe kühne und zugleich still harmonische Geist.

211.

Der unablässige Wandel, das Aufglimmen und Verlöschen, Wiederhallen und Verklingen der innerlich ruhigen Natur schienen nur die

H. 256.

Aufkeimende Talente zu ermuntern, gewährte dem für alles Gute und Schöne unaufhörlich thätigen Landolt den nämlichen Genuß, wie die Entwicklung seiner eignen .... der junge, vielversprechende Pferde- und Schlachtenmaler Hans Schinz erinnert sich noch dankbar des tiefen Eindrucks, den Landolts Gemälde und Kunstgespräche auf seine erfindungsreiche Phantasie gemacht. [Vgl. auch H. 82.]

H. 185.

Sein Freund Orelli hatte ihm einst eine Ukrainer-Stute aus Pohlen geschickt, welche sein Liebling, wie ein Hirsch gebildet war, und gleich einem Pfeil mit ihm davonflog.

H. 264.

An Landolts Menschen und Pferden vermißt der Kunstrichter bisweilen die genaue Meisterzeichnung .... Akademische Figuren konnte er freilich keine liefern; dazu hatte er nicht früh, tief und anhaltend genug studiert. Wer aber sein Hauptaugenmerk mehr auf die Poesie der Erfindung, als auf vollkommen schulgerechte Ausführung richtet, wird solche Fehler, die nie hart auffallend sind, nicht allzustrenge rügen.

H. 260.

Landolts Bilder zeugen alle von der schöpferischen Kraft seines Geistes; es giebt derselben keines, das nicht irgend einen neuen Gedanken enthielte.

H. 265.

Er huldigte keiner besondern Schule. Nur die Natur, die er auf seinen täglichen Streifzügen durch Wald und Feld unaufhörlich beobachtete, war seine Meisterin. Alles was er vorstellte, war nach dem Leben aufgefaßt.

H. 263.

Eigentlich charakteristische, wilde Schweizer-Natur in höherm Stil hat Landolt nie gemalt; seine Landschaften sind meistens Reminiszenzen jener sanfteren Gegenden am Rhein, an der Thur und Töß, oder an der Sihl, wo er sich am meisten aufhielt. Alles darin ist in wohltätige Harmonie gebracht; man erkennt an der ganzen Haltung immer die Jahres- und Tageszeit, die er sich dachte.

H. 260.

Eine gewöhnliche Beleuchtung genügte ihm selten; er verstand es meisterhaft, den Eindruck der von ihm dargestellten Szenen durch

wechselnden Akkorde desselben Tonstückes zu sein. Das Morgengrauen der Landschaft, der verglühende Abend,

211.

das Dunkel der Wälder mit den mondbestreiften, tauschweren Spinnweben im Gesträuche der Vorgründe,

211.

der ruhig im Blau schwimmende Vollmond über der Seebucht,

211.

die mit den Nebeln kämpfende Herbstsonne über einem Schilfröhricht,

211 f.

die rote Glut einer Feuersbrunst hinter den Stämmen eines Vorholzes, ein rauchendes Dörflein auf graugrüner Heide, ein blitzzerrissener Wetterhimmel, regengepeitschte Wellenschäume, alles dies erschien wie ein einziges, aber vom Hauche des Lebens zitterndes und bewegtes Wesen, und vor allem als das Ergebnis eines eigenen Sehens und Erfahrens, eine Frucht nächtlicher Wanderungen, rastloser Ritte zu jeder Tageszeit durch Sturm und Regen.

212.

Nun war aber alles das aufs innigste verwachsen und belebt mit einem Geschlecht heftig bewegter und streitbarer, oder einsam streifender, oder flüchtig wie die Wolken über ihnen dahinjagender oder still an der Erde verblutender Menschen.

einen auffallenden Licht-Effekt zu verstärken. Seine Patrullen geraten meistens in des Morgens Zwielicht, oder im letzten Schimmer des Abendrothes an einander.

H. 266.

Selbst Spinnengewebe, die sich bekanntlich nach der Beschaffenheit der Witterung verschieden gestalten, entgiengen seinen rastlos forschenden Blicken nicht, und er brachte sie oft in den Vorgründen seiner Bilder an.

H. 262.

Nicht immer nur über Waffengeklirr oder lautes waidmännisches Getreibe, ebensooft ließ er den Vollmond aufgehen über stille, liebliche Gründe, wo in zauberischem Helldunkel zerstreutes Vieh ruhig weidet; oder über den glatten See, an dessen binsenbekränzten Ufern ein Jäger auf Enten lauert; oder hinter einer bemoosten Kapelle, in deren dämmerndem Raume das ewige Lichtlein glimmt.

H. 263.

Die schwere Aufgabe eines, mit den kümmerlich durchbrechenden Strahlen der Morgensonne im Kampfe begriffenen Herbstnebels, hat er mehrmals befriedigend gelöst.

H. 265 f.

Stundenweit gallopierte er zu einer Feuersbrunst hin, zu rathen, zu helfen, aber dann auch daneben die malerische Wirkung des Brandes zu studieren. In Sturm und Gewitter stand er oft auf seinem Weinberge, sah dem Ziehen der Wolken, dem Kampf der Elemente ruhig und aufmerksam zu, und ließ sich vom Regen gern bis auf die Haut durchnässen, wenn er dabei nur eine neue Färbung der Luft, oder eine ungewohnte Lichterscheinung in der Landschaft aufhaschen konnte.

[Vgl. auch das Folgende:]

H. 260.

Da geht es an ein wildes Schießen, Hauen und Stechen! Gewandtheit und Tapferkeit besiegen entscheidend den schwächern Theil. Flüchtlinge jagen von dannen; Roß und Mann stürzen über einander zusammen. Oft thürmt ein Hochgewitter sich in dunkeln Wolken auf, der Blitz schlägt in eine alte Eiche, oder ein Platzregen treibt die Streitenden auseinander. Zuweilen wird ein wüthendes Gefecht von eines entzündeten Dorfes fürchterlich auflodernden Flammen erleuchtet; die Waffen erglänzen in düster röthlichem Wiederscheine des Brandes. Im Schatten des Vorgrundes hauchen Sterbende, krampfhaft zagend, mitunter noch im Tode drohend, die Seele aus. Alles lebt und wimmelt in solchen Darstellungen, die aber nie bloß Erzeugnisse regel-

212.

Die Reiterpatrouillen des siebenjährigen Krieges, fliehende Kirgisen und Kroaten, fechtende Franzosen, dann wieder ruhige Jäger, Landleute, das heimkehrende Pfluggespann, Hirten auf der Herbstweide,

212.

dazu die von Krieg oder Jagd aufgescheuchten Wald- oder Wasservögel, das grasende Reh und der schleichende Fuchs, sie alle befanden sich immer an dem rechten und einzigen Fleck der Erde, der für ihre Lage paßte.

212

Oft auch erkannte man in dem grauen Schattenmännchen, das mühselig gegen einen Strichregen ankämpfte, unvermutet einen Wohlbekannten, der offenbar zur Strafe für irgend eine Unart hier bildlich durchnäßt wurde; oder man sah eine weibliche Lästerzunge etwa als Nachthexe die Füße in einem Moortümpel abwaschen, der einen Rabenstein bespülte, oder endlich den Maler selbst über eine Anhöhe weg dem Abendrot entgegenreiten, ruhig ein Pfeiflein rauchend.

212 f.

Salomon zeigte und erklärte nun dem Fräulein die Bilder und dazwischen eine Menge anderer Gegenstände, wie Jagdgeräte, Waffen,

loser Einbildungskraft, sondern durchgehends mit Sachkenntnis auf die Beschaffenheit der Gegend berechnet sind.

S. 262 f.

Seine Krieger ziehn mitunter friedlich längs verschonten Feldern ..... In der tiefster Einsamkeit sitzt etwa eine Eule auf dem dürren Ast einer Buche, indes unten ein verspäteter Bothe still vorüberschreitet, oder ein aufgeschreckter Schelm von Fuchs geduckt sich abwärts schleicht.

S. 261.

In frühern Zeiten waren es immer seine geliebten Preußen, welche Landolt den Kampfplatz behaupten ließ. Allein seit dem Revolutionskriege stellte er auch Oestreicher und Russen, mit den Franzosen fechtend, vor. Nicht nur die Uniformen unterscheiden in diesen Schildereien jede Nation; die Gesichter, die individuelle Haltung der Deutschen, der Ungarn, der Tiroler Scharfschützen, der Kirgisen und bärtigen Kosacken, so wie der Franzosen, in ihren charakteristischen Abweichungen nach dem Leben aufgefaßt, sind alle eigenthümlich und unverkennbar, wie ihre Pferdarten.

S. 262.

Auch seine Jagdstücke sind nicht minder planmäßig als reine kriegerischen Bilder angelegt, Jeder Jäger hat darin seinen gut gewählten Posten; das verfolgte Gewild muß dahin sich wenden, wo es von den nachsetzenden Hunden getrieben wird. Ein Schuß, habe er getroffen oder nicht, schreckt im Walde verstecktes Geflügel auf, das sich unerwartet in die Luft emporschwingt, und durch seine Farbe einen dem Auge angenehmen Gegensatz mit dem Hintergrunde bewirkt. Jeder Jagdfreund, wenn er auch von der Kunst weiter nichts verstehen mag, wird von der Wahrheit dieser Vorstellungen ergetzt.

[Den „schleichenden Fuchs“ vgl. oben.]

S. 264.

Viele derselben [Bilder] sind mit Portraiten staffiert, oft mit seinen eignen, und immer erkennt man auf den ersten Blick die Leute, welche der scharfe Beobachter aufs Korn genommen hatte. Satirische Laune schimmert mitunter in solchen Zusammenstellungen durch, welche ihre Wirkung nie verfehlt haben.

[Vgl. auch den Heimritt Landolts von Kloten.]

S. 205 f.

Mit dem Gliedermanne, den er zum Malen brauchte, foppte er, einen ganzen Abend durch, die Gesellschaften, welche, den beiden Ge-

selbstzubereitete Tierskelette u. dergl. Die Gliederpuppe, welche in der Tracht eines roten Husaren in einem Lehnstuhle saß und ein Staffeleibild zu betrachten schien, hatte sie schon beim Eintritt erschreckt und ihr einen schwachen Schrei entlockt;

213.

nachher aber blieb sie still und gab durchaus kein Zeichen der Freude oder des Beifalles, oder auch nur der Neugierde von sich, da ihr diese ganze Welt fremd und unverständlich war. Salomon beachtete das nicht; er bemerkte es nicht einmal, weil er nicht auf Lob und Verwunderung ausging.

213.

Vor einem Flußbilde, auf welchem der Kampf des ersten Frührotes mit dem Scheine des untergehenden Mondes vor sich ging, erzählte Landolt, wie früh er eines Tages habe aufstehen müssen, um diesen Effekt zu belauschen,

213.

wie er denselben aber ohne Hilfe der Maultrommel nicht herausgebracht hätte. Lachend erklärte er die Wirkung solcher Musik, wenn es sich um die Mischung delikater Farbentöne handelt, und er ergriff das kleine Instrumentchen, das auf einem mit tausend Sachen beladenen Tische lag, setzte es an den Mund und entlockte ihm einige zitternde, kaum gehauchte Tongebilde, die bald zu verklingen drohten, bald zart anschwellend ineinander verflossen.

„Sehen Sie,“ rief er, „dies ist jenes Hechtgrau, das in das matte Kupferrot übergeht auf dem Wasser, während der Morgenstern noch ungewöhnlich groß funkelt! Es wird heute in dieser Landschaft regnen, denk' ich!“

schlechtern nach, in zwei verschiedenen Zimmern bei seinen Eltern versammelt waren, indem er die lebensgroße Puppe, als ein alter Herr gekleidet, an einen Ort versetzte, von welchem dessen Gegenwart alle Kommenden verscheuchte, bis endlich sein beharrliches Stillesitzen die Besorgnis erregte, es möchte ein Mitglied der zahlreichen Gesellschaft vom Schlage gerührt worden sein. Die, zuerst mit großer Vorsicht begonnene Untersuchung veranlaßte endlich ein lautes komisches Spektakel, bei welchem die beiden, sonst abgesonderten Gesellschaften, unter schallendem Gelächter zusammentrafen.

H. 258.

Er hatte eine wahrhaft kindliche, von aller Eitelkeit freie Freude an seinen eigenen Schöpfungen und hielt immer sein letztes Gemälde für das beste, weil er sich aller Gründe, warum er dasselbe so und nicht anders gemacht, am lebhaftesten erinnerte.

H. 266 f.

Wenn seine arbeitende Phantasie ihm den Schlaf verscheuchte und er sich nicht lebhaft und wahr genug den Gegensatz eines Wachtfeuers mit dem Mondlichte denken konnte, so weckte er mitten in der Nacht seine Knechte, hieß sie ein Feuer auf der Wiese anzünden, was bei den Nachbarn oft Aufsehen erregte, und betrachtete die Doppelbeleuchtung, bis er diese in allen ihren Abstufungen in sich aufgenommen hatte. . . . .

Man erkennt . . . . in Landolt den Mann, der früh aufsteht, und spät zu Bette gehen kann, wenn es darum zu tun ist, der Natur eines ihrer seltenen Licht- und Schattenspiele abzulauschen.

H. 260.

Landolt spielte zuweilen auch auf der Maultrommel und behauptete, nicht nur in allen musikalischen Lauten, sondern vorzüglich in den feinen Tonschwingungen dieses einfachen Instrumentes eine Verwandtschaft mit den Farbentönen in ihren harmonischen Uebergängen zu ahnen, wodurch ihm die Erfindung angenehmer Abstufungen des Kolorits besonders erleichtert werde.

Als er sich fröhlich nach ihr umsah, entdeckte er wirklich, daß Barbaras Augen schon voll Wasser standen.

214 f.

Es wurde eine Sänfte bestellt, die Tochter hineingepackt, wo sie sofort das Vorhänglein zog, und so begab sich die kleine Karavane, so schnell die Sänftenträger laufen mochten, hinweg, unter Verdruß und Beschämung der Landolt-Familie.

Amsel. 221.

„Ich danke Ihnen für Ihre edle Neigung und für Ihr Vertrauen! Es muß und wird Ihnen gut gehen und besser, als wenn ich auserſehen wäre, Sie zu beglücken!

221.

So wissen Sie denn, daß ich selbst in einer selig-unseligen Leidenschaft gefangen liege, daß ein heißgeliebter Mann mich wieder liebt, ja, daß ich geliebt bin, Ihnen darf ich es sagen!"

Und so erzählte sie mit vielen leidenschaftlich bewegten Worten ihre Liebes- und Leidensgeschichte, daß es in Deutschland geschehen sei und einen Geistlichen betreffe.

223.

Solch' eine Leidenschaft, die sich natürlich bald verrät, hätte nicht in einem so schönen Wesen wohnen müssen, wenn sie nicht entschiedene Gegenliebe finden sollte.

223.

Sie wechselte Briefe mit dem Geliebten, äußerlich ruhig, innen aber von nie ruhender Hoffnung bewegt, die aufs neue mächtig aufflammte, als der junge Priester, der einen großen Herrn begleitete, auf einer Schweizerreise sie zu sehen Gelegenheit fand und selbst in ihrem Hause Zutritt erhielt.

223.

Er liebte und bewunderte ihre Liebe, dergleichen er noch nicht gesehen, wurde sogar für den glücklichen Geliebten eingenommen und

H. 205.

Die Schwägerin eines seiner Freunde wurde im Hause desselben, nach einem langen Wochenbette zum ersten Mahle wieder erwartet. Gegen Mittag sah die am Fenster spähende Familie eine Sänfte herbeitragen. „Da kömmt sie!“ rief der Hausherr freudig aus, stürmte die Treppe hinab, und ihm folgten seine Frau und die versammelten Gäste. Sorgfältig wurde die Sänfte niedergesetzt. . . . . . Mit lächerlichem Grinsen saß Landolts possierlich verkleideter Affe in die Ecke geduckt, und schien ganz beschämt, die Gesellschaft zum Besten gehalten zu haben.

B. I. 334. Johanna Kapp an Keller.

Denken Sie nicht bloß traurig an mich! Wenns mir auch nie gut gehen wird, kann mirs doch besser gehen. Bleiben Sie immer gut unter allen Lebensverhältnissen! Wer so reich an Liebe ist wie Sie, muß das finden, was er begehrt, muß geliebt werden.

B. I. 332. J. Kapp an Keller.

Ich habs Ihnen schon gestern gesagt, daß ich eben so glücklich wie unglücklich, weil getrennt bin aber geliebt! Als ich Ihnen vor acht Tagen meine Gedichte gab, da nahm ich mir innerlich vor, Ihnen nie den Namen dessen zu sagen, in dem mein Wesen aufgegangen. Es schien mir selbst Ihnen gegenüber eine Profanation. Aber heute fühl ich anders.

B. I. 332. J. Kapp an Keller.

Es ist allerdings ein tieftragisches Glück, wenn Augenblicke lange Trennung aufwiegen müssen . . . .

B. I. 333. J. Kapp an Keller.

Erstarren Sie nicht ob den Untiefen, die das Leben hinter anscheinend glücklichen Verhältnissen birgt.

B. I. 396. Keller an J. Kapp.

Bei diesem Anlaß möchte ich Sie bitten, nicht so entschieden resigniert in die Zukunft zu blicken; zwei, drei nächste Jahre können

hielt es für Recht und Pflicht und für eine Ehre, der schönen Aglaja zu helfen.

Der Festtag. 225.

das Zierlichste aber war sein Affe Cocco, welcher, für diesen Tag besonders abgerichtet, als eisgraues Mütterchen gekleidet, auf einem mächtigen Haubenbande die Inschrift trug: Ich bin die Zeit!

228 f.

Der Amtsdiener oder Weibel führte nunmehr ein ländliches Ehepaar herein, welches in großem Unfrieden lebte, ohne daß der Landvogt bis jetzt hatte ermitteln können, auf welcher Seite die Schuld lag, weil sie sich gegenseitig mit Klagen und Anschuldigungen überhäuften und keines verlegen war, auf die grobe Münze des andern Kleingeld genug herauszugeben. Neulich hatte die Frau dem Manne ein Becken voll heißer Mehlsuppe an den Kopf geworfen, so daß er jetzt mit verbrühtem Schädel dastand und bereits ganze Büschel seines Haares herunterfielen, was er mit höchster Unruhe alle Augenblicke prüfte, und es doch gleich wieder bereute, wenn ihm jedesmal ein neuer Wisch in der Hand blieb. Die Frau aber leugnete die That rundweg und behauptete, der Mann habe in seiner tollen Wut die Suppenschüssel für seine Pelzmütze angesehen und sich auf den Kopf stülpen wollen. Der Landvogt, um auf seine Weise einen Ausweg zu finden, ließ die Frau abtreten und sagte hierauf zum Manne: „Ich sehe wohl, daß Du der leidende Teil und ein armer Hiob bist, Hans Jakob, und daß das Unrecht und die Teufelei auf Seiten Deiner Frau sind. Ich werde sie daher am nächsten Sonntag in das Drillhäuschen am Markt setzen lassen, und Du selber sollst sie vor der ganzen Gemeinde herum drehen, bis Dein Herz genug hat und sie gezähmt ist!“ Allein der Bauer erschrak über diesen Spruch und bat den Landvogt angelegentlich, davon abzustehen. Denn wenn seine Frau, sagte er, auch ein böses Weib sei, so sei sie immerhin seine Frau,

solche Veränderungen und Umwälzungen in weiten wie in engeren Verhältnissen hervorbringen, daß viele Rücksichten von selbst schwinden, andere aber zur Seite zu werfen, die erste Pflicht werden kann. Es kann einen solchen Durcheinander geben, daß alles, was sich liebt, fest aneinanderklammern muß, ohne daß die andern deswegen schlimmer dran sind. Nur die Halbheit hat gar keine Zukunft. Legen Sie mir dies nicht als Leichtsinn aus, ich bin eben sehr bekümmert für Sie.

H. 198 f.

Seitdem er sich in Holland den ersten Affen gekauft, hielt er sich viele Jahre lang solche in der Schweiz seltene Tiere, ergetzte sich an ihren possierlichen Streichen, und führte allerlei Späße mit denselben aus. Sein Lieblingsaffe, der Cocco hieß, durfte sich große Freiheiten herausnehmen, wurde aber öfters wegen seinen übertriebenen Unarten gezüchtigt .... Als Cocco, nachdem er viele solche Ausschweifungen begangen, an den Folgen einer Unverdaulichkeit in Greifensee den Geist aufgegeben, verschmähte der Idyllendichter Salomon Geßner nicht, seinen Hinscheid zu feiern.

H. 225.

Als Landvogt und Richter hat Landolt, zumal in seinem freieren Wirkungskreise zu Greifensee, die Eigentümlichkeit seines Geistes am auffallendsten bewährt.

H. 242 f.

Ein Bauer von Maur, Namens Gretler, beklagte sich bei dem Landvogt über die Unverträgsamkeit seiner Frau, die immerfort mit ihm zanke, ihn mißhandle und ihm sogar in ihrer Wut eine Schale siedenden Kaffee über die Brust gegossen habe, wovon die Spuren wirklich noch sichtbar waren. Landolt ließ sich mit diesem Manne in eine lange Unterredung ein, ohne mit sich selbst einig werden zu können, wer von den beiden Eheleuten eigentlich der bösere Teil sein möchte. Endlich sprach er: „Ich sehe wohl, daß du ein geplagter Hiob bist, und will dir Recht schaffen. Künftigen Sonntag lasse ich dein Weib in die Drille (einen großen hölzernen Käfig, in welchen man Sträflinge einsperrte und darin so lange im Kreise herum drehte, bis ihnen übel wurde) sperren, und dann kannst du den giftigen Satan vor der ganzen versammelten Gemeinde drillen, so lang es dir gefällt!“ Der Bauer erschrak und beteuerte dem Landvogt, dazu könne er sich unmöglich verstehen. Wenn auch böse, so sei sie doch seine Frau, und es stehe ihm nicht an, dieselbe vor den Augen aller Welt der Schande preiszugeben. Er hätte eigentlich nur gewünscht, der Herr Landvogt möchte ihr einen kräftigen Zuspruch halten. Landolt hieß ihn abtreten und die Frau rufen. „Ich höre,“ begann er zu dieser,

und es gezieme ihm nicht, sie in solcher Art der öffentlichen Schande preiszugeben. Er möchte bitten, es etwa bei einem kräftigen Verweise bewenden lassen zu wollen. Hierauf ließ der Landvogt den Mann hinausgehen und die Frau wieder eintreten. „Euer Mann ist," sagte er zu ihr, „allem Anscheine nach ein Taugenichts und hat sich selbst den Kopf verbrüht, um Euch ins Unglück zu stürzen. Seine ausgesuchte Bosheit verdient die gehörige Strafe, die Ihr selbst vollziehen sollt! Wir wollen den Kerl am Sonntag in das Drillhäuschen setzen, und Ihr möget ihn alsdann vor allem Volk so lange drillen, als Euer Herz verlangt!" Die Frau hüpfte, als sie das hörte, vor Freuden in die Höhe, dankte dem Herrn Landvogt für den guten Spruch und schwur, daß sie die Drille so gut drehen und nicht müde werden wolle, bis ihm die Seele im Leibe weh thue!

„Nun sehen wir, wo der Teufel sitzt!" sagte der Landvogt in strengem Ton und verurteilte das böse Weib, drei Tage bei Wasser und Brot im Turm eingesperrt zu werden. Zornig blickte der Drache um sich, und als sie links und rechts die Frauen mit den Rosen sitzen sah, die sie furchtsam betrachteten, streckte sie nach beiden Seiten die Zunge heraus, ehe sie abgeführt wurde.

229 ff.

Jetzt erschien ein ganz abgehärmtes Ehepaar, das den Frieden nicht finden konnte, ohne zu wissen, warum ......

Als dieser [der Landvogt] sie nun nacheinander abhörte und ihr trostloses Zänkeln, das gar keinen Kompaß noch Steuerruder hatte, wahrnahm, erkannte er die Natur ihres Handels und verurteilte das Paar zu vier Wochen Gefängnis und zum Gebrauch des Ehelöffels. Auf einen Wink nahm der Weibel dieses Gerät von der Wand, wo es an einem eisernen Kettlein hing. Es war ein ganz sauber aus Lindenholz geschnitzter Doppellöffel mit zwei Kellen am selben Stiele, doch so beschaffen, daß die eine aufwärts, die andere abwärts gekehrt war.

231.

Nach diesem wurde, und zwar aus dem Gefängnis, eine verdrießliche, dicke Frau vorgeführt, die mürrisch um sich blickte und sich nicht wohl befand. Es war die Gattin eines Untervogts, welche ihren Mann beredet hatte, den Landvogt mit einem Kalbsviertel zu bestechen, daß er ihnen günstig gesinnt würde und durch die Finger sehe. Herr Landolt hatte die Frau, die das Fleisch selbst hertrug und scherwenzelnd überreichte, so lange in den Turm gesetzt, bis das Viertelskalb von ihr aufgegessen war, das sorgfältig für sie gekocht wurde. Sie hatte

„Du lebest in einer schlimmen Ehe und geratest öfters in heftigen Wortwechsel mit deinem Manne? Es muß wohl ein nichtsnutziger Kerl sein!“ „Ja wohl ist er das,“ erwiederte das Weib und fieng nun an, sich mit geläufiger Zunge in einen ganzen Strom bitterer Klagen über des Mannes Fehler zu ergießen. „Wenn dem also ist,“ sprach Landolt, „so werde ich dir wohl Ruhe verschaffen müssen. Weißt du was! Wir lassen den Schwerenöter am Sonntag in die Drille setzen, und dann kannst du ihn selbst nach Herzenslust kuranzen.“ Jetzt funkelten die Augen der Xanthippe, und freudig rief sie aus: „Ja, ja, Herr Landvogt, das will ich mit tausend Freuden tun; ich will ihn drillen, daß er an mich denken soll!“ Nun wußte Landolt, wen er vor sich hatte, und ließ die Zänkerin zwar nicht drillen, aber doch für ein paar Tage bei Wasser und Brot einsperren, bis sie mürbe geworden war.

S. 234.

Vagabunden und Gaunern ließ er die Haare hart am Kopf abscheeren und dieselben über die Grenze bringen; zanksüchtige Nachbarn oder Eheleute zusammen einsperren und mit dem nämlichen Löffel so lange aus der gleichen Schüssel essen, bis sie sich unter einander vertragen lernten.

S. 226 f.

Strenger strafte kein Landvogt, aber gerechter war auch keiner, als er. Trotz der Bauern konnte er gar nicht vertragen, alle Schmeichelei war ihm verhaßt, auch den geringsten Versuch, ihn gewinnen zu wollen, wies er kräftig ab.

So hatte der Untervogt von Maur gehofft, sich bei dem Landvogt beliebt zu machen, indem er ihm durch seine Frau ein Kalbsviertel übersandte. Landolt, der diese freundlich empfangen hatte, änderte plötzlich den Ton, als sie ihm das Geschenk darbot, ließ ihr

sich begreiflicher Weise damit beeilt, so sehr sie konnte, und vermochte nun ein gewisses Mißbehagen nicht zu verbergen. Der Landvogt eröffnete ihr, daß die Verzehrung des Kalbsviertels als Strafe für einen Bestechungsversuch anzusehen sei, daß aber für die Verleitung des eigenen Ehemannes zum Bösen eine Geldstrafe von 25 Gulden und für die nachgiebige Schwäche des Mannes eine Buße von wiederum 25 Gulden auferlegt werde, was der Schreiber vormerken möge. Die dicke Frau machte eine ungeschickte Verbeugung und watschelte, mit beiden Händen den Bauch haltend, von dannen.

232.

Zwei Schwestern von schöner Leibesbeschaffenheit waren angeschuldigt, den stillen und harmlosen Ehemännern nachzustellen und Zwietracht und Unglück in den Haushaltungen zu stiften, und überdies ihre eigene alte Mutter auf dem Krankenlager hülflos hungern und dahinsiechen zu lassen. Vor das Gericht des Landvogts gerufen, erschienen sie in verlockend üppigem Gewande, die Haare in verwegener Weise geputzt und mit Blumen geschmückt; und mit süßem Lächeln, feurige Blicke auf den Landvogt werfend, traten sie auf. Ihre freche Absicht erkennend, brachte er das Verhör sofort zu Ende und befahl, sie hinaus zu führen, ihnen die schönen Haare am Kopfe wegzuschneiden, die Dirnen mit Ruten zu streichen und sie so lange an das Spinnrad zu setzen, bis sie einiges für den Unterhalt der Mutter verdient hätten.

232 f.

Hierauf erschienen zwei religiöse Sektierer als Kläger; die hatten dem Landvogt den Bürgereid verweigert und sich beharrlich der Erfüllung aller bürgerlichen Pflichten widersetzt, ohne den wiederholten gütlichen Ermahnungen irgendwie Gehör zu geben, alles unter Hinweis auf ihren Glauben und inneren Beruf. Sie beklagten sich jetzt über arme Leute, welche in ihre Waldungen gedrungen seien und sich nach Belieben mit Brennholz versehen hätten.

„Wer seid Ihr?“ fragte der Landvogt, „ich kenne Euch nicht!“

„Wie ist das möglich?“ riefen sie, indem sie ihre Namen nannten. „Ihr habt uns ja schon mehrmals hierher berufen und den Amtsboten zu uns gesandt mit schriftlichen und mündlichen Befehlen!“

„Ich kenne Euch dennoch nicht!“ fuhr er kaltblütig fort; „da Ihr selbst daran erinnert, wie Ihr keine bürgerlichen Pflichten anerkannt habt, so vermag ich Euch kein Recht zu erteilen; geht und suchet, wo Ihr es findet!“

eine Flasche Wein bringen und befahl der Köchin, einen Teil des Fleisches auf der Stelle zu kochen. Die Frau Untervögtin merkte, daß etwas ungewöhnliches erfolgen dürfte, und wollte sich verabschieden, aber Landolt hielt sie auf, bis das Fleisch gekocht war und ihr vorgesetzt werden konnte. Sie weigerte sich, davon zu kosten; da sprach der Landvogt mit großem Ernst, er überlasse ihr die Wahl, entweder das Kalbsviertel im Turm bis auf den letzten Bissen selbst zu verzehren, oder das gekochte und rohe Fleisch wieder heim zu tragen. Erschrocken packte sie die Bescherung ein und ward mit der Weisung entlassen, dergleichen nie mehr gegen einen öffentlichen Beamten zu versuchen.

H. 207.

In Eglisau wurden zwei bildschöne Mädchen, wegen leichtsinnigem Wandel, den die Mutter heimlich unterstützte, bei Landolt verklagt. Als er dieselben vor sich beschied, verlangten sie abgesöndert, unter vier Augen, verhört zu werden, und zeigten sich nun, wahrscheinlich von der Mutter unterrichtet, dem Landvogt in einem so lockern Aufzug, daß dieser, von ihrem Vorhaben, ihn durch ihre Reize zu bestechen, überzeugt, in edelm Eifer die freveln Dirnen in den Thurm führen und, ohne Schonung ihrer zarten Haut, mit der Ruthe züchtigen ließ.

H. 240 f.

Separatisten aus der Gegend von Rafz hatten dem Landvogt nicht gehuldigt und sich nie zu irgend einer Erfüllung bürgerlicher Pflichten verstehen wollen. Nachdem Landolt ihnen wiederholt Vorstellungen gemacht, die alle fruchtlos blieben, gestattete er bei herbem Winter armen Leuten aus der Nachbarschaft, sich Holz aus den Waldungen der widerspenstigen Sonderlinge zu holen. Wie er es erwartet hatte, standen diese bald vor ihm und brachten ihre Klage über den verübten Frevel vor. „Wer seid ihr?" fragte Landolt, „ich kenne euch nicht!" „Wie ist es möglich, daß Ihr uns nicht kennen solltet, Herr Landvogt?" war die Antwort, „wir sind ja die und die!" „Euern Namen weiß ich wohl," erwiederte Landolt, „aber ich kann euch doch nicht für Schweizerbürger und Herrschaftsangehörige halten, da ihr mich auch nicht als euern Landvogt anerkennet. Ihr habt weder Militärdienste noch bürgerliche Pflichten gegen das Vaterland erfüllen wollen, ihr gehöret also niemand an. Geht und schafft euch selbst

Betroffen schlichen sie hinaus und suchten schleunig das Recht durch die Erfüllung der Pflichten.

233.

In ähnlicher Weise beschied er noch einige Parteien und Vorgeladene mit seinen guten Einfällen; er schlichtete Zwistigkeiten und bestrafte die Nichtsnutzigen, und es war insbesondere zu beachten, daß er, den Fall mit dem bestechungssüchtigen Untervogt ausgenommen, keine einzige Geldbuße aussprach und nicht einen Schilling bezog, während doch die Vögte diese Seite der Gerichtsbarkeit als eine Quelle ihrer Einnahmen zu benutzen angewiesen waren und sie nicht selten mißbrauchten. Seine Rechtsprechung stand deshalb bei hoch und niedrig in gutem Geruche;

233.

seine Urteile wurden in zwiefachem Sinne als salomonische bezeichnet, und die heutige Sitzung nannten die Leute noch lange wegen des Rosenduftes, der den Saal erfüllte, das Rosengericht des Landvogts Salomon.

247.

Später erhielt der Obrist die Landvogtei Eglisau am Rhein, wo er blieb, bis es überall mit den Landvogteien ein Ende hatte und im Jahre 1798 mit der alten Eidgenossenschaft auch die Feudalherrlichkeit zusammenbrach.

247.

Er sah nun die fremden Heere sein Vaterland und die schönen Thäler und Höhen seiner Jugendzeit überziehen, Franzosen, Oesterreicher und Russen. Wenn auch nicht mehr in amtlicher Stellung, war er doch überall mit Rat und Hülfe thätig, stets zu Pferd und unermüdlich; aber in allem Elend und Gedränge der Zeit wachte sein künstlerisches Auge über jeden Wechsel der tausenderlei Gestalten, die sich wie in einem Fiebertraume ablösten, und selbst im Donner der großen Schlachten, deren Schauplatz seine engste Heimat war, entging ihm *kein* nächtlicher Feuerschein, *kein* spähender Kosak oder Pandure im Morgengrauen.

Recht, ich kann euch keines erteilen!" Betroffen schlichen die Leute sich fort und fügten sich in der Folge in alles, was von ihnen gefordert wurde, wogegen Landolt sie dann auch vor allen ferneren Beeinträchtigungen schützte. Als z. B. einer dieser Sektierer gestorben war und die Dorfgemeinde sich weigerte, ihn auf dem Kirchhofe begraben zu lassen, unter dem Vorwand, er habe bei seinen Lebzeiten die Kirche auch nie besuchen wollen, ritt Landolt selbst hinaus, beschwichtigte die erhitzten Gemüter und ließ den Toten nach christlichem Gebrauch feierlich zur Erde bestatten.

H. 246 f.

Landolt hätte bei seiner einfachen Lebensweise nicht nur von seinem eigenen Vermögen in Greifensee keinen Heller zusetzen, sondern noch eine bedeutende Summe von den Einkünften der Vogtei vorsparen können, wenn er mehr Geldbußen eingezogen und nicht jeden Vorschuß zur Unterstützung der Armen, zur Aufmunterung des Fleißes und zu tausend andern guten Werken verwendet hätte. Als er abzog, beteuerte er mit großem Ernst und einem derben Schwur, wenn er sich bewußt wäre, nur einen Gulden mehr in der Tasche zu tragen, als er hergebracht, so würde er denselben auf seinem Heimwege in den See schmeißen.

H. 239.

Salomon Landolts Urteilssprüche trugen oft einen so besondern Charakter, daß man sie in doppelter Beziehung mit Recht salomonisch nannte.

[Vgl. Heß, Seite 96 ff., wo die Angaben Kellers ihre Bestätigung finden.]

H. 130.

Früh und spät, wo nur ein Schuß fiel, war er dabei und machte den kleinen Krieg, der täglich in den waldigen Talgründen der Sihl und von Wollishofen bis Albisrieden in mehr und minder bedeutenden Scharmützeln geführt wurde, oft mit augenscheinlicher Lebensgefahr, als Freiwilliger ratend und anfeuernd, mit.

H. 134.

Aber dieses rastlose Getreibe hatte auch noch unendlichen Reiz für Landolts Kunstsinn. Hier sah er zum ersten Male den Krieg nicht nur in Abbildungen oder aus Lustlagern bloß zum Scheine ge-

247.

Als die Sturmfluten sich endlich verlaufen hatten, wechselte er, malend, jagend und reitend, häufig seinen Aufenthalt und starb im Jahre 1818 im Schlosse zu Andelfingen an der Thur. Von jener letzten Zeit sagt sein Biograph: An warmen Sommernachmittagen blieb er allein unter dem Schatten der Platanen sitzen, zumal während der Ernte, wo die ganze kornreiche Gegend von Schnittern wimmelte. Er sah denselben gern von seiner Höhe zu. Wenn sie bei der Arbeit sangen, pflückte er wohl ein Blättchen, begleitete, leise darauf pfeifend, die fröhlichen Melodieen, welche aus dem Thale heraufschwebten, und entschlummerte zuweilen darüber, wie ein müder Schnitter auf seiner Garbe.

247.

Im Spätherbste seines siebenundsiebzigsten Lebensjahres, als das letzte Blatt gefallen, sah er das Ende kommen.

247 f.

„Der Schütze dort hat gut gezielt!“ sagte er, auf das elfenbeinerne Tötlein zeigend, das er von der Großmutter geerbt hatte. Die Figura Leu, welche noch im alten Jahrhundert gestorben, hatte das feine Bildwerk von ihm geliehen, da es ihr Spaß mache, wie sie sich ausdrückte. Nach ihrem Tode hatte er es wieder an sich genommen und auf seinen Schreibtisch gestellt.

führt, sondern in seiner ganzen lebendigen Wirklichkeit; er sah nicht nur die deutschen, böhmischen und ungarischen Völker, sondern auch die Bewohner des fernen Nordens, sogar Kosaken, Kalmüken und Kirgisen in ihren eigentümlichen Trachten, auf ihren schnellfüßigen Kleppern, hin- und herjagen; sah diese grotesken Gestalten in den reizenden Gegenden des Sihlstroms und der Limmat in wechselnder Beleuchtung mannigfaltig gruppiert; sein tätiger Geist teilte sich in die Sorge für das Vaterland, in militärische Pflichten und in malerische Beobachtungen. Keine charakteristische Zusammenstellung, kein Detail von Kostüm und Waffengeräte, kein seltener Lichteffekt auf die so bekannte und doch mit so fremdartigen Gegenständen staffierte Landschaft entgieng seiner immer regen Aufmerksamkeit, und der Gesamteindruck aller dieser Erscheinungen brachte seiner Kunst auffallenden Gewinn, indem er hier alle die Bilder auffaßte, die nachher mit so viel Wahrheit und Feuer seiner neubelebten Phantasie entquollen.

H. 258.

Wenn Geschäfte den Oberamtmann abriefen, blieb er allein unter dem Schatten der Platanen sitzen, zumal während der Ernte, wo die ganze kornreiche Gegend von Schnittern wimmelte. Er sah diesen gern von seiner Höhe zu. Wenn sie bei der Arbeit sangen, pflückte er wohl ein Blättchen, begleitete, leise darauf pfeifend, die fröhlichen Melodien, welche aus dem Tal heraufschwebten, und entschlummerte zuweilen darüber, „wie ein müder Schnitter auf seiner Garbe".

H. 286 f.

Als die welken Blätter von den Bäumen gerieselt waren und der Herbstnebel sich immer tiefer einsenkte, wurde Landolt von seinem Uebel noch stärker geplagt. Allein der alte Soldat, wenn auch längst zur Uebergabe entschlossen, wollte sich doch nicht auf die erste Aufforderung körperlich besiegen lassen und setzte sich den 18. November noch einmal zu Pferd, um einige Bekannte nach Ossingen zu begleiten.

H. 288.

Am Abend des 20. Novembers, nachdem er eine Weile vor sich hingestaunt hatte, sprach er plötzlich, wie für sich selbst: „Der donners krumme Schütze hat doch recht gezielt!" „Was für ein Schütze?" frug sein Hausfreund. „Hm, der Knochenmann", erwiederte Landolt, indem er auf die Brust deutete, „der hat mich hier gut getroffen!"

248.

Die Frau Marianne ist im Jahre 1808 abgeschieden, ganz ermüdet von Arbeit und Pflichterfüllung, ihrer Leiche folgte aber auch ein Grabgeleite, wie einem angesehenen Manne.

S. 163 f.

Mit dieser seltenen Hingebung und Entschlossenheit starb die sonderbare Frau am Charfreitag des Jahres 1808 und wurde am festlichen Ostermontagmorgen auf dem Friedhof in der Enge beigesetzt. Landolt begleitete die Leiche an der Spitze des zahlreichen, aus allen Verwandten, Freunden, Bekannten, Nachbarn und der ganzen Künstlergesellschaft bestehenden Zuges an das Grab, weinte bittere Tränen und war mehrere Tage untröstlich.

Berichtigungen:

Seite 9, Zeile 22 lies: „Literatur" statt „Literaturgeschichte".
„ 10, „ 13 „ „ablegen" statt „ablegten".
„ 15, „ 23 „ „schrieb und die Worte hinzusetzte" statt „schrieb", und die Worte hinzuzusetzen".
„ 21, „ 24 „ „verstrickt" statt „versteckt".
„ 40, „ 1 „ „nun ein" statt „ein nun".
„ 48, Anmerk. „ „Vgl. Z.-St. Korrespondenz Escher-Füßli" statt „Vgl. den Anhang".
„ 71, Zeile 9 lies: „Improvisation" statt „Improsation".

